Wickede

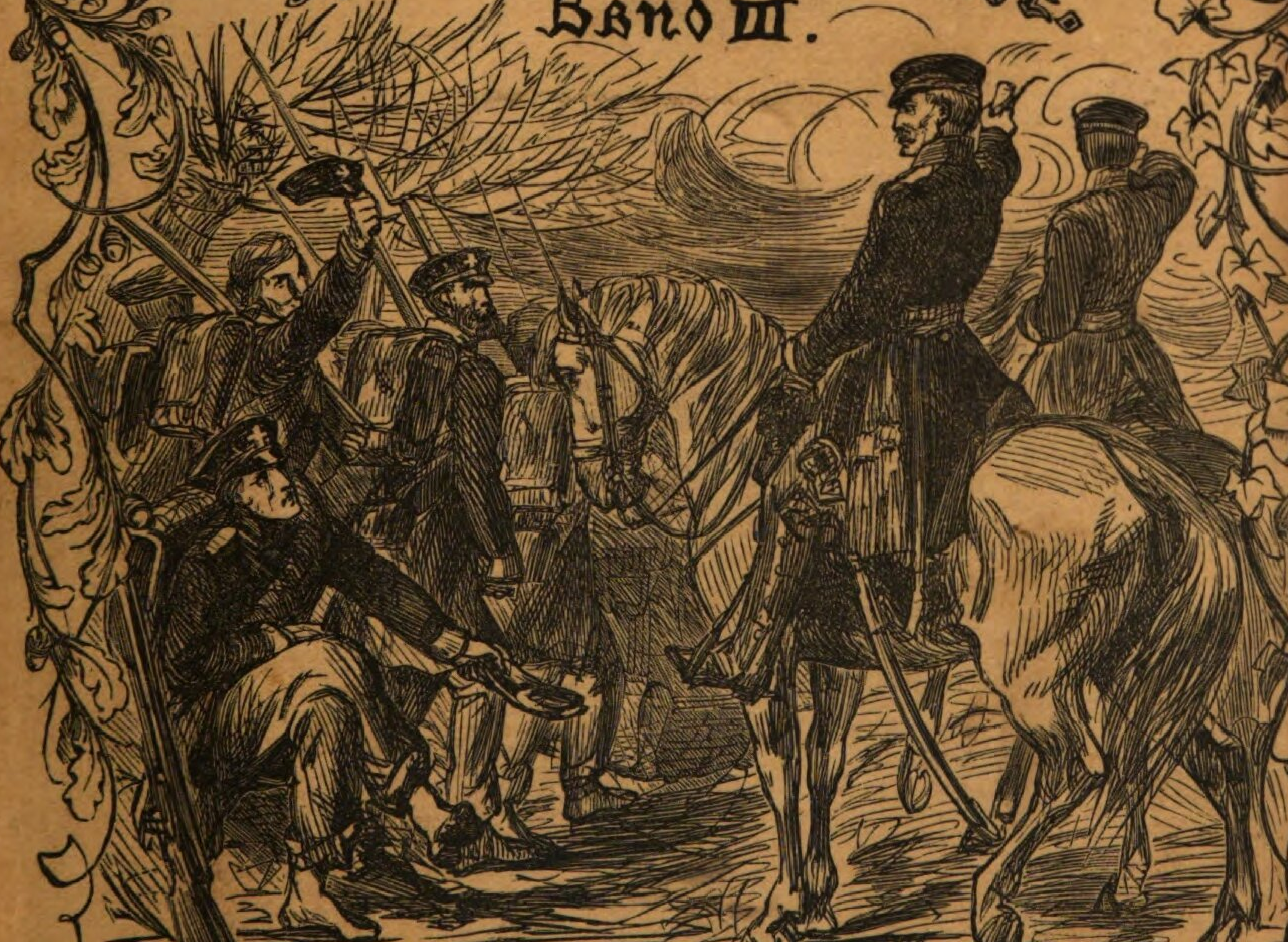


Ein deutsches Reiterleben

von

Julius v. Wickede.

Band III.



Berlin Verlag v. Alexander Duncker 1861

Ein

Deutsches Reiterleben.

Erinnerungen

eines alten Husaren-Officiers

aus den Jahren 1802 bis 1815,

herausgegeben

von

Julius von Wickede.

Dritter Theil.

In Rußland. — Anstellung als Rittmeister. — Feldzug von 1812. — Brand von Moskau. — Befreiungskämpfe in Deutschland. — Schlacht bei Leipzig. — Durch Frankreich nach Paris. — Napoleon in Fontainebleau. — Ligny und Belle-Alliance.

Berlin,

Verlag von Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhändler.

1861.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Der erste Eindruck von St. Petersburg. — Kourierfahrt nach Wilna. — Ueberfüllung der Stadt. — Anstellung als Rittmeister. — Kurze Charakteristik des Obergenerals Barclay de Tolly. — Die deutschen Officiere im russichen Heere. — General von Phull und Oberst von Wolzogen. — Stärke, Organisation und Beschaffenheit des Heeres. — Verschiedenartigkeit des Officiercorps. — Sehr schwierige Stellung der deutschen Officiere. — Unzufriedenheit über den Rückzug.

Der Anblick von St. Petersburg in den Frühstunden eines hellen, klaren Junimorgens machte auf mich einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Diese ungeheuren Straßen, die sich in geraden Linien so lang hinziehen, daß das Auge ihren Lauf nicht verfolgen kann, waren zu beiden Seiten mit Reihen großer, sauber gehaltener Gebäude, die einen ganz gleichen Styl in ihrer Anlage zeigten, besetzt und wechselten mit weiten Plätzen, auf denen ganze Divisionen sich bequem in Parade aufstellen konnten, welche meist von sehr großartigen und glänzenden, aber dabei doch monoton aussehenden Bauwerken umgeben waren. Verhältnißmäßig waren sehr wenig Menschen und Fuhrwerke, die in diesen weiten Räumen noch vereinzelter aussahen,

zu erblicken, und so hatte das Ganze trotz aller äußeren Pracht doch etwas Oedes und Einförmiges. Man sah der Stadt gleich auf dem ersten Blick an, daß sie durch das Gebot eines einzigen kräftigen Monarchen in kurzer Frist geschaffen, und nicht nach und nach im Laufe der Jahrhunderte aus dem gesteigerten Bedürfnisse des Volkes zu ihrer jetzigen Größe herangewachsen sei. Welch ein Unterschied war überhaupt in dem ganzen Leben und Treiben auf den Straßen, zwischen St. Petersburg und London, oder auch, wenn freilich in ganz anderer Weise, zwischen ersterer Stadt und Lissabon zu bemerken. Trotz allen Glanzes der öffentlichen Gebäude und der schönen, geraden und sehr reinlich und ordentlich gehaltenen Straßen, übte St. Petersburg im Allgemeinen einen wenig anziehenden Eindruck auf mich aus und ich glaube, ich würde mich auf die Länge niemals darin behaglich gefühlt haben. Es war mir zu viel kasernenmäßiges in dem Ganzen, und so sehr ich auch Soldat durch und durch bin, so habe ich doch dem Leben in den Kasernen zu keiner Zeit sonderlichen Geschmack abgewinnen können und solches stets nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet.

Ich hielt mich jetzt nahe an 14 Tage in Petersburg auf, und da ich einige gute Empfehlungsschreiben dahin mitbrachte, so ward ich sogleich mit jener liebenswürdigen Gastfreundschaft aufgenommen, wie ich solche in der ausgedehnten Weise nur in Rußland und sonst in keinem anderen Lande der Welt wiedergefunden habe. Da sowohl der Kaiser Alexander, wie auch fast alle höheren Generale und Militairbeamte des Reiches, sich nicht mehr in Petersburg,

sondern schon in Wilna, wo damals das Hauptquartier der activen Operationsarmee war, befanden, so eilte ich sehr dahin zu kommen. Ich konnte dort allein der Erfüllung meines Wunsches, als activer Officier im russischen Heere eine Anstellung zu erhalten, entgegensehen, während ich in der Hauptstadt nur gute Rathschläge und nützliche Empfehlungsbriefe entgegennahm. Da ich noch nicht wußte, bei welchem Corps ich würde eintreten können, so konnte ich mich auch in Petersburg noch nicht vollständig equipiren; schaffte mir hingegen manche Sachen an, die mir im Feldleben unter allen Umständen nützlich waren; Waffen und einige andere gut befundene Gegenstände zur Ausrüstung für einen Reiterofficier brachte ich noch von der pyrenäischen Halbinsel mit.

Es war sehr erfreulich für mich, daß ich die Fahrt von Petersburg nach Wilna mit einem russischen Officier machen konnte, der als Kourier mit Depeschen dahin abgeschickt wurde. Ich ersparte so nicht allein über die Hälfte der Reisekosten, sondern fuhr auch ungleich angenehmer und schneller, als wenn ich allein gereist wäre. Freilich mußte ich mich jetzt dafür bequemen, Tag und Nacht unterwegs zu sein, und die ganze weite Fahrt ohne eine längere Rast, als nöthig war um in den Stationshäusern die Postpferde zu wechseln, zurücklegen. Doch mein Körper war damals wieder für alle möglichen Strapazen vollkommen gekräftigt; mein Reisegesellschafter, der leidlich deutsch und französisch sprach, war ein sehr angenehmer Mann von frischem Humor; guten Proviant an kalten Fleischspeisen aller Art und Rum hatten wir in unserem

geräumigen Wagen verpackt, in den meisten Posthäusern konnte man auch in größter Geschwindigkeit eine warme Tasse Thee, dies Nationalgetränk der vornehmeren Russen, erhalten, und da auch das Wetter günstig und der Weg größtentheils nicht schlecht war, so verging mir die Zeit ganz vergnüglich. Welche ungeheure Landstrecken in Rußland aber vorhanden sind, und welche Flächen des fruchtbaren Bodens nur der fleißigen Hände harren, um einen zehnmal größeren Ertrag wie bisher der Fall war, zu liefern, konnte ich auf dieser Reise so recht erkennen. Wahrlich ein Kaiser von Rußland hat nicht nothwendig, auswärtige Eroberungen zu machen; im Innern seines ungeheuren Reiches liegen noch so weite Landstrecken, daß er seine Unterthanen um die Bevölkerung von mehr als einem Königreich vermehren kann, ohne daß sie deshalb so nahe zusammengedrängt, wie in jenen unglücklichen europäischen Fabrikdistrikten neben einander leben und in einem kümmerlichen Dasein sich abplagen müssen. Was mich auf dieser Fahrt aber ungemein verdroß, war der Umstand, daß ich bemerkte, wie sehr ich das wenige Russisch, das ich in den Jahren 1807—1808 erlernt, jetzt wieder vergessen hatte. Für einen Officier, der in einem fremden Heere dienen will, ist es aber höchst peinlich, wenn er die Sprache der Soldaten desselben nicht versteht, und ich war daher jetzt ungemein fleißig, wieder etwas Russich radebrechen zu lernen.

In Wilna, einer alten schmutzigen Stadt, die wie dies in allen, ehemals polnischen Städten der Fall ist von unsauberen, widerlich zudringlichen Juden wimmelte, lang-

ten wir am 20. Juni 1812 an. Es herrschte ein ungemein bewegtes Leben und Treiben in den engen Straßen dieser Stadt, welches von der Oede, die ich in Petersburg gefunden hatte, ganz ungemein abwich. Alle Häuser waren mit Officieren und Soldaten vollgefüllt, selbst höhere Stabsofficiere mußten sich mit einem elenden Zimmer in einer schmutzigen Schenke begnügen, und die Gastwirthe und Händler — größtentheils langbärtige Juden — machten ungeheure Geschäfte und verstanden es vortrefflich, sich die schlechtesten Sachen zu den unverschämtesten Preisen bezahlen zu lassen. In dieser Hinsicht war es selbst in Lissabon, im Herbst von 1810, als Lord Wellington mit seinem ganzen Heere hinter den Linien von Torres-Vedras stand, nicht so arg gewesen.

Der Kaiser Alexander mit seinem überaus zahlreichen Stabe befand sich wie gesagt jetzt in Wilna und da nun noch ein beträchtlicher Theil der ersten activen Operationsarmee in der Stadt und deren Umgegend kantonnirte, außerdem aber zahllose Officiere aller Grade und Waffengattungen oft aus den entferntesten Gegenden des ungeheuren Reiches zu den verschiedensten Zwecken hier zusammenströmten, so kann man sich vorstellen, welch militairisches Getreibe überall im Orte herrschte.

Da mein Reisegefährte als Kourier seine Depeschen sogleich abgeben und, nach kaum einer Stunde Aufenthalt, schleunigst wieder mit anderen Befehlen nach Moskau weiterjagen mußte, so konnte er sich natürlich meiner nicht weiter annehmen. So stand ich denn mit meinen Sachen ziemlich rathlos in dem offenen Schuppen eines Posthalter-

stalles, wo wir abgestiegen waren, wußte nicht wohin ich mich wenden sollte, um nur das nothdürftigste Plätzchen zu finden, und mochte in solcher Verlegenheit eine ziemlich alberne Figur spielen. Wo ich mich auch nach einem Quartier erkundigte, erhielt ich nur Achselzucken oder einen abweisenden Bescheid, und selbst die jüdischen Factoren, die sonst für Geld Alles anzuschaffen wissen, konnten oder wollten mir keinen Rath geben. Dazu durfte ich mich nicht allzuweit von meinen Sachen entfernen, sondern mußte solche wie eine Gluckhenne ihre Küchlein stets mit den Augen hüten, da sie sonst bei dem zahllosen jüdischen und christlichen Diebsgesindel, welches sich hier umhertrieb, sicherlich sehr bald verschwunden sein würden. Das war denn ein gar kläglicher Anfang meines Eintritts in russische Dienste, und die Sache kam mir so komisch vor, daß sich meiner ein Humor der Verzweiflung bemächtigte, und ich aus vollem Halse darüber lachen mußte, wie ich so auf meinen Mantelsäcken hockte, hungrig ein großes Stück Schinken, das mir mein Reisegefährte als letztes Andenken hinterlassen hatte, verzehrte und ein Glas schlechten Brandwein, den mir ein Postknecht verkaufte, durstig austrank. Das alte Sprichwort „Gott verläßt einen Deutschen nicht“ ging auch jetzt wieder bei mir in Erfüllung. Hunderte von russischen Soldaten der verschiedensten Waffengattungen waren achtlos an mir vorübergegangen, als plötzlich ein alter, weißbärtiger donischer Kosack bei mir stehen blieb, mich scharf mit seinen kleinen grauen Augen fixirte und dann in gebrochenem Deutsch meinen Namen nannte und sich sehr über mein

Hiersein zu freuen schien. Jetzt erkannte ich auch den Alten wieder, den ich im Winter 1807 während meines Aufenthalts im russischen Hauptquartier mitunter als Ordonnanz bei mir gehabt und dann stets mit Tabak reichlich beschenkt hatte. Wer einen Kosacken im russischen Heere zum Freund hat, der ist so leicht nicht verloren. Der Alte erzählte mir sogleich, daß ein russischer Officier, mit dem ich, wie er noch sehr genau wußte, damals näher bekannt gewesen war, jetzt als Oberstlieutenant hier anwesend sei und sich gewiß sehr freuen werde, mich wiederzusehen. Nun hatte ich doch einigen Anhalt! Mein braver Freund holte zwei Kosacken herbei, die unterdeß bei meinen Sachen als Wächter bleiben mußten, und führte mich dann zu dem Oberstlieutenant. Glücklicher Weise traf ich denselben, der in einer entfernten Vorstadt von Wilna wohnte, noch zu Hause, und ward von ihm mit wahrer, alter kameradschaftlicher Herzlichkeit aufgenommen. Auf meine Klagen wegen eines Quartiers meinte der Oberstlieutenant lachend, einen großen Ueberfluß an Zimmern besitze er freilich auch nicht, denn die ungeweißte, niedrige, fast unmöblirte Bauerstube, in der wir uns befanden, sei der einzige Raum, über den er gebieten könne; allein diesen wolle er herzlich gern mit mir theilen. So war ich denn vorläufig wieder geborgen, meine Sachen wurden von einigen Soldaten geholt, und ich konnte zum erstenmal seit meiner Abfahrt von St. Petersburg mich ordentlich reinigen, umkleiden und dann, auf ein Bund Stroh gestreckt, einen langen erquickenden Schlaf thun. Wenn man von Petersburg bis Wilna als Kourier in einer Kibitke ohne Rast gefahren ist, sehnt man sich sehr danach, seine Glieder auf

einem Strohlager gehörig wieder ausrecken zu können, und auch der Schlaf stellt sich recht bald ein, mögen noch so viele Ordonnanzen in dem Zimmer, wo man sich befindet, aus- und einklirren. Am anderen Morgen machte ich eine so gute Toilette wie ich vermochte, und begab mich dann auf den Weg, meine verschiedenen Empfehlungsbriefe abzugeben. Der wichtigste derselben war an den russischen Kriegsminister Barclay de Tolly, einen geborenen Liefländer, der augenblicklich die erste Westarmee hier befehligte, gerichtet und mir von einer sehr einflußreichen Persönlichkeit in Petersburg mitgegeben worden. Bei einem so hohen General sogleich eine Audienz zu erhalten, war nicht so leicht und so hatte ich das Vergnügen, in dem Vorzimmer desselben einige Stunden warten zu müssen. Die vielen aus- und eingehenden Officiere und Ordonnanzen aller Waffengattungen, und die mannigfachen Urtheile über militairische Angelegenheiten, die ich hier mit einem Freimuth, der mich in Erstaunen versetzte, aussprechen hörte, verkürzten mir aber die so langweilige Zeit des Wartens ungemein. Der General Barclay empfing mich zwar artig, aber sehr kurz und gemessen, und äußerte, daß mein Wunsch um Anstellung baldige Gewährung finden solle; das Weitere würde ich von seinem Adjutanten erfahren. Kaum 5 Minuten dauerte diese ganze Audienz. Ich bin später häufig mit diesem in der russischen Kriegsgeschichte sehr bekannten General Barclay de Tolly in dienstliche Berührung gekommen und glaube, mir ein bestimmtes Urtheil über ihn gebildet zu haben. Er war kein großer genialer Feldherr, konnte keine ausgedehnten strategischen

Plane entwerfen, vermochte nicht die Soldaten zu einer außerordentlichen Begeisterung hinzureißen, war aber ein ruhig überlegender, kalt besonnener, streng rechtlicher und persönlich äußerst tapferer Mann, der unbedingtes Vertrauen verdiente; allen Intriguen, und ein russisches Hauptquartier ist der Sitz so vieler schlau angelegter, energisch durchgeführter und gehässig betriebener, wie ich solche in dem hohen Grade nirgends wieder gefunden habe, stand der General ziemlich fern', und schon dies ist — wenigstens in meinen Augen — ein ungeheures Verdienst von seiner Seite. Außer an verschiedene andere russische höhere Officiere, die aber theilweise nicht in Wilna persönlich anwesend waren, hatte ich auch ein Empfehlungsschreiben an den früheren preußischen Officier von Wolzogen, der jetzt als Oberst und Flügeladjutant des Kaisers Alexander von Rußland hier angestellt und für den Augenblick dem Stabe des Generals Barclay zugetheilt war. Nur wenigen Menschen bin ich in meinem bewegten Leben zu größerem Danke verpflichtet gewesen und habe sie so vom Grunde meines Herzens schätzen gelernt, als diese edle Persönlichkeit. Von Wolzogen war brav im Gefecht, uneigennützig, rechtlich und von hohen geistigen Fähigkeiten, vielleicht hin und wieder etwas zu sehr Theoretiker und mehr ein Mann des Raths als der rasch entschlossenen That. Seine Thätigkeit war mehr geräuschlos als in die Augen fallend, und dennoch, besonders im Anfang des Krieges, von sehr großem Einfluß, da er überaus viel zur Vermittlung zwischen Barclay und dem früheren preußischen General Phull, der als Generaladjutant

damals noch das unbedingte Vertrauen des Kaisers Alexander besaß, mit beitrug. Mit dem General von Phull bin ich nicht viel in nähere Beziehungen getreten, obgleich er mich vom Jahre 1806 her aus Preußen persönlich kannte und stets gegen mich sehr freundlich war. Ich halte ihn für einen der Kriegswissenschaft vollkommen Kundigen, aber gerade für keinen sonderlichen Practiker, und er besaß mehr die Eigenschaften eines Gelehrten als die eines Soldaten, obwohl er für seine eigene Person wiederholt Beweise seines großen Muthes in der Gefahr gegeben hat. Da der General Phull stets mit weitaussehenden Planen beschäftigt war, so vergaß er darüber leider nur zu oft das ihm nahe Liegende und wenn auch sonst vielleicht Unbedeutende, jedoch für den Augenblick Wichtige. Er konnte, wenngleich schon mehrere Jahre in Rußland anwesend, noch kein Wort russisch sprechen, was die national-russischen Officiere mit Recht sehr verdroß, vergaß alle Namen von ihm nicht wichtig erscheinenden Personen und hatte oft eine unbegreifliche Zerstreutheit, die zu einer Menge von komischen oft aber auch verdrießlichen, ja selbst höchst nachtheiligen Scenen Anlaß gab. Von der eigentlich russischen Partei im Heere ward er ungemein gehaßt; man erdichtete geflissentlich eine Menge der boshaftesten Verläumdungen über ihn und ignorirte gänzlich seinen lebhaften Eifer, in diesem Kriege Rußlands Glanz zu heben und Napoleons Welttyrannei zu brechen, und das viele Gute was er unleugbar gethan hat. Wenn der General von Phull in sehr vieler Hinsicht einen guten Einfluß auf den Kaiser Alexander ausübte, obgleich freilich

sein Hauptplan, die Errichtung und Vertheidigung des großen verschanzten Lagers bei Drissa, einem so genialen Feldherrn wie Napoleon gegenüber sich gänzlich unpractisch zeigte und daher auch niemals zur Ausführung kam, so hatte der General Araktschejew, Oberbefehlshaber der Artillerie, der leider das große Vertrauen des Monarchen besaß, einen desto ungünstigeren. Wenige Menschen habe ich gekannt, gegen die ich einen so tiefen inneren Abscheu gleich beim ersten Anblick faßte, als gegen diesen Grafen. Alle schlechten Eigenschaften, die nur im slavischen Volkscharacter zu finden sind, vereinigten sich in ihm, ohne daß er auch nur eine einzige der vielen guten desselben besaß. Er war kriechend schmeichlerisch gegen alle hochstehenden Personen von Einfluß, und dafür wieder hart, brutal, ja selbst kanibalisch grausam gegen alle Untergebene. Ich war selbst einmal Augenzeuge davon, daß er einem alten, vielfach dekorirten russischen Veteranen, der sein Kommen übersehen und deshalb nicht schnell genug die Mütze vor ihm gezogen hatte, mit einem dicken Stock so über den kahlen Schädel schlug, daß das Blut heraus spritzte, und der Getroffene betäubt zu Boden stürzte. Ohne auch nur einen weiteren Blick auf dies Opfer seiner Brutalität zu werfen, setzte er ruhig seinen Spaziergang fort. Dabei war dieser Mensch so erbärmlich furchtsam, daß seine Feigheit förmlich im Heere sprichwörtlich wurde. Er konnte das Schießen nicht vertragen, und so wie ein Gefecht anfing, jagte er eiligst fort, weil er sonst Nervenzufälle bekommen hätte, und doch war er Obercommandant der Artillerie! Es ist mir stets ein seltsames

Räthsel geblieben, daß ein so milder, weich gestimmter Monarch wie der Kaiser Alexander war, der Jedem nur Gutes zufügen wollte, einen solchen grausamen Wütherich in seiner Nähe dulden, ja sogar ihm in den wichtigsten Dingen großen Einfluß einräumen konnte, statt ihn verdientermaßen infam zu kassiren. An solchen Widersprüchen fehlte es aber im damaligen russischen Heere keineswegs und ein Fremder, der in demselben dienen wollte, mußte sich schon an Vieles gewöhnen, was ihn unangenehm, ja selbst verletzend berührte.

Mit einer später sehr bekannten Persönlichkeit, dem Generallieutenant von Toll, der damals als Oberst im Generalstab von Barclay de Tolly diente, kam ich während dieses Feldzuges auch in vielfache Berührung. Er war ein sehr talentvoller, energischer und vom feurigsten Ehrgeiz beseelter Officier, der viel Tüchtiges geleistet und sich bei jeder Gelegenheit hervorgethan hat. Leider war er dabei aber ungemein rechthaberisch, in seinen Urtheilen schroff absprechend, nicht gern Verdienste Anderer anerkennend und fremden Befehlen folgend, und daher ein Störenfried des guten Einvernehmens, der auch mit fast allen seinen Vorgesetzten und im gleichen Range Stehenden auf sehr gespanntem Fuße lebte und von den meisten Kameraden mehr gemieden als aufgesucht ward. Ich habe Toll immer für einen rechtschaffenen Mann, den nur ein allzu ungemessener Ehrgeiz plagte, gehalten, und von den vielen böswilligen Verläumdungen, die seine zahlreichen Feinde über ihn verbreiteten, kein Wort geglaubt, wie er

denn auch mir beständig ein sehr angenehmer Vorgesetzter gewesen ist.

Schon am 24ten Juni, gerade an dem Tage als Napoleon mit seinem mächtigen Heere über den Niemen ging, empfing ich meine Ernennung zum russischen Rittmeister und wurde dem Elisabethgrad-Husarenregiment aggregirt, vorläufig aber bis zu einer weiteren Verwendung dem Stabe der ersten Armee als Ordonnanzofficier beigegeben. Diese schnelle Erfüllung meiner Wünsche verdankte ich wohl am Meisten der sehr thätigen Verwendung des Obersten von Wolzogen, der sich persönlich meiner ungemein angenommen hatte.

So gut wie dies in Wilna durch Hülfe der geschäftigen und schlau spekulirenden Juden zu bekommen war, equipirte ich mich nun in möglichster Eile, um ja recht bald meinen Dienst antreten zu können. Ich richtete mich dabei mehr für den Dienst im Felde, als für den auf der Parade ein, und vermied allen theuren Luxus, wie solcher von den vielen reichen Officieren des russischen Heeres oft in sehr glänzender Weise getrieben wurde. Auch drei ganz brauchbare, wenn zwar nicht besonders schöne Pferde, zwei von der polnischen und eins von der kosackischen Race, kaufte ich mir, und war somit vollständig für jeden Dienst, den man von mir verlangen sollte, ausgerüstet. Meine Gage, die ich als Rittmeister empfing, war zwar äußerst gering, doch erhielt ich Lebensmittel und Fourage für meine Pferde und brauchte jetzt lange nicht so viel Zuschuß aus meiner Tasche, als in den zwei Jahren, die ich auf der pyrenäischen Halbinsel diente, der Fall gewesen war.

Bevor ich nun zu meinen Erlebnissen während des russischen Feldzuges von 1812 übergehe, will ich noch einige kurze Bemerkungen über das Heer, dem ich jetzt anzugehören die Ehre hatte, vorausgehen lassen. Wie in Rußland bisher stets der Fall gewesen, so war auch diesmal wieder die Armee auf dem Papiere ungleich größer wie in der Wirklichkeit. Jedes Infanterieregiment sollte 3 Bataillone, die zusammen 2200 Mann Stärke hatten, enthalten; der Wahrheit nach waren aber von jedem Regiment nur 2 Bataillone, von kaum 1100 Mann, bei dem activen Heere, während das dritte Bataillon von kaum 300—400 Mann das Depot bildete. Von solchen Bataillonen standen bei dem ersten activen Heere, welches gegen die Franzosen kämpfen sollte, 150, die zusammen nicht mehr wie ungefähr 80,000 Mann unter den Waffen hatten. Die Kavallerie war in besondere Divisionen getheilt und bestand aus 134 Schwadronen der verschiedensten Waffengattungen, die zusammen 21,000 Reiter zählen sollten; in Wirklichkeit aber kaum 17,000 Mann stark sein mochten. Hierzu kamen an 7000 Kosacken, die zwar für das eigentliche Gefecht nicht den mindesten Werth hatten, im kleinen Krieg aber durch ihre Ausdauer, Gewandtheit, Schnelligkeit und große Schlauheit die wichtigsten Dienste leisteten. Die Franzosen haben von 1812—14 die Kosacken stets ungleich mehr wie die russischen Husaren gefürchtet.

Die Artillerie zählte in Wirklichkeit ungefähr 9000 Mann mit 500 Geschützen, obgleich sie dem Etat nach, ebenfalls sehr viel höher sein sollte. So war in das

das Heer, welches der General Barclay befehligte, die Kosacken mit eingerechnet, in der That kaum 110—115,000 Mann aller Waffengattungen stark.

Die sogenannte zweite Westarmee, die der Fürst Bagration befehligte, soll in wirklicher Stärke, wie mir hierüber wohlunterrichtete Officiere versichert haben, kaum 35,000 Mann unter den Waffen gezählt haben, und von gleicher Stärke mochte auch die Reservearmee unter dem General Grafen Tormassow sein. So konnte man höchstens an 200,000 Mann Truppen, darunter einige 20,000 Kosacken, dem Kaiser Napoleon, der mit mindestens an 400,000 Mann zum Kampfe gegen Rußland auszog, gegenüberstellen. Es ergiebt sich, daß also schon in numerischer Hinsicht die russische Armee viel zu schwach war, um sogleich zu einer kräftigen Offensive, wie solche von verschiedenen Seiten dringend gewünscht wurde, übergehen zu können.

Was nun die Armee selbst betraf, so fand ich solche seit 1807, da ich sie zuletzt gesehen, in mancher Hinsicht verändert, ja selbst auch verbessert. Es war unleugbar, daß man den Franzosen manches abgelernt hatte und wenigstens den Versuch machte, eine größere Lebendigkeit, Schnelligkeit und Gewandtheit in der Ausbildung der Truppen, besonders der Infanterie, einzuführen. Daß dies nicht stets auf gewünschte Weise gelungen war, und man es häufig bei dem bloßen Willen hatte bewenden lassen müssen, ohne das vorgesteckte Ziel zu erreichen, liegt nun einmal in anderen Verhältnissen und Sitten Rußlands, die so leicht nicht abzuändern sein werden. Die Truppen waren ziemlich gut gekleidet, mittelmäßig bewaffnet, jedoch sehr schlecht

genährt (ein englischer Soldat hätte sich nicht 8 Tage die dürftige, kraftlose Nahrung gefallen lassen, welche die russischen Soldaten beständig erhielten). Ihre Gewandtheit im zerstreuten Gefecht war sehr gering, wenn sie auch sonst geschlossene Bewegungen in der Linie recht ordentlich ausführten, die Geschicklichkeit im Schießen bei den Infanteristen und im Reiten bei den Kavalleristen war ebenfalls nur äußerst mittelmäßig. Die Reiterei hatte durchweg vortreffliche Pferde, die auch möglichst sorgsam gewartet wurden, doch fehlte den einzelnen Reitern sehr häufig Selbstvertrauen auf sich und ihr Pferd und Gewandtheit in der Führung der blanken Waffe. Ein sehr kühnes Dreinhauen wird man ebenfalls nur äußerst selten in der Geschichte der russischen Kavallerie von 1812—14 verzeichnet finden, und nur einzelne Regimenter, die besonders tüchtige Befehlshaber besaßen, machten hierin eine glänzende Ausnahme. Die Artillerie war ebenfalls vortrefflich bespannt, fuhr schnell und geschickt, schoß aber nur mittelmäßig, da den meisten Officieren und gar den Unterofficieren die dazu nöthigen theoretischen Kenntnisse fast gänzlich mangelten. Ungemein lobenswerth war aber die gute Gesinnung, die man fast durchgehends unter den russischen Soldaten traf, und in dieser Hinsicht war es wirklich eine Freude, ihr Officier zu sein. Die Disciplin war äußerst streng, der Gehorsam unbedingt willig, die Ausdauer im Ertragen der größten Strapazen und ärgsten Entbehrungen bewundernswürdig, die Tapferkeit zwar nicht zu einzelnen tollkühnen Streichen anregend, aber ausdauernd und im Unglück unerschütterlich. Ich habe keine Trup-

pen in der ganzen Welt gefunden, die so ruhig selbst im ärgsten Kartätschenfeuer, ohne zu weichen und zu wanken, stehen blieben, wenn gerade der Befehl dazu da war, als die russischen. Auch im Unglück verlor das Heer nie die Disciplin und der Soldat den Gehorsam gegen seine Vorgesetzten, und von einer Demoralisation, wie solche in den meisten anderen europäischen Heeren nach einer verlorenen Schlacht so leicht vorkommt, war hier niemals das Geringste zu bemerken. Ein großer Vorzug, den die russischen Truppen im Jahre 1812 besaßen, bestand in den vielen altgedienten Soldaten und kriegserfahrenen Officieren, die in ihren Reihen dienten. Manche Veteranen hatten noch die Feldzüge von Suwarow in Polen und Italien mitgemacht; eine größere Anzahl in den Kriegen von 1805—1807 oder 1809 in Finnland, oder später gegen die Türkei gefochten. So durfte man annehmen, daß weit über die Hälfte aller Soldaten den Krieg schon aus eigner Erfahrung kannten und somit gute Lehrmeister hierin für ihre jüngeren Kameraden abgeben konnten. Dazu kam, daß die Soldaten die Franzosen bitter haßten; zumal da diese nun in das russische Gebiet eindringen wollten, sie als Feinde ihrer Religion und ihres Kaisers ansahen, und deshalb glaubten, mit deren Vertilgung ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. Gerade dieser bittere Haß, den alle unteren Volksklassen in Rußland gegen die Franzosen hegten, erregte auch die große Unzufriedenheit über den jetzt gefaßten Kriegsplan des fortgesetzten Rückzuges, um dadurch die Feinde in das Innere des Landes zu locken und somit allmälig aufzureiben.

Im Allgemeinen — sehr viele überaus glänzende Ausnahmen — kamen hiervon natürlich vor, fand ich im Jahre 1812 das Officiercorps des russischen Heeres nicht in dem Grade lobenswerth wie die Mannschaft. Zuerst fiel mir jetzt wieder, wie schon 1807, die bedeutende Verschiedenheit unter den einzelnen Officieren auf, wie ich solche in dem Grade in keinem anderen Heere getroffen habe. Der große Haufe der russischen Subaltern oder, wie es hier hieß „Frontofficiere", bestand aus ziemlich rohen, ungebildeten Menschen, die sich in nichts sehr viel von der gemeinen Mannschaft unterschieden. Es waren zwar viele brave, gute und ihrem Kaiser treu ergebene Männer darunter, die man wohl dieser vielen guten Eigenschaften wegen von ganzem Herzen achten, sich sonst aber als Deutscher nicht sonderlich behaglich in ihrer Gesellschaft fühlen konnte. Auch mochten diese gewöhnlichen russischen Subalternofficiere schon ihrer sehr beschränkten pecuniairen Mittel und dadurch herbeigeführten äußerst frugalen Lebensweise wegen, gar keinen näheren Umgang mit uns Fremden haben, schlossen sich möglichst gegen uns ab und verkehrten nur ausschließlich unter sich. Einen ungemein schroffen Gegensatz zu diesen gewöhnlichen Frontofficieren der Linie, bildeten die Söhne der vornehmen, reichen, hohen Adelsgeschlechter, die zumeist in der Garde, dann in den verschiedenen Hauptquartieren oder auch, wenn sie, wie mitunter wirklich der Fall war, sich wie tüchtige Soldaten zeigten, als noch sehr jugendliche Stabsofficiere in den verschiedenen Linienregimentern dienten. Es waren viele übercivilisirte, in dem höchsten Raffinement des Luxus

erzogene, persönlich sehr übermüthige und dabei doch verhältnißmäßig wenig leistende junge Männer darunter, die außer einem gewissen Grad von Muth, sonst auch nicht die mindesten militairischen Eigenschaften besaßen. Mehr noch wie im Jahr 1807 fand ich jetzt besonders im Anfang des Jahres 1812 diese Klasse von Officieren im Heere und besonders auch im Hauptquartiere des Kaisers vertreten; geflissentlicher noch als damals ging ich ihnen auf das Sorgfältigste aus dem Wege und vermied sorgfältig jeden Verkehr mit ihnen, da ich schon aus Erfahrung wußte, wie höchst unangenehm solcher sei. Im Laufe des Feldzuges von 1812, als die Strapazen immer härter wurden, verschwand ein großer Theil dieser Herren unter den verschiedensten Vorwänden aus dem Heere, und nur die wirklich Tüchtigen derselben, die wenigstens gute Soldaten waren, blieben bei uns zurück. Viele waren schon in den ersten Wochen des Feldzuges durch die vielen Anstrengungen erkrankt, so daß sie schon aus Gesundheitsrücksichten das Heer verlassen mußten. Es war eigenthümlich, wie viel mehr die stets geschonten Garderegimenter von ihren Officieren auf den Krankenlisten hatten, als die oft ungleich härter mitgenommenen Linienregimenter. Ich habe es stets dem General Barclay de Tolly als großes Verdienst angerechnet, daß er diesem übermüthigen Treiben der vornehmen russischen Officiere nach besten Kräften den möglichsten Einhalt zu thun versuchte. Besonders schränkte er die übermäßige Bagage dieser Herren, die oft als Lieutenant 6—8 Bedienten und Pferde mit sich führen wollten,

2*

recht vernünftig ein. Als bei der Räumung von Witeps der General Barclay den ungeheuren Troß des Heeres dadurch verminderte, daß er auf das Strengste befahl und diesen Befehl auch wirklich ausführen ließ, alle Bagagewagen ohne Ausnahme hinter Moskau zurückzuschicken, machten diese verwöhnten Herren gar klägliche Gesichter und raisonnirten nicht wenig; wir übrigen Officiere aber freuten uns über diese Maßregel, obgleich wir selbst dadurch manche Entbehrungen erleiden mußten.

Persönlich unangenehm sind mir mit seltenen Ausnahmen auch die vielen polnischen Officiere gewesen, die stets im russischen Heere gedient haben. Im Ganzen genommen waren sie Alle muthige, gewandte und oft viel versuchte Militairs, die gute Dienste leisteten und häufig ihre minder gewandten russischen Kameraden im schnellen Avancement überholten, dabei aber ebenso häufig von wankelmüthigem, ja selbst falschem Charakter, ohne Treu und Glauben und zu arglistigen Intriguen nur zu sehr geneigt. In einem Regimente, in dem viele Polen als Officiere dienten, war selten eine gute Kameradschaft in den Officiercorps zu finden. Ich kann nicht läugnen, daß ich überhaupt in allen Lebensverhältnissen eine gewisse Abneigung gegen die Mitglieder des polnischen Adels, denen ich begegnet bin, gehegt, und ihnen selten sonderliches Vertrauen geschenkt habe, so bereitwillig ich auch sonst ihre guten militairischen Eigenschaften anerkenne.

Eine große Menge von Officieren, die größtentheils in jeder Hinsicht nur zu loben waren, empfing die russische Armee aus den deutschen Ostseeprovinzen des Reiches.

Ebenso wie 1807, schloß ich mich jetzt wieder möglichst nahe diesen Kur-, Est- und Liefländern, an, fand manche alte Bekannte aus dem früheren Feldzuge unter ihnen und knüpfte mit anderen eine so feste Kameradschaft, wie nur das Leben im Felde mit allen seinen wechselnden Genüssen und Aufregungen, sowie Strapazen, Gefahren und Entbehrungen solche begründen kann. Gerade unter diesen Männern fand sich fast durchgehends der wahre ritterliche, ebenso weit von albernem Hochmuth wie von roher Gemeinheit entfernte Sinn, der uns deutschen Officieren immer so anziehend sein wird. Andere deutsche und besonders auch frühere preußische Officiere waren ebenfalls in ziemlich beträchtlicher Zahl in die russische Armee getreten, größtentheils gleich mir, lediglich von der Absicht geleitet, hier möglichst energisch gegen die Franzosen kämpfen zu können. Sehr viele wackere Männer, die kennen gelernt zu haben mir für mein ganzes ferneres Leben eine sehr angenehme Erinnerung geblieben ist, fand ich unter diesen Fremden.

Im Allgemeinen herrschte übrigens im Jahre 1812 unter den national-russischen Officieren eine ungleich größere Abneigung gegen uns Deutsche, wie ich solche im Feldzuge von 1807 gefunden hatte. Mehrere Ursachen haben meiner Erfahrung nach, am meisten hierzu beigetragen. Zuerst erblickte die national-russische Partei im Heere, in dem General von Phull und dessen deutschen Begleitern, die Haupturheber des Planes, vorerst jede Offensive zu vermeiden, sich hingegen weiter in das Innere des Landes zurückzuziehen, den Feind dadurch zu

veranlassen uns zu folgen, so allmälig zu schwächen und von seinen Hülfsmitteln mehr zu entfernen, und erst, wenn dies Alles geschehen war, anzugreifen, und wo möglich gänzlich zu vernichten. Dieser Plan war aber der national-russischen Partei sehr verhaßt, denn diese wünschte dringend, daß wir Napoleon ohne Weiteres angreifen sollten, sobald er es nur wage, den Boden Rußlands zu betreten. Besonders im Heere war diese kriegslustige Partei sehr stark vertreten; der General Phull konnte nur mit Mühe vor Insulten geschützt werden und mußte nach des Kaisers Abreise auch die Armee eiligst verlassen, da die allgemeine Mißstimmung gegen ihn zu stark geworden war. So sehr ehrenvoll diese Kampflust immerhin für das russische Heer war und so zornig ich selbst im Anfang über diesen Rückmarsch wurde, hielt ich bei späterer ruhiger Ueberlegung es doch für ein Glück, daß wir nicht gleich anfänglich den Franzosen entgegen marschirten und ihnen eine entscheidende Feldschlacht zu liefern versuchten. Unser Heer war weder an numerischer Stärke noch an tactischer Ausbildung den Truppen der französischen Armee, wie solche damals im Juni 1812 über die Grenzen rückte, im Mindesten gewachsen. Ein junger Officier, der kein anderes Gefühl kennt und eigentlich kennen soll als das, möglichst bald und viel mit dem Feinde zu kämpfen, konnte sich über diese große Ungleichheit der beiderseitigen Kräfte leicht einer verderblichen Täuschung hingeben; ein erfahrener Obergeneral durfte dies aber nicht. Hätte das russische Heer dem französischen schon im Juni 1812 eine bedeutende, entscheidende Feldschlacht geliefert, so wären wir

der allergrößten Wahrscheinlichkeit nach darin vollständig geschlagen worden. Da das Reich aber für den Augenblick kein zweites, gleich starkes Heer zusammenzubringen vermochte, so hätte das Schicksal Rußlands und somit auch Europas, dadurch eine ganz andere, ungleich ungünstigere Wendung erhalten.

Ein zweiter Grund der tiefen Abneigung, welche die national-russischen Officiere mit geringen Ausnahmen, gegen uns Deutsche ziemlich unverhohlen an den Tag legten, bestand in dem traurigen Umstand, daß so viele deutsche Truppen im Heere Napoleons dienten. Das ganze 6te feindliche Armeecorps unter dem Marschall Gouvion St. Cyr bestand aus 3 bairischen Divisionen, das 7te Corps unter Reynier größtentheils aus Sachsen, das 8te unter Vandamme aus Westfalen, im 9ten Corps unter Victor waren sehr viele deutsche Rheinbundstruppen, im 10ten Corps unter Macdonald mußten leider ja auch preußische Brigaden gegen uns fechten, im 3ten Corps unter Ney dienten die Würtemberger; kurz das abgesonderte österreichische Armeecorps unter dem Fürsten Schwarzenberg abgerechnet, fochten mindestens an 80,000 deutsche Soldaten, die theilweise unbedingt mit zu den besten Truppen Napoleons gehörten, gegen uns. Daß dies massenhafte Kämpfen unserer armen Landsleute gegen das russische Heer gerade nicht dazu beitragen konnte, uns deutschen Officieren eine angenehme Stellung zu verschaffen, war natürlich. Man konnte in der That den russischen Officieren es gar nicht verdenken, daß sie uns Fremden oft mit einem gewissen Mißtrauen, ja sogar mit einer Art Geringschätzung be-

trachteten, da unsere Landsleute, ja oft unsere nächsten Verwandten und Bekannten, mit den Kern der feindlichen Reihen bilden halfen.

Als ich zuerst hörte, daß auch preußische Truppen gegen uns gezwungener Weise kämpfen würden, war ich ungemein traurig und verwünschte den Entschluß, nicht auf der pyrenäischen Halbinsel geblieben zu sein, wo ich wenigstens sicher war, nicht meine geliebten Fahnen mir feindlich gegenüber flattern zu sehen. Ich hatte so fest darauf gehofft, daß Preußen in diesem Kriege wenigstens neutral bleiben würde, sonst wäre ich sicherlich nicht nach Rußland gegangen. Der größte Theil des preußischen Heeres focht zwar in Kurland und so war ich wenigstens ziemlich gesichert, daß ich nicht ihnen unmittelbar gegenüber zu fechten brauchte, allein zwei Schwadronen meines alten, lieben Blücherschen, oder wie es jetzt genannt wurde, pommerschen Husarenregiments mit zwei Schwadronen Zietenscher oder brandenburgischer Husaren zu einem Regimente formirt, mußten auf Napoleons ausdrücklichen Befehl bei der Hauptarmee bleiben, da er diese so sehr tüchtige Kavallerie dort gern behalten wollte. Wie leicht konnte ein böses Verhängniß es herbeiführen, daß ich diesen alten Waffengefährten im Kampfe gegenübertreten mußte, was mich in eine entsetzliche Lage und vielleicht zu dem Aeußersten gebracht haben würde.

Ein fernerer Umstand, der die Nationalrussen im Officiercorps sehr mißgünstig gegen uns Fremden stimmte, war der, daß ungemein viel höhere Generale und Vertraute des Kaisers Alexander Deutsche waren und echt

deutsche Namen trugen. Außer Phull, Wolzogen und Clausewitz, die alle drei von großer Geltung waren, besaß der ehemalige preußische Minister von Stein, dieser wahre Edelmann, auf welchen der deutsche Adel stolz sein darf, das volle Vertrauen des Kaisers, und seine großartigen Rathschläge wurden sehr häufig befolgt. Ferner waren der General Barclay de Tolly, Graf Wittgenstein, Oberbefehlshaber des ersten Infanteriecorps, sein Oberstquartiermeister Diebitsch, der später so sehr berühmt wurde, Oberst von Toll, Generalmajor Herzog Eugen von Würtemberg, die Generale von Fock, von Rosen, Graf Balmen, Graf Pahlen III., von Korf, die Obersten Klebeck, von Bystram I. und II. lauter höhere Officiere der ersten Armee die bedeutenden Einfluß besaßen, Deutsche; größtentheils aus den Ostseeprovinzen gebürtig. Hierdurch entstand unter den Nationalrussen, welche die Hauptmasse der Frontofficiere bildeten, ein Gefühl der Kränkung und Mißstimmung, welches uns Fremden den steten Aufenthalt unter ihnen gerade nicht sonderlich angenehm machte, keinen wahren Kameradschaftsgeist entstehen ließ und für den Einzelnen sehr drückend war. Ich, der ich niemals meine Abkunft verläugnete und stets stolz darauf gewesen bin, einer preußischen Officierfamilie anzugehören, habe Manches hierunter zu leiden gehabt, bin auch während des ganzen Feldzuges sehr selten zu einer so recht vollen Thätigkeit, wie ich solche wünschte, gekommen und habe es oft sehr bitter bereut, nicht auf der pyrenäischen Halbinsel geblieben zu sein.

Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen,

meine jungen Landsleute davor zu warnen, in fremde Kriegsdienste zu treten, wenn nicht ganz besondere Verhältnisse sie dazu bewegen — oder wie bei mir durch die traurige Epoche von 1809—13 in Deutschland der Fall war — geradezu zwingen. Es herrscht bei uns Deutschen mehr wie bei einem anderen Volke die Neigung, in fremde Militairdienste zu treten, und im russischen, holländischen, spanischen, neapolitanischen, dänischen, englischen, schwedischen, französischen, griechischen, portugiesischen, brasilianischen, ja selbst türkischen Heere haben stets viele deutsche Officiere gedient und sich zum Theil Rang, Ansehen und hohen Kriegsruhm erworben. Trotz alledem wird ein Deutscher, der wirklich einen vaterländischen Sinn bewahrt hat, sich in einem fremden Heere niemals heimisch fühlen lernen und es oft bereuen, nicht seinem eigenen Vaterlande dienen zu können. Schon der Gedanke, daß alle seine Kraft, Tapferkeit und Fähigkeit nur dazu beitragen, den Kriegsruhm eines fremden Volkes zu vermehren, der eigenen Heimath aber verloren gehen, mitunter sogar solcher schaden können, muß für jeden Mann von Ehre etwas Niederdrückendes haben. Je mehr ein deutscher Officier in einem fremden Heere sich aber auszeichnet, desto stärker wird der Neid und die Mißgunst der Einheimischen sich gegen ihn regen; seine fremde Abstammung wird nie vergessen werden und schnöder Undank gar häufig seine Verdienste belohnen. Ein wahrer deutscher Officier kann sich nur in einem vaterländischen Officiercorps heimisch fühlen und wird in jedem fremden gar manche Sitten und Lebensansichten finden, die mit seinem Gefühl im Wider-

spruch stehen. Diene somit ein Jeder nur seinem deutschen Vaterlande, es ist dies besser für ihn und erspart ihm viele bittere Stunden, wenn er auch daheim vielleicht eine minder glänzendere Stellung als in der Fremde erringen sollte. Aeußerer Rang allein macht den Menschen nicht zufrieden, so viel Verlockendes er auch sonst für den Ehrgeizigen haben mag.

Zweites Kapitel.

Eröffnung der Feindseligkeiten. — Abmarsch aus Wilna. — Gefecht der russischen Gardekosacken. — Staub, Hitze und Strapazen des Rückmarsches. — Das Lager bei Drissa. — Se. Majestät der Kaiser Alexander. — Maßregeln des Generals Barclay de Tolly. — Wiederholte Gefechte mit den Feinden. — Vereinigung mit der Armee des Fürsten Bagration bei Smolensk. — Kampflustige Stimmung des Heeres. — Ernennung des Fürsten Kutusow zum Oberbefehlshaber. — Kurze Charakteristik desselben. — Die Schlacht bei Borodino. — Meine Verwundung.

Am 25. Juni traf die Botschaft in Wilna ein, daß der Feind die Grenzen des Reiches überschritten und somit der Krieg begonnen habe. Es erregte diese Nachricht viel Aufsehen und Unruhe, denn man hatte eigentlich den Ausbruch des Kampfes nicht sobald erwartet und überall sammelten sich auf den Straßen zahlreiche Gruppen von Officieren und Militairbeamten aller Grade, welche sich diese wichtige Kunde flüsternd mittheilten. Wir Alle fühlten, daß wir jetzt Ereignissen von der höchsten Bedeutung entgegengehen würden. Charakteristisch für die Langsamkeit und Schwerfälligkeit, welche damals im russischen

Heere trotz Kosacken, Tag und Nacht durchjagender Feldjäger und zahlreicher mit den edelsten Rossen berittener Adjutanten und Ordonnanzofficieren herrschte, ist der mir verbürgte Umstand, daß die Juden in Wilna den Uebergang von Napoleon bei Kowno um mehrere Stunden früher gewußt haben als die officielle Nachricht davon im Hauptquartier anlangte. Ueberhaupt hatten die Juden in den polnischen Landestheilen sehr häufig ungleich schneller von allen feindlichen Bewegungen Kenntniß, wie dies bei unseren höheren Generalen der Fall war.

Am 26. reiste der Kaiser Alexander mit seinem zahlreichen Gefolge von allen möglichen nützlichen und unnützen Personen und einem ganz unübersehbaren Troß von Wagen aller Art, von Wilna fort, und da auch viele Truppentheile abmarschirt waren, so ward es in der bisher so überfüllten Stadt plötzlich ziemlich leer. An diesem Tage erhielt ich meine Uniformstücke, die ich mit einem ganz eigenthümlichen Gefühl anlegte, und konnte mich nun zum Dienst melden. Vorläufig und bis auf weitere Verwendung blieb ich dem Hauptquartier des Generals Barclay de Tolly zugetheilt und gehörte somit zu den geschäftigen Müßiggängern, deren es dort im Anfang des Feldzuges eine übergroße Menge gab.

Mit der Schnelligkeit, welche die französische Armee jener Zeit, besonders wenn sie von Napoleon persönlich befehligt wurde, charakterisirte, rückten die Feinde nun gegen Wilna vor. Wollte der General Barclay de Tolly es hier nicht zu einer Schlacht kommen lassen — und er hätte sehr gern angegriffen, wenn ihn nicht der bestimmte

Befehl des Kaisers Alexander daran verhindert —, so mußte er sich nothgedrungen zur baldigen Räumung der Stadt entschließen. Die sehr zahlreich hier aufgehäuften Proviantvorräthe, welche unmöglich alle mit fortgeschleppt werden konnten, sollten vorher den Flammen übergeben werden. Wie dies in solchen Fällen damals in Rußland aber stets geschah, kauften die Juden vorher einen Theil dieser zur Vernichtung bestimmten Vorräthe den russischen Proviantbeamten heimlich ab, um sie dann einige Tage später mit großem Vortheil an die einrückenden Franzosen wieder zu verkaufen. Gar manche Säcke mit Sägespänen statt des Mehls darin, wurden in solchen zur Vernichtung bestimmten russischen Magazinen den Flammen übergeben. Die polnischen Juden, die in diesem Kriege hin- und herhandelten und Franzosen wie Russen gleichmäßig zu betrügen verstanden, obgleich sie sonst entschieden französisch gesinnt waren, wie auch die fast durchweg bestechlichen und auf Kosten der armen Soldaten den größten Unterschleif verübenden russischen Proviantbeamten, haben überhaupt im Jahre 1812 ungeheure Summen verdient. Viele Tausende, und zwar nicht allein französische sondern auch russische Soldaten, sind aber in diesem Feldzuge dem Hunger und sonstigen Strapazen erlegen.

Am Morgen des 28ten Juni verließ endlich, fast mit der Letzte von seinem ganzen Heere, der General Barclay de Tolly die Stadt Wilna, die er so gern mit allem Nachdruck vertheidigt hätte, wenn der Kaiser Alexander ihm dies nur erlaubt. Mit einigen Officieren und Kosacken war ich noch am Morgen vor die Stadt geritten,

um die heranmarschirende feindliche Vorhut zu recognosciren. Wir ließen die französischen Chevauxlegers bis auf wenige hundert Schritt herankommen und sprengten dann erst, der Schnelligkeit unserer Pferde und der Localkenntniß der Kosacken vertrauend, davon. Während übrigens der General Barclay aus dem einen Thore von Wilna hinausfuhr, marschirten die Franzosen schon zum anderen Thore hinein. Mit echt französischem Leichtsinn und Ungestüm folgte die feindliche Kavallerie uns unmittelbar auf dem Fuße, ohne durch Plänkler vorher nur einige Rekognoscirungen anzustellen. Diese Sorglosigkeit sollte ihnen diesmal aber theuer zu stehen kommen. Den Schluß unseres Nachtrabs bildete das vortreffliche Leibkosackenregiment unter dem Grafen Orlof-Denissow, welches sich später auch bei Leipzig so sehr auszeichnete. Dies von einem sehr kühnen Führer befehligte Regiment war unbedingt mit die beste und zuverlässigste leichte Kavallerie, welche die ganze russische Armee besaß, und stand weit über den sonstigen Kosackenpulks, die nur in den allerseltensten Fällen zu einem geschlossenen Angriff gegen Feinde, welche irgend wie energischen Widerstand leisteten, zu bewegen waren. Der Uebermuth, mit dem ein französisches Chevauxlegers-Regiment fast unmittelbar den Russen folgte, verdroß mit Recht den Grafen Orlof. Kaum aus einer langen und schmalen Gasse der Vorstadt von Wilna herausgekommen, wo ein offenes Feld ihm eine freiere Bewegung gestattete, ließ er plötzlich sein ungefähr 600 Kosacken starkes Regiment einschwenken und warf sich mit eingelegten Lanzen unter lautem Hurrah auf die in

Zügen dahertrabenden Franzosen. Diese waren auf einen so plötzlichen Angriff nicht gefaßt, vermochten sich nicht zu formiren und die von den Kosacken, fast lauter alt gediente Veteranen, geschickt geführten Lanzenstiche verbreiteten Furcht und Verwirrung in ihren Reihen; kurz das feindliche Regiment wurde gänzlich geworfen, an 200 Chevauxlegers getödtet und ungefähr eine gleiche Zahl, darunter der Oberst des Regiments, Graf Segur, gefangen genommen. Dieser entschlossene Angriff machte dem Obersten Grafen Orlof-Denissow alle Ehre, und seine Kosacken verdienten das größte Lob über die Art und Weise wie sie solchen ausführten. Ungemein gern hätte ich mit daran Theil genommen und somit schon jetzt gleich meine erste Waffenthat in Rußland gegen die Feinde vollzogen, doch mußte ich mich leider damit begnügen nur aus der Ferne ein Augenzeuge des Gefechts zu sein, da ein Befehl mich dazu bestimmte, die Aufsicht über eine Reihe von Gepäckwagen zu übernehmen. Unter den russischen Truppen erregte dies kleine glückliche Gefecht den lebhaftesten Enthusiasmus, und Graf Orlof-Denissow und seine Kosacken waren die Helden des Tages, denen von Officieren wie Soldaten alle möglichen Huldigungen dargebracht wurden. Je mißmuthiger das Heer über diesen befohlenen Rückzug war und je lieber man sich allgemein mit den Franzosen geschlagen hätte, desto größer und aufrichtiger mußte die Freude sein, daß dies erste Zusammentreffen so glücklich für die russischen Waffen ausgefallen war. Die Kosacken erhielten besonders von den gutmüthigen russischen Soldaten so häufig die mit Brandwein ge-

füllten Feldflaschen hingereicht, die sie dann nach beliebter Weise uns geleert wieder zurückgaben, und am Abend ein großer Theil von ihnen gänzlich betrunken war. Strenge Disciplin muß im russischen Heere stets sein und wird auch energisch geübt, und so empfingen denn Viele dieser betrunkenen Kosacken alsbald noch eine gute Portion von Hieben mit dem Kantschuh auf den Rücken, was aber auf ihre sonstige gute Laune weiter keinen allzustörenden Einfluß ausübte. Wir setzten nun sehr langsam, und von den Franzosen weiter nicht verfolgt, unseren Rückmarsch in das befestigte Lager von Drissa an der Düna fort, wo das Hauptquartier am 11. Juli anlangte. Durch meine zweijährigen Sommerfeldzüge in Portugal und Spanien war ich doch schon an ein gutes Theil Hitze und Staub gewöhnt; muß aber bekennen, daß ich von Beiden dort niemals in gleichem Grade belästigt worden bin, wie es häufig bei diesen Märschen während des Sommers 1812 in Rußland der Fall war. Die Luft in diesen langen, breiten Sandwegen durch die endlosen düsteren Fichtenwälder glich wirklich der in Backöfen; so drückend heiß, und nicht von dem leisesten Windzug erfrischt war dieselbe. Wenn man nun gar das Unglück hatte, zwischen die zahllosen Wagen, die im langsamsten Schritt des Zugviehes, sich in den tiefen Sandgeleisen fortwühlten, gerathen zu sein, und Stundenlang dazwischen ausharren zu müssen, ohne ausbiegen zu können, so war man von einem Staub umgeben, daß man wirklich glaubte, daran ersticken zu müssen. Augen, Nase, Mund und Ohren waren oft so mit feinen Sandtheilen angefüllt, daß man fast den Gebrauch aller

Sinne verloren zu haben schien, und auf meinem dunkelgrauen Dollman, dicht mit rothen Schnüren besetzt, lag der Staub so dick, daß man von der rothen Farbe der letzteren auch nicht das Allergeringste mehr unterscheiden konnte. Da in Rußland im Monat Juli während der Nacht kaum einige Dunkelheit herrscht, so marschirten wir jetzt gewöhnlich nur in den nächtlichen Stunden, wo es kühler war, und rasteten am Tage. Ich mußte jedoch auch in der größten Tageshitze sehr viele ermüdende und angreifende Ritte ausführen, besonders um Wagenzüge, die sich verspätet oder verfahren hatten, herbeizuholen, oder einzelnen Truppentheilen Befehle zu überbringen. Dergleichen langweiligen Dienst, bei dem weder Ruhm noch Ehre zu holen und kein Ordenskreuz zu gewinnen war, wußten die vornehmen, verwöhnten russischen Ordonnanzofficiere im Hauptquartier sehr gewandt einem Fremden zuzuwenden. Ich hatte es mir jedoch zur Pflicht gemacht, keinen Dienst, der sich irgendwie mit meiner Ehre vertrug, abzulehnen, und bin manche Werst auf müdem Gaule umher gezottelt, wenn auch vielleicht der strengen Ordnung nach die Reihe zu dergleichen Ritten an andere Officiere gestanden hätte.

Trotz der langsamen Märsche nach Drissa verlor das Heer bis dahin doch sehr viele Mannschaft. Die vielen Polen und Litthauer, die im russischen Heere und besonders in der Reiterei gezwungen dienten, desertirten jetzt oft zu Dutzenden und traten in die polnischen Regimenter unter Napoleon ein. Oft mit bewaffneter Hand schlugen sich diese litthauischen Deserteure durch und die Kosacken, die zu ihrer

Verfolgung abgesandt wurden, wagten nicht, solche mit verzweifelndem Muthe fechtenden Deserteurbanden anzugreifen. Ich selbst bin einmal mit dabei gewesen, als eine Sotnie Kosacken auf einen Trupp von 70—80 Deserteuren, größtentheils Husaren vom Grodno'schen Regiment, die mit Sack und Pack zum Feinde übergingen, stieß. Wir Officiere forderten nun zwar die Kosacken auf jegliche Weise zum Angriff gegen diese Ueberläufer, die sich förmlich zum Gefecht bereit gemacht hatten, auf; jedoch die feigen Kerle wollten nicht darauf losgehen. Da wir 3—4 Officiere allein nichts machen konnten, so zogen die Deserteure, uns verhöhnend und ein Nationallied singend, zum Feinde ab. Auch einzelne polnische Officiere, niemals aber Soldaten russischer Abkunft, desertirten zum Feind. Gewiß an 5—6000 Mann hat die russische Armee in den ersten 4 Wochen des Feldzuges durch derartige Desertionen verloren. Dagegen kamen von den feindlichen Truppen jetzt schon mitunter Einzelne von den deutschen Kontingenten, niemals aber geborene Franzosen, bei uns an.

Die ganze sogenannte erste russische Westarmee sammelte sich nun in den Tagen vom 9—11. Juli hinter den starken Schanzen von Drissa, und es herrschte ein ungemein bewegtes militairisches Leben und Treiben daselbst. In mancher Hinsicht ward ich dadurch an unser Lager hinter den Linien von Torres-Vedras in Portugal im Herbst 1810 erinnert, und doch welch ungeheurer Unterschied herrschte wieder zwischen den Truppen in diesen beiden Lagern. Uebrigens waren die Schanzen von Torres-Ve-

dras ungleich stärker als die von Drissa, deren Anlage, so viel ich davon verstehe, Manches zu wünschen übrig ließ. Vereint waren hier das 2te, 3te und 4te Infanteriecorps, das Gardecorps und das 1ste und 2te Kavalleriecorps. Da im Lager uns an 13,000 Mann Reserve erwartet hatten, so wurden dadurch die Verluste des Heeres durch Krankheiten und Desertionen wieder ausgeglichen, und an 112—115,000 Mann waren hier auf dem engen Raum von einigen Meilen vereinigt. Ich hatte somit in den wenigen Tagen, die wir hier verweilten, so recht die erwünschte Gelegenheit die verschiedensten russischen Heerestheile zu sehen und mich über ihren Zustand zu unterrichten. Vieles fand ich dabei was mir außerordentlich gefiel, Anderes hingegen was mir ebenso entschieden mißfiel. Hinsichtlich ihrer besseren Ausrüstung, Verpflegung, Ausbildung der Soldaten und des stattlichen Aussehens derselben waren übrigens die Regimenter der Garde sehr vor denen der Linie bevorzugt.

Am 13. Juli hatte ich die Auszeichnung, Sr. Majestät dem Kaiser Alexander vorgestellt zu werden, obschon sonst einfachen Subalternofficieren diese Ehre in Rußland nur selten zu Theil ward. Der Monarch sprach sehr gnädig mit mir, erkundigte sich mit sichtbarem Interesse nach dem Lord Wellington und den Verhältnissen des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel, da man ihm gesagt, daß ich 2 Jahre dort gefochten hatte, und entließ mich schließlich mit den huldvollen Worten „er hoffe mich bald für geleistete Dienste belohnen zu können.“

Der Kaiser Alexander war damals ein überaus statt-

licher Fürst, der in voller Manneskraft stand, und in Allem ein ungemein chevalereskes Wesen hatte. Der Ausdruck seines Gesichts zeigte mehr Wohlwollen und Herzensgüte, als Energie. Hier im Lager von Drissa zeigte sich der Monarch im höchsten Grade mißmüthig, ja sogar niedergeschlagen. Er hatte auch wahrlich keinen Grund zur Freude, denn Hader und Zank und schroffer Zwiespalt der Ansichten herrschte unter seinen höheren Generalen und den durch Stellung und Geburt besonders einflußreichen Persönlichkeiten des Hauptquartiers, und der Kaiser wurde von allen Seiten mit Bitten, Beschuldigungen, Anklagen, Verläumdungen, klugen und dummen Rathschlägen aufs maaßloseste bestürmt; besonders einige hochgestellte fürstliche Personen, die mit im Lager anwesend waren, und, ohne selbst etwas zu leisten oder einen bestimmten Wirkungskreis und somit auch die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, überall mit hineinsprechen und Alles tadeln und besser wissen wollten, quälten den vielgeplagten Kaiser hierin am Meisten.

So wurde denn der Kaiser Alexander aller dieser Wirren so überdrüssig, daß er schon am 18. Juli in Polozk das Heer verließ und dem General Barclay den Oberbefehl übergab. Wie die Verhältnisse nun einmal beschaffen waren, konnte man diesen Schritt des Kaisers nur billigen, denn die bisherige Verwirrung mußte endlich aufhören und die ganze Leitung in eine kräftige Hand vereinigt sein. Wir deutschen Officiere verloren durch die Abreise des Kaisers Alexander, der den Deutschen stets sehr gewogen war, ungemein viel. Nach des Monarchen Abgang war auch die Stellung des Generals von Phull beim activen Heer

völlig unhaltbar geworden, und er verließ bald nachher dasselbe. Ich habe mich schon vorhin über die vielen trefflichen, ja selbst großartigen Eigenschaften dieses Generals ausgesprochen; unter solchen Umständen betrachtete ich es aber als ein Glück für das Heer, für ihn selbst und auch besonders für uns fremden Officiere, daß er sich ferner nicht mehr an der Leitung der activen Operationen betheiligte.

Eine zwar tüchtige und energische, aber uns deutschen Officieren besonders feindlich gesinnte Persönlichkeit, nämlich der General Jermolow, ward nun Generalstabschef der ersten Armee. Er war der wahre Repräsentant des echten Russen, mit den vielen guten und anerkennenswerthen, aber auch wieder manchen — gelinde ausgedrückt — höchst unliebenswürdigen Eigenschaften eines solchen. Gegen uns Deutsche hatte er einen entschiedenen Widerwillen, sprach nur das Nothdürftigste mit uns und behandelte uns Alle mit kalter fast ironischer Höflichkeit. Gegen seine Russen war er oft roh, aufbrausend, heftig und brutal, dann wieder vertraulich, liebenswürdig und selbst cordial, wie solch launenhaftes Wesen nun einmal im echt slawischen Charakter liegt. Die eingeborenen Russen liebten den General Jermolow, der sehr energisch und dabei persönlich ungemein tapfer war, in hohem Grade. Mit dem General Barclay stand er sich sehr schlecht, und da nun auch der Oberst von Toll, unser Generalquartiermeister, vermöge seines leidenschaftlich ehrgeizigen Charakters beide beherrschen und ihnen seine Ansichten ungestüm aufdringen wollte, was ihm freilich aber nur

selten gelang, so konnte es an Zank und Hader, der sich dann wieder den verschiedenen untergeordneten Officieren mittheilte, nicht fehlen.

Es war anfänglich die Absicht, das große, mit sehr bedeutendem Kostenaufwand erbaute, befestigte Lager von Drissa energisch zu vertheidigen und gleichsam zum Mittelpunkt der nächsten Kriegsoperationen zu machen. Ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln aller Art waren zu diesem Zwecke hier aufgehäuft. Der General Barclay war aber — und ich glaube mit Recht — mit diesem Plan nicht einverstanden und so marschirten wir denn am 14. Juli in der Richtung von Witeps wieder ab. Die Vorräthe, von denen nur ein Theil mitgenommen werden konnte, wurden vernichtet, häufig sogar, wie dies nun einmal in Rußland damals Sitte war, von den betrügerischen Beamten heimlich an die Juden und von diesen dann wieder an die Franzosen verkauft. Es lag jetzt in der Absicht des Generals Barclay sich mit der zweiten Westarmee, die vom Fürsten Bagration befehligt ungefähr 40,000 Mann stark sein mochte, zu vereinigen, und Adjutanten über Adjutanten wurden zu diesem Zwecke an den Fürsten abgeschickt. Letzterer schien aber lieber allein für sich operiren zu wollen, beschleunigte diese Vereinigung nicht im Mindesten, sondern hintertrieb sie sogar geflissentlich und stieß endlich erst vor Smolensk mit seinem Heere zur ersten Armee. In Rußland verfolgte damals so ziemlich jeder General seine eigenen, oft selbstsüchtigen Absichten, und das Wohl des Ganzen lag ihm wenig am Herzen.

Am 26. Juli hatte ich endlich in diesem Feldzuge die

sehnlichst erwartete Gelegenheit mit den Feinden zusammenzutreffen. Ich befand mich zur augenblicklichen Dienstleistung bei dem General Grafen Ostermann-Tolstoi, der sich 1813 bei Culm so sehr hervorthat, und augenblicklich das vierte Corps, welches die Arrieregarde bildete, befehligte. Es war dies ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann, der sich stets großes Verdienst als General wie als Mensch erworben hat. Gern wäre ich während dieses ganzen Feldzuges bei ihm geblieben, doch war sein Staab schon vollständig.

Bei Tagesanbruch des 25. Juli begann das Gefecht, denn die feindliche Vorhut, von dem König Murat befehligt, drängte sehr lebhaft vor. Wir leisteten zwar geraume Zeit standhaften Widerstand und ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Ruhe und Furchtlosigkeit, welche die russische Infanterie im Gefechte zeigte; besonders das Jägerregiment No. 18 und das Regiment Selenginsk standen so fest, wie ich solches von der besten englischen Infanterie nicht lobenswerther gesehen hatte. Unsere Reiterei attaquirte trotz ihrer besseren Pferde aber nicht so heftig wie die französische, die wie das Donnerwetter daher gestürmt kam. Ich selbst hatte an diesem Tage einen recht hartnäckigen Zweikampf mit einem äußerst muthigen und gewandten feindlichen Dragonerkorporal, der mir so scharf zusetzte, daß ich mich kaum seiner blitzschnell geführten Stiche erwehren konnte. Ich glaube wirklich, wäre dem Franzosen nicht zuletzt die Klinge gesprungen, wonach er sich dann freilich gefangen geben mußte, so hätte er mich besiegt. Bei meinem Gefangenen, den ich natürlich auf das

Humanste behandelte und ihm noch einige Rubel zur besseren Verpflegung schenkte, fiel mir eine allmächtige Schmarre auf der Backe auf. Ich fragte, wo er dies Zeichen seiner Tapferkeit erhalten habe, und erhielt die Antwort „bei Fuentes de Onoro in Portugal, von einem deutschen Husaren.“ So waren wir denn Beide alte Gegner und hatten uns an diesem blutigen Tage schon persönlich gegenübergestanden. Ueberhaupt hatte Napoleon Viele seiner besten Soldaten jetzt von der pyrenäischen Halbinsel nach Rußland genommen.

Wir erlitten in diesem Gefecht am 25. Juli bei Ostrowo ziemlich bedeutende Verluste, da die Feinde besser als unsere Soldaten schossen, und mußten zuletzt nach sehr hartnäckiger Gegenwehr den Rückzug antreten. Der General Ostermann setzte sich wiederholt an diesem Tage dem heftigsten Feuer aus.

Wir erwarteten Alle, daß es in den nächsten Tagen zu einer großen Schlacht kommen werde, und die Stimmung im Heere war im Allgemeinen sehr kampflustig. Der Oberbefehlshaber änderte zuletzt aber wieder seinen Plan und marschirte zurück, während unsere Nachhut unter dem General Grafen Pahlen, der ein sehr tüchtiger Reiterofficier war, sich noch tüchtig mit dem Feinde herumschlug.

In sehr guter Ordnung marschirten wir nun auf Smolensk zu, und hier fand endlich am 3. August die vom General Barclay de Tolly so sehnlichst gewünschte Vereinigung mit der vom Fürsten Bagration befehligten zweiten Armee statt. Es herrschte allgemeine Freude jetzt unter

den Soldaten der beiderseitigen Heerestheile, und Jubel- und Hurrahrufe erfüllten die Luft. Auch ich fand unter den Officieren des Bagrationschen Corps mehrere alte Freunde und Waffengefährten vom Jahre 1807, denen recht herzlich die Hand zu drücken mir eine wahre Freude gewährte. Wir feierten dieses Wiedersehen bei einer Bowle von starkem Punsch aus Thee und Rum, wie ihn die Russen sehr gut zuzubereiten und noch besser zu trinken verstehen, die uns ein Major von dem Küraßier-regiment Caterinoslaw bereitete.

Unsere vereinte Armee zählte um diese Zeit nach einer genauen Liste an Kombattanten 115,000 Mann Linien-truppen und ungefähr 6000 Kosacken und ähnliche irre-gulaire Reiter, deren wirkliche Stärke kein Mensch mit Sicherheit berechnen kann. Ich verkaufte bei Smolensk eins meiner Pferde, welches zwar sonst brauchbar aber für mich etwas schwer war, zu sehr gutem Preis an einen Obersten der Infanterie und erstand dafür einen zwar sehr bösen aber überaus tüchtigen Hengst von der dänischen Race, den ich alle 3 Feldzüge ritt, bis er mir 1815 bei Ligny unter dem Leibe erschossen ward.

Da der Kaiser Napoleon uns mit einem Heere, welches ungefähr noch 180,000 Mann Truppen zählen mochte, sehr nahe gegenüberstand, so fielen täglich fast mehr oder min-der bedeutende Scharmützel vor, bei denen die Franzosen ihrer Gewohnheit nach gewöhnlich die Angreifer machten. Ein sehr blutiges Gefecht fand am 19. August bei Lubino statt, und wenn ich auch dabei nicht den Säbel zu ziehen brauchte, so kam ich doch wiederholt ganz tüchtig in das

Kartätschenfeuer. Unser Oberbefehlshaber, der General Barclay, exponirte sich an diesem Tage zu verschiedenen Malen dem heftigsten Feuer und zeigte, obgleich ihn die Kugeln von allen Seiten umschwirrten, eine Ruhe und Gelassenheit, die nicht größer hätte sein können, wenn er nur auf dem Exercierplatz zu halten brauchte. Eine persönliche Zuneigung habe ich niemals für diesen Mann gefühlt, aber hochschätzen und achten mußte ich ihn immer mehr, je näher ich seine vielen vortrefflichen Eigenschaften kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Auch den Oberst von Wolzogen sah ich vielfache Beweise der größten Kaltblütigkeit ablegen, und freute mich sehr, daß dieser treffliche Officier dadurch selbst den ihn hassenden Russen Hochachtung abrang. Unsere Truppen schlugen sich an diesem Tage wieder außerordentlich standhaft. Die Franzosen aber von dem besten Marschall Napoleons, dem berühmten Ney befehligt, griffen mit solchem Ungestüm an und wurden so geschickt geführt, daß sie zuletzt, freilich unter ungeheuren Verlusten, mehrfache Erfolge errangen. Wir behaupteten die Nacht über das Schlachtfeld und setzten am anderen Tage sehr ruhig unseren Rückmarsch weiter fort. Der feindliche Verlust soll größer als der unsrige gewesen sein.

Der fortgesetzte Rückzug unseres Heeres hatte in Rußland solche Unzufriedenheit erregt, daß der Kaiser Alexander nothgedrungen der öffentlichen Stimme nachgeben, dem General Barclay de Tolly den Oberbefehl über das vereinigte Heer abnehmen und ihm nur den über sein früheres erstes Corps lassen mußte. Zum komman-

direnden General der gesammten activen Armee wurde nunmehr auf Wunsch der mächtigen, vornehmen russischen Aristokratie der alte 69jährige Fürst Kutusow ernannt. Die großen Erwartungen, welche man von dieser Veränderung hegte, gingen nicht in Erfüllung, denn Kutusow hatte keineswegs ein bedeutendes Feldherrentalent; große Schlauheit und viele Energie in der Durchführung des einmal angefangenen Planes, wie auch eine gewisse Geschicklichkeit, tüchtige Kräfte für sich arbeiten zu lassen und sich deren Früchte dann selbst anzueignen, können ihm nicht abgesprochen werden, und diese Eigenschaften kamen ihm als Oberfeldherrn gut zu statten. Die gemeinen Soldaten mochten ihn gern, weil er klug genug war — wenigstens während des Feldzuges — auf ihre Sitten einzugehen und in manchen Dingen den großen Suwarow zu kopiren, und den national-russischen Officieren war er angenehm, da er alle Deutschen haßte und einen vornehmeren russischen Namen trug als der einer Rigaischen Kaufmannsfamilie angehörende Barclay de Tolly. Ich habe bei dieser Gelegenheit wieder so recht bemerkt, wie ungemein jedem Officier seine Pflicht erleichtert wird, wenn er durch Abstammung und Sitte den von ihm befehligten Soldaten angehört und ihnen als ein Sohn ihres Stammes, nicht aber als ein Fremdling erscheint; gehört er dann noch durch Geburt der höheren Aristokratie an, versteht er eine gewisse populaire Maske anzunehmen, so erwirbt er sich noch um desto leichter das Vertrauen seiner Untergebenen. Wenn übrigens, trotz der geringen Feldherrntalente des Fürsten Kutusow, der Feldzug von 1812 ein so über alle

Erwartungen unglückliches Ende für Napoleon nahm, so liegt der Grund davon mehr in der hochmüthigen Verblendung des Letzteren, der Rauhheit und Unwirthbarkeit des Landes und der durch Gottes Fügung selbst in Rußland ungewöhnlichen Kälte des Winters von 1812, der die letzten Reste der feindlichen Armee vollends vernichtete, als in des Ersteren Geschicklichkeit.

Wir marschirten nun nach des Fürsten Ankunft beim Heere, die mit großem Jubel aufgenommen wurde, noch mehrere Tage rückwärts und rückten am 3. September mit in das Lager bei Borodino ein. Ich war jetzt aus dem eigentlichen Hauptquartier ausgeschieden, da die Stellung für einen deutschen Officier nach des Generals Jermolow Ernennung zum Generalstabschef vom Barclayschen Heere täglich unangenehmer wurde, und hielt mich bei dem Prinzen Carl von Mecklenburg-Schwerin, der mir persönlich die größte Gewogenheit bezeigte, auf, ohne eine eigene feste Stellung bei demselben einzunehmen. Der Prinz, ein naher Verwandter des Kaisers, stand als Generalmajor im russischen Dienst und befehligte die 2te Infanteriedivision im 8ten Infanteriecorps, die aus den schönen Grenadierregimentern Kiew, Moskau, Astrachan, Fanagorie, Sibirien und Klein-Rußland bestand, und mit die Eliteinfanterie des Heeres bildete. Er besaß einen ungemein liebenswürdigen heiteren Charakter, sehr viel Muth, aber grade keine hervorragenden militairischen Talente. Leider ging er gern zu rasch, oder vielmehr zu leichtsinnig vorwärts und vergaß darüber die nöthige Vorsicht. Unser Corpsführer, der General Borosdin, war auch militairisch

nicht sonderlich begabt. Das Lager von Borodino war ziemlich stark befestigt und bot zur Vertheidigung mehrere sehr günstige Positioneu dar, daher im Heere die Ansicht allgemein verbreitet war, daß der Fürst Kutusow die Schlacht hier annehmen und den Rückzug nicht weiter fortsetzen werde. Die Stimmung aller Soldaten war im Allgemeinen sehr kampflustig und ich muß es ihnen zu ihrer Ehre nachrühmen, daß sie sich ungemein auf die bald bevorstehende Entscheidungsschlacht freuten. Solch Gefühl in einem Heere hat für jeden Officier, der demselben angehört, etwas ungemein Erfreuliches und Belebendes, welches sehr zur Erhöhung der eigenen Kräfte mit beiträgt. Da ich von dem Prinzen Carl sehr gütig aufgenommen wurde und auch den steten Zänkereien, Intriguen, Anschwärzungen und Gehässigkeiten gegen die Deutschen, die im großen Hauptquartier einem das Leben so sehr verbittern konnten, ungleich mehr entrückt war, so athmete ich in diesen Tagen ordentlich wieder frei auf, und befand mich eigentlich zum Erstenmal, seit ich die russische Uniform trug, wieder so recht wohl und behaglich. Leider sollte dieses angenehme Verhältniß aber nur kurze Zeit währen, da der heldenmüthige Prinz Carl von Mecklenburg-Schwerin schon bei Borodino, als er seine Grenadiere persönlich in das Feuer führte, verwundet ward, und auch ich einer Wunde wegen das Heer verließ.

Während wir bei Borodino im Lager standen, rückten auch 10,000 Mann russische Milizen zur Verstärkung des Heeres bei uns ein. Es waren dies starke, kernhafte Männer im mittleren Lebensalter, die mit einer Pieke be-

waffnet und in ihre gewöhnliche Bauernkleidung, zur Unterscheidung vorn an der Mütze ein blechernes Kreuz, gekleidet waren. Von militairischer Ausbildung war bei diesen Milizen, deren größter Theil noch niemals ein Gewehr in der Hand gehabt hatte, keine Spur zu finden, wie denn auch ihre Officiere größtentheils unerfahrene Landjunker und hie und da nur pensionirte ehemalige Linienofficiere waren. Diese Milizen wurden nicht in der offenen Schlachtreihe, sondern nur zur Bedeckung des Gepäcks, Escorte der Gefangenen und anderen derartigen Diensten gebraucht und leisteten im Ganzen äußerst geringen Nutzen, da dem russischen Bauer im Allgemeinen jeder militairische Sinn fehlt und er nur durch die lange Abrichtung und strenge Disciplin im stehenden Heere zu einem wirklich brauchbaren Soldaten herangebildet werden kann. Rohheiten aller Art, Plünderungen, ja selbst Ermordungen von ganzen Schaaren waffenloser Gefangenen sind von diesen Milizen wie auch von den stets raublustigen Kosacken leider nur zu häufig vorgekommen, während die regulairen russischen Soldaten mit äußerst geringen Ausnahmen alle Gefangene stets sehr mitleidig behandelt haben. Schon aus diesem Grunde wäre es ungleich besser gewesen, wenn das regulaire Heer von diesen nutzlosen Schaaren undisciplinirter Milizen gänzlich verschont geblieben wäre, da schon die vielen Kosacken und anderen irregulairen Reiterschwärme ohnehin Unfug genug anstifteten.

Am 6. September Morgens war ich mit einigen Officieren zu einer weiteren Rekognoscirung ausgeritten und wir bemerkten, daß auf dem feindlichen rechten Flügel be-

deutende Truppenmassen sich bewegten. Aller Wahrscheinlichkeit nach durften wir nun am anderen Tage eine Hauptschlacht erwarten, denn ein langes Zaudern und Zögern lag nicht in dem energischen Charakter Napoleons. In unserem Lager wurden alle Vorbereitungen für den morgenden Kampf getroffen und nichts versäumt die ohnehin schon kampflustige Stimmung des Heeres noch mehr zu steigern. Es war politisch sehr klug, daß man den russischen Soldaten die Ueberzeugung beigebracht hatte, Napoleon bedrohe die Unabhängigkeit ihrer Kirche und sie seien daher berufen, solche mit ihrem Blute zu vertheidigen. Dies Gefühl gab Vielen sonst im Allgemeinen nur etwas indolenten, gutmüthigen und nur auf Befehl, nicht aber aus eigener Neigung kämpfenden Kriegern unseres Heeres, einen religiösen Fanatismus, eine innere Kampflust und dadurch eine moralische Kraft, wie sie solche ohnedies vielleicht nicht in gleichem Grade besessen haben würden. Der schlaue Fürst Kutusow, der alle Eigenthümlichkeiten des echt russischen Nationalcharakters genau kannte, versäumte nichts was dies religiöse Gefühl steigern konnte. So wurde denn am Nachmittag des 6. Septembers, bei allen Corps ein feierlicher Gottesdienst nach griechisch-katholischem Ritus abgehalten, die Feldpopen jedes Regiments erschienen in vollem Ornat, große Processionen mit fliegenden Fahnen und vorangetragenen Kreuzen durchzogen laut singend das ganze Lager; kurz nichts fehlte dieser ganzen religiösen Feierlichkeit eine besondere Würde zu geben und somit begeisternd auf die leicht beweglichen Gemüther unserer Soldaten zu wirken. Ich kann auch nicht läugnen,

daß auf mich selbst diese ganze kirchliche Weihe des Heeres am Vorabend einer blutigen Schlacht, einen tiefen mir stets unvergeßlichen Eindruck hinterließ, obgleich ich die Worte der Popen nur theilweise verstand und manche Ceremonien mir übertrieben erschienen. Wenn ich auch im Allgemeinen sonst wahrlich kein Kopfhänger und mehr dazu geneigt bin, die Menschen nach ihren Thaten als nach ihrem vielen Beten zu beurtheilen, so fühlte ich doch an diesem Abend vor einer großen Schlacht ein dringendes Bedürfniß mich religiös zu beschäftigen und mit dem Irdischen abzuschließen. Ich las wohl eine Stunde in dem „Neuen Testament", welches ich mir von dem Kammerdiener des Prinzen Carl von Mecklenburg-Schwerin geliehen hatte, und verweilte dann noch einige Zeit in ernsten Betrachtungen.

Nach beendeter religiöser Feier, erhielten die stets nur sehr kümmerlich verpflegten russischen Soldaten eine Extraportion Grütze und Brandtwein, und womöglich auch etwas Fleisch, um so auch körperlich ihre Kräfte für den morgenden Tag, der solche nur zu sehr in Anspruch nehmen sollte, möglichst zu stärken.

Unser Heer zählte jetzt ungefähr 105,000 Mann regulairer Truppen und einige Tausend Kosacken, die in einer kurzen Front von kaum einer Werst, und einer Tiefe von 2000 Schritt sehr eng zusammengedrängt in 7 Treffen aufgestellt waren. Diese sehr tiefe und stark zusammengedrängte Schlachtordnung, wie solche im russischen Heere stets vorzugsweise beliebt gewesen ist, hat den Vortheil, daß große Massen leicht auf einem Punkte vereinigt und

dadurch sowohl zu einem nachhaltigen Widerstand, wie zu einem kräftig wirkenden Angriff gebracht werden können. Besonders bei langsam und etwas unbehülflich manövrirenden Truppen, wie es 1812 die Russen entschieden waren, hatte solch gedrängte Schlachtordnung etwas Gutes, während die ungleich gewandteren und beweglicheren Franzosen solche lange nicht in gleichem Grade bedurften, da sie ohnehin, wenn es der Zweck gerade erforderte, bedeutende Truppenmassen sehr schnell concentriren konnten. Der große Nachtheil dieser gedrängten Aufstellung, besonders dem feindlichen Geschützfeuer gegenüber liegt darin, daß den Kugeln ein sicherer Zielpunkt gegeben wird, sie durch längere Reihen hindurchschlagen und dadurch mehr Menschen niederreißen können. Bei sonst gleichen Verhältnissen müßte daher ein dicht zusammengedrängtes russisches Heer in einer Schlacht bedeutendere Verluste als ein mehr bewegliches französisches erleiden.

Die Stärke der uns am 7. September gegenüberstehenden Feinde betrug ungefähr 120,000 Mann. Es war der Kern des französischen Heeres und bestand fast nur aus abgehärteten, muthigen und selbstvertrauenden Soldaten, da alle Schwächlinge, Feiglinge und auch nicht gut ausgebildeten Rekruten auf dem weiten Marsch allmälig aus den Reihen geschieden und krank oder todt zurückgeblieben waren. Als lockendes Ziel des Sieges winkten diesen Kriegern die goldenen Kuppeln von Moskau, wo sie nach ihrer Hoffnung Wohlleben, große Reichthümer und Erholung von den bisher bestandenen Strapazen finden würden; im Fall der Niederlage hatten

sie dagegen die trostlose Aussicht auf Flucht oder doch eiligen Rückzug auf der verödeten großen Straße des Hermarsches und somit auch ziemlich sichern Untergang durch Hunger und Elend. Es war daher sicherlich zu erwarten, daß dies Heer sich mit dem ungestümsten Muthe schlagen werde. Dazu befehligte der Kaiser Napoleon dieser große Schlachtenmeister hier persönlich und unter ihm fochten die bewährtesten in fast 20jährigen Kämpfen groß gezogenen Marschälle Ney, Davoust, Murat und andere mehr. Mit Sicherheit war daher vorauszusehen, daß der Tag des 7. September 1812 einer der blutigsten sein würde, den die Kriegsgeschichte der neueren Zeit nur kannte, und viele Tausende der hier versammelten Krieger in den nächsten 24 Stunden als starre Leichen oder für immer verstümmelte Verwundete, den Boden bedecken würden. Solche Betrachtungen können auch schon auf einen leichtblütigen jungen Officier ernst einwirken.

Die Division des Prinzen Carl von Mecklenburg bildete den linken Flügel des Heeres, dicht hinter dem Dorfe Semenowskoi. Unmittelbar hinter uns stand die Kürassierdivision Duka aus 20 trefflichen Schwadronen der Regimenter Caterinoslaw, Gluchow, Nowgorod, Klein-Rußland und des „Militairordens" bestehend. Die Grenadierdivision des später so bekannt gewordenen Grafen Woronzow aus 6 Bataillonen Grenadieren gebildet, war ebenfalls in unserer Nähe und hatte größtentheils mehrere aufgeworfene Schanzen besetzt.

Die Nacht verbrachte ich größtentheils an einem großen Wachtfeuer der Grenadiere des Regiments Fanagorie.

Die Soldaten waren ziemlich aufgeräumt, und da sie die letzten Tage zuvor meistentheils gerastet hatten, so saßen sie jetzt in ihre langen, grauen Mäntel gehüllt, an den Wachtfeuern und sangen häufig im Chor die zwar einförmig düsteren und klagenden, aber doch nicht ungefällig klingenden Nationalmelodien, welche das russische Volk so sehr liebt. Dieser Gesang vor der Schlacht übte eine eigenthümliche Wirkung auf mich und ich lauschte demselben mehrere Stunden, bis ich endlich ermüdet neben meinem Pferde, einem häßlichen aber dauerhaften kleinen Fuchs, den ich in dem Gefecht reiten wollte, einschlief.

Die Morgendämmerung graute noch, da weckte mich zuerst Kanonendonner, der von unserem rechten Flügel beim Dorfe Borodino her ertönte, und die Schlacht begann. Es liegt hier natürlich nicht in meiner Absicht eine nur einigermaßen erschöpfende Darstellung dieser berühmten und blutigen Schlacht zu geben. Theils haben sich die Federn unserer besten Militairschriftsteller schon daran erschöpft, theils konnte ich als einfacher Rittmeister, der nur auf einem Theile des Kampfplatzes thätig war, nicht den zehnten Theil von diesem ungeheuren Kampfe überblicken und habe mich in späteren Jahren erst durch Lectüre von dem eigentlichen Gang und Zusammenhang des vielstündigen Kampfes zu unterrichten bemüht. Vieles in demselben, dies gestehe ich offen, ist mir auch jetzt noch unklar, wie denn auch meiner Ansicht nach, eine vollkommen richtige, umfassende und wahrheitsgetreue Beschreibung der Schlacht bei Borodino eine reine Unmöglichkeit ist, da der russische Obergeneral Fürst Kutusow

absichtlich in seinen officiellen Berichten überaus viel Unwahrheiten und Auslassungen geliefert hat. Die beste Schilderung der Schlacht, soweit ich wenigstens dies zu beurtheilen vermag, ist in den Werken des berühmten Militairschriftsteller von Clausewitz, der selbst ein thätiger Theilnehmer derselben war, und später als preußischer General starb, enthalten. Die schlechteste und unwahrste aber in dem von Unwahrheiten wimmelnden Buche des russischen Generals Danilewsky, der in der Entstellung der Wahrheit, überhaupt das nur Mögliche geleistet hat.

Es war in den Morgenstunden des 7. Septembers ein ziemlich starker Nebel, der jeden weiteren Umblick verhinderte und der Prinz von Mecklenburg sandte mich daher zuerst in die Gegend von Borodino um genauere Erkundigungen, wie es dort zugehe, einzuholen. Das Dorf selbst war bereits von den Franzosen durch einen sehr kühnen Angriff erobert, als sie aber weiter vordringen wollten, wurden sie von 2 russischen Jägerregimentern, die auf des Generals Barclay persönlichen Befehl mit gefälltem Bajonnett vordrangen, wieder zurückgeworfen und erlitten namhaften Verlust. Bald entspann sich nun der heftige Kampf auf allen Punkten des nicht sehr geräumigen Schlachtfeldes, über 1200 Geschütze krachten im Umkreis von noch nicht einer Stunde und die Erde erbebte förmlich unter den Hufen meines Rosses. Besonders um die große Bagration-Schanze drehte sich der erbitterte Kampf. Die französische Division Compans vom Heerestheil des Marschalls Davoust ging im Sturmschritt hier vor, ward aber von unseren in den Schanzen aufgestellten Batterien mit einem

so furchtbaren Kartätschenfeuer empfangen nnd zugleich von unseren Jägern so kräftig in die Flanke genommen, daß sie zurückwich und von der Infanteriedivision Desaix aufgenommen werden mußte. Der Kaiser Napoleon wollte sich aber der wichtigen Bagration-Schanzen um jeden Preis bemächtigen, und so erhielt der Marschall Ney Befehl mit seinen drei Divisionen ebenfalls zum Sturm gegen dieselben vorzurücken. Wiederholt stürmten die Franzosen an und durch das tobende Geräusch der Schlacht drang der laute Ruf „vive l'empereur" mit dem das 57te französische Linienregiment vom Davoustschen Corps vordrang. Ein Theil der Schanzen wurde genommen, nachdem die Grenadierbataillone des Grafen Woronzow, welche hier mit der äußersten Standhaftigkeit kämpften, einen solchen Verlust erlitten hatten, daß sie nur schwachen Compagnieen noch glichen. Furchtbar war hier der Kampf und Leichen und Verwundete bedeckten in solchen Haufen den Boden, daß ich kaum mit meinem Pferde darüber fortkommen konnte, als ich mit einer Ordre zum Fürsten Bagration, der unsern linken Flügel befehligte, gesandt wurde. Dabei war ein so dicker Pulverrauch und ein solcher Staub, daß ich oft kaum auf 12 Schritte im Umkreis sehen konnte, obgleich ich sonst von der Natur mit sehr scharfen Augen begabt bin. Da der Fürst Bagration wohl einsah, daß der Besitz der gedachten Schanzen von der höchsten Wichtigkeit sei, so erhielt die Division Neverowsky Befehl solche wieder zu nehmen. Die Regimenter Wilna und Simbirsk stürmten so muthig vor, daß sie in die offene Kehle der Schanze eindrangen und die darin

befindlichen Franzosen entweder mit dem Bajonnett zusammenstachen oder zur eiligen Flucht zwangen. Zugleich sah ich auch in diesem Augenblick russische Ulanen, Dragoner und Husaren einhauen und wäre bald vom Achtyrschen Husarenregiment bei seiner Attaque mit fortgerissen worden. Es war überhaupt für einen Ordonnanzofficier jetzt ungemein schwierig durch all dies Getümmel den Weg zu finden.

Da die Franzosen in immer größeren Massen hier vordrangen, so ertheilte der Fürst Bagration, der stets im heftigsten Kugelregen seine volle Ruhe und den Ueberblick über das Ganze behielt, dem Prinzen Carl von Mecklenburg-Schwerin den Befehl, mit seiner Grenadierdivision bis links vor Semenowskoye vorzudringen, während die Kürassierdivision von Duka uns folgte. Mit Freuden empfing der tapfere deutsche Fürst, der schon ungeduldig gewesen war, daß er noch nicht activ am Kampfe theilnehmen konnte, diesen Befehl, zog den Degen und setzte sich selbst an die Spitze seiner Grenadiere. So fest und ruhig als auf dem Friedensmanövrirplatz rückten die Grenadiere nun in das feindliche Kartätschenfeuer, während die Trommler mit aller Kraft ihrer Arme den Sturmmarsch schlugen.

Immer furchtbarer tobte der Kampf auf dem engen Raum und es war wirklich als ob die Hölle ihre Pforten geöffnet hätte, so krachte und blitzte es von allen Seiten. Zwei Schanzen waren schon von den Feinden erobert und nur die dritte noch in unserem Besitz, als der General Graf Woronzow, der durch einen Bajonnettstich schwer verwundet war, von mehreren Soldaten bei uns vorbei-

getragen wurde. Eine große Menge von zum Theil schweren Geschützen hatte Marschall Ney hier vereinigt und wie die Kornähren unter der Sichel, so sanken mitunter die Reihen unserer Grenadiere zusammen, wenn die Kartätschenladungen so recht voll unsere Glieder getroffen hatten. Aber keine Unordnung entstand, keine Lücke wurde sichtbar, denn die eiserne Disciplin verläugnete auch jetzt in dieser furchtbaren Stunde ihre volle Geltung nicht. In völliger Ordnung wurden die Lücken wieder geschlossen, ohne Bedenken rückte der Hintermann auf den Platz des gefallenen Vordermanns, dessen Leiche er vielleicht erst mit dem Fuße bei Seite schieben mußte.

Unter des Prinzen Mürat persönlicher Anführung sprengte jetzt Reiterei auf die Infanteriedivision Wassiltschiew, deren Bataillone durch das feindliche Feuer schon zur Hälfte geschmolzen waren, ein. Den Prinzen in seinem phantastischen Kostüm, mit dem weißen Federbusch von hochwogenden Straußenfedern auf dem Barett, konnte ich an der Spitze seiner Reiter deutlich erkennen, da gerade für den Augenblick ein heftiger Windstoß den Pulverrauch zur Seite getrieben hatte, bis er sich dann sogleich wieder wie ein dichter Schleier über das Ganze legte. Die schwache vom Kanonenfeuer schon zu sehr erschütterte Infanterie konnte dem Anprall der Reiter nicht widerstehen und fing schon an sich aufzulösen, als die 20 Kürassierschwadronen der Division Duka in den Feind rasselten. Da unsere Grenadiere für den Augenblick etwas zurückgegangen waren, um ihre ungemein zerrissenen Glieder zu ordnen, so ertheilte mir der Prinz Carl, dem schon ein

Pferd erschossen war, und der so eben ein zweites bestieg, die Genehmigung mich dem Kürassierregiment Caterinowslaw, dessen Oberst ich genau kannte, anschließen zu dürfen. Wir hieben auf die feindliche Reiterei ein, die trotz ihres Muthes dem Gewicht der Kürassiere nicht widerstehen konnte und bis in die Schanze zurückgedrängt wurde. Es waren reitende Jäger und wie ich jetzt erst zu meinem Bedauern erkannte Würtemberger. Zwar schmerzte es mich sehr gegen deutsche Landsleute meinen Säbel gebrauchen zu müssen, doch dauerte dies Gefühl nur einen Augenblick, dann überwand Kampfeslust und der Wunsch soviel nur möglich gegen die Schaaren Napoleons meinen Säbel gebrauchen zu können, alles Uebrige. Persönlich bin ich aber nicht bei dieser Gelegenheit mit einem würtembergischen Reiter in ein Handgemenge gekommen. Wir eroberten bei diesem Angriff eine würtembergische reitende Batterie, deren Bedienungsmannschaft größtentheils niedergehauen ward. Wie das bei dem Angriff von 20 Kürassierschwadronen, wo aus der von Tausenden von Rosseshufen aufgewühlten Erde so undurchdringliche Staubwolken aufsteigen, daß man kaum seinen Nebenmann zu erkennen vermag, häufig der Fall ist, so waren die einzelnen Regimenter zuletzt ganz auseinander gekommen. Mehrere Schwadronen hieben sich in den Schanzen mit würtembergischen Reitern und französischen Infanteristen umher, während andere, denen ich mich angeschlossen hatte, weit über die Schanzen hinaus ziemlich planlos in den Feind hineinjagten. Französische geschlossene Kavallerie, unter der ich polnische Ulanen bemerkte, rückte zum Angriff gegen uns an, wir waren, wie

dies bei einer längeren Attaque fast immer geschieht, in Unordnung gekommen, prallten einzeln vor, ritten nicht mehr in geschlossenen Gliedern, und wurden natürlich geworfen. Wir mußten eilig wieder zurück und die eroberte würtembergische Batterie abermals den Feinden überlassen. Bei diesem Rückritt, oder ich will das Ding lieber offenherzig sogleich beim rechten Namen nennen, bei dieser Flucht riß ein polnischer Ulan mir mit seiner Lanzenspitze einen Theil des linken Ohrläppchens weg und die Backe auf. Die Wunde war eigentlich nicht sehr gefährlich, blutete aber stark und hat eine so garstige Narbe hinterlassen, daß ich fortan auf Schönheit keinen Anspruch mehr machen konnte. Freilich bekam ich später für meine Theilnahme an dieser Schlacht bei Borodino das sehr hoch geschätzte russische St. Georgskreuz, und dies wog in meinen Augen die häßliche Narbe reichlich wieder auf. Wir stießen nun auf zwei geschlossene feindliche Infanteriequarrees, 'griffen aber nicht an, sondern umritten dieselben. So wogte der Kampf noch einige Zeit hin und her ohne sonderlich entscheidende Resultate, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der König Mürat, der mitten zwischen die Kürassiere gerathen war, von uns gefangen genommen worden. Das falsche Gerücht seiner Gefangennahme hatte sich schon in unserem Heere verbreitet und großen Jubel erregt. Der König war stets der Vorderste beim Angriff und zeichnete sich durch verwegenen persönlichen Muth bei jeder Gelegenheit sehr aus.

Um die Bagration-Schanzen ward der Kampf noch immer mit verzweifelter Wuth fortgesetzt und an einigen

Stellen lagen die feindlichen und russischen Leichen bunt durcheinander in so hohen Haufen, daß sie die Höhe der Erdwälle fast überragten. Es war ein entsetzliches Gemetzel hier, in dem zuletzt gar nicht mehr geschossen, sondern fast nur noch mit Kolben und Bajonnetten gekämpft und niemals gegenseitig Pardon gegeben wurde. Die russischen Soldaten heulten mitunter förmlich vor Wuth und ich sah, daß Verwundete mit bloßen Händen auf die Feinde zustürzten, um diesen die Waffen zu entreißen und sie zu tödten. Selbst auf dem Boden Liegende rangen noch im letzten Todeskampf mit einander und suchten sich im grimmigen Haß mit den Fäusten zu erwürgen. Die Infanteriedivisionen Woronzow und Neverawsky, welche hier zuerst gefochten hatten, waren fast aller ihrer höheren Führer beraubt und so geschwächt, daß sie kaum noch in Linie formirt werden konnten, daher die Infanteriedivision Konownitzin an ihre Stelle treten mußte. Immer frische Truppen sandte Napoleon aber hierher und jetzt erkannte ich so recht, was es bedeuten wollte, diesem gewaltigen Feldherrn gegenüberzustehen. Als ich nun nach unendlicher Anstrengung, wobei ich mein schon vor Müdigkeit wankendes Pferd durch unbarmherzige Sporenstöße zwingen mußte, auf die Leichen zu treten, beim Prinzen Carl von Mecklenburg wieder anlangte, stand dieser mit seiner schon sehr zusammengeschmolzenen Grenadierdivision bei dem Trümmerhaufen, welche das Dorf Semenowskoye früher bildete. Ich soll einen scheußlichen Anblick dargeboten haben, das linke Ohr in Fetzen hängend, die Backe weit aufklaffend und Alles mit Blut und Staub wie mit

einer geronnenen Kruste bedeckt. Viel Zeit um Toilette zu machen war jetzt aber nicht vorhanden, und auf einen parademäßigen Anzug kam es wahrlich nicht an. Ein Wundarzt des Grenadierregiments Fanagorie legte mir ein großes schwarzes Pechflaster über das halbe Gesicht, so daß ich kaum den Mund aufmachen konnte und wie ein halber Mohr aussah. Dann warf ich mich auf ein frisches Pferd, welches mir mein Bedienter mitten im heftigsten Kugelregen vorführte und jagte zum Prinzen zurück. In demselben Augenblick stürmte aber Marschall Ney mit gewaltigem Anstoß wieder vor und unsere Grenadierdivision war bald abermals in ein sehr heftiges Gefecht verwickelt. Die Zähigkeit und Ausdauer der für ihren Kaiser und ihren Glauben fechtenden russischen Grenadiere hielten den heftigen Ansturm der vom kühnsten Feldherrn Napoleons, dem Marschall Ney, persönlich geführten feindlichen Kolonnen nochmals Stand und wir behaupteten die Ruinen des demolirten Dorfes. Alle unsere Führer sanken blutend oder todt hier zusammen, dem Fürsten Bagration war ein Bein zerschmettert, kein General oder Oberst war unverwundet und ganze Kompagnieen glichen nur noch schwachen Zügen. Eine neue französische Division löste die ebenfalls schon furchtbar geschwächten feindlichen Truppen ab und ging mit lautem Trommelschlag gegen uns vor. Jetzt mußten wir das Dorf und den Thalrand des Semenowska-Baches räumen und zogen uns mehr aus dem entsetzlichen feindlichen Kanonenfeuer zurück um einigermaßen die Glieder wieder zu ordnen. Kaum war dies aber geschehen so stürmten wir abermals in Gemeinschaft

mit der Division Konownitzin mit letzter Anstrengung aller Kräfte, gegen Semenowskoye vor und es gelang uns die französische Division Friant mit dem Bajonnett daraus zu vertreiben. Bei diesem sehr erbitterten Gefecht ward auch unser Divisionsgeneral der Prinz Carl von Mecklenburg so schwer verwundet, daß er von Soldaten aus dem Getümmel fortgetragen werden mußte. Die französischen Marschälle Ney und Davoust, wüthend darüber, daß wir ihre Truppen wieder mit dem Bajonnett vertrieben hatten, fuhren nun große Massen Artillerie bis auf nächste Distance vor dem Dorfe auf und überschütteten uns bald mit einem solchen Hagel von Geschossen aller Art, daß es ganz unmöglich war das Dorf ferner zu behaupten. Gegen Mittag mußten wir endlich vollständig dasselbe räumen.

Ich ward jetzt nochmals mit einem Befehl an die Kürassierdivision Duka abgesandt, die sich nach der ersten Attaque wieder mehr rückwärts am Walde gesammelt hatte. Eine Brigade aus den Regimentern Leibkürassiere, Astrachan und Kaiserin gebildet, schloß sich dem rechten Flügel dieser Division an, und wir attaquirten abermals die französischen Reiterdivisionen St. Germain und Brügeres, die über den Semenowska-Grund vorgedrungen waren. Wiederum warfen wir anfänglich den Feind zurück und wurden dann von ihm wieder zurückgedrängt und so wogte der blutige Kampf ganze Stunden hin und her, denn kein Theil wollte dem Anderen den Preis des Sieges zu erkennen, sondern stritt mit dem letzten Hauch aller Kräfte, so groß war die gegenseitige Kampfeswuth. Ich war zuletzt bei diesem wilden Gedränge und dem Durcheinander aller

möglichen Waffengattungen, ich weiß nicht mehr wodurch, zum Regimente Astrachan gekommen und wir hieben uns nun mit sächsischen Kürassieren herum. Die Sachsen, lauter altgediente, versuchte Soldaten, fochten sehr muthig, doch waren ihre Pferde schon zu sehr mitgenommen und so warfen wir sie denn endlich nach hartnäckiger Gegenwehr zurück. Ich hatte von einem gefangenen Unterofficier gehört, daß der sächsische General Thielmann hier befehlige und da ich gegen diesen zwar tapferen und klugen, aber charakterlosen und egoistischen Mann wegen seiner Proklamation wider den Herzog Wilhelm von Braunschweig im Jahr 1809 einen wüthenden Haß hegte, so suchte ich ihn jetzt zu erreichen um persönlich mit ihm zu kämpfen. Leider wollte mir dies aber nicht gelingen. Polnische und westfälische Kürassiere nahmen bald die Sachsen auf und polnische Ulanen attaquirten uns nun so gewaltig, daß wir abermals zurück mußten.

Der Kampf wogte nun noch längere Zeit hin und her, ohne daß ich weiter Antheil daran nehmen konnte. Durch die Anstrengung des letzten Gefechtes war mir nämlich der Verband von meiner Wunde wieder abgesprungen und diese blutete so stark, daß ich fürchten mußte durch den Blutverlust ganz geschwächt zu werden. Da inzwischen die furchtbar mitgenommenen Kürassiere der Division Duka und die Grenadiere der Division Prinz Carl von Mecklenburg, von der übrigens nur noch schwache Trümmer existirten, denn es gab Kompagnieen die kaum 20 Mann stark sein mochten, vorläufig wieder aus dem Gefecht zurückgezogen waren, so hatte ich keine bestimmte Pflicht

mehr. Ich ritt nun langsam aus der Kampflinie, um mich auf dem Verbandplatz gehörig verbinden zu lassen, und fühlte mich schon so schwach, daß ich mitunter anhalten und mit den Händen die Mähnhaare meines Pferdes umklammern mußte, um nicht aus dem Sattel zu sinken. Von Allem was jetzt um mich her vorging, empfand ich nur wenig und war so stumpf und ermattet geworden, daß ich nur mechanisch dem dichten Schwarm der Verwundeten, die sich Alle zu den hinter dem Heere gelegenen Verbandplätzen schleppten, folgte. Als ich nach meiner Uhr sah, zeigte sie die dritte Stunde und so hatte dieser furchtbare Kampf schon fast 12 Stunden gedauert und war noch immer nicht beendet, denn erst gegen 5 Uhr Abends schwiegen die letzten Kanonenschüsse. Wie hartnäckig aber bei Borodino gekämpft wurde nnd mit welch glänzendem Muthe die Russen sich vertheidigten, zeigt am Besten der ungeheure Verlust von nahe an 40,000 Todten und Verwundeten, welchen die mit etwas über 100,000 Mann in das Gefecht gerückte Armee, an diesem einzigen Tage erlitt. Besonders das 2te Corps des Fürst Bagration, bei dem ich an diesem Tage thätig gewesen war, verlor hierbei mehr als drei Fünftheile seiner Gesammtzahl. Auch die Franzosen haben an 28—30,000 Mann eingebüßt, und man kann sich umsomehr vorstellen, mit welcher Erbitterung hier von beiden Seiten gekämpft wurde, da Gefangene fast gar nicht gemacht wurden.

Trotz des unbegründeten Berichtes des Fürsten Kutusow an den Kaiser von dem erfochtenen Siege bleibt der Tag von Borodino doch ein Ehrentag für das ge-

sammte russische Heer für ewige Zeiten, auf den es mit Recht so stolz als auf den glänzendsten Sieg herabblicken darf. Was Heldenmuth und Ausdauer nur zu leisten vermögen, das thaten in dieser Schlacht sämmtliche russische regulaire Truppen ohne die geringste Ausnahme, und auch kein einziges Beispiel von Feigheit, ja nur von Schlaffheit ist mir bekannt geworden. Ungemein rühmlich benahm sich an diesem Tage wieder der General Barclay de Tolly, der keinen Augenblick die Ruhe und den Ueberblick verlor, stets dort zu finden war, wo der Kampf am Heftigsten tobte und dem 5 Pferde unter dem Leibe erschossen wurden. Und doch mußte dieser um Rußlands Wohl so hoch verdiente Mann bald das Heer in Ungnade verlassen und wäre in Kaluga fast von dem verführten Volke thätlich mißhandelt worden, während ein Kutusow, der nichts gethan hatte, mit allen nur möglichen Ehren überhäuft wnrde, und für diese Schlacht, die fast ohne sein Zuthun geschlagen wurde, ein Geschenk von 100,000 Silberrubeln erhielt.

Drittes Kapitel.

Fahrt nach Moskau. — Verwirrung daselbst. — Wahrscheinliche Entstehung des Brandes. — Flucht nach Tula. — Gastfreie Aufnahme bei einer altrussischen Bürgerfamilie daselbst. — Patriarchalisches Leben. — Wiederherstellung meiner Wunde. — Rückkehr zum Heere. — Zustand der feindlichen Armee auf dem Rückmarsch aus Rußland. — Grausige Scenen des Elends und der Verzweiflung. — Das Gefecht bei Krasnoie. — Geringe Thätigkeit der russischen Armee. — Einmarsch in Wilna. — Kantonnirungsquartiere. — Große Verluste unseres Heeres. — Entschluß den russischen Dienst zu verlassen und nach Preußen zurückzukehren.

Es war ein großes Glück, daß ich auf dem Verbandplatz auf dem es entsetzlich zuging, einen deutschen Bedienten des Prinzen Carl von Mecklenburg fand, der mich persönlich kannte, und sich nun meiner mit großer Treue annahm. Dieser sehr brave und umsichtige Mensch holte auch meinen eigenen Diener, der sich mit meinen beiden Pferden weiter rückwärts zu der Bagage geflüchtet hatte, herbei, so daß ich nun nicht mehr ganz ohne Hülfe blieb. Meine vom Lanzenstich aufgerissene Backe war allmälig so geschwollen, daß ich den Mund kaum bewegen

und nur noch unverständliche Laute, aber keine Worte mehr sprechen konnte. Auch fing schon ein heftiges Wundfieber an sich bei mir einzustellen.

Auf dem Verbandplatz, wo Tausende von Verwundeten vergebens um Hülfe flehten und die geringe Zahl der Aerzte, ihnen selbst beim besten Willen diese nicht spenden konnte, wäre ich doch nicht verbunden worden; dies sah der sehr umsichtige Bediente sogleich ein. Er führte mich nun mehr seitwärts zu einem kleinen Bache und wusch mir dort mit meinem Taschentuch die dicke Kruste von Blut und Staub ab, die sich über mein Gesicht gelegt hatte, was mir eine große Erquickung gewährte. Aus dem nassen Tuch bildete er dann eine Kompresse und band mir solche mit meinen Hosenträgern so fest über das Gesicht, daß die Blutung größtentheils aufhörte. Mein eigener Bedienter hatte unterdeß zwei gefallenen Artilleriepferden, die zu vielen Dutzenden hier umherlagen, die Geschirre abgenommen und damit meine beiden Reitpferde, die so müde waren, daß sie sich Alles gefallen ließen, aufgeschirrt. Ein leerer Munitionskarren, ward auch gefunden und hierauf setzte ich mich nun, während meine beiden davor gespannten Pferde, solchen im langsamsten Schritt davon schleppten. Ein Stück grobes Kommißbrod, welches ich in kleine Bröckchen zerdrückte und dann mit Branntwein befeuchtet in den Mund steckte, da ich nicht mehr kauen konnte, war meine Nahrung. In dem Helm eines russischen Kürassiers wurde etwas Wasser zum befeuchten des Verbandes vorsorglich mitgenommen.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch auf der mit

Verwundeten und Versprengten dicht gefüllten Moskauer Straße und erreichten, da wir häufig Aufenthalt hatten, erst gegen Morgen ein kleines Städtchen, in dem ebenfalls schon große Verwirrung herrschte. Der Chirurg des Ortes, der zwar schon sehr betrunken war, sonst aber ziemlich geschickt zu sein schien, legte den ersten ordentlichen Verband um meine Wunde. Eine große Schale mit heißer Kohlsuppe, in der mehrere Wurststückchen schwammen, erquickte mich sehr da sie die erste warme Speise war, die ich seit 48 Stunden genossen hatte. Auf einem Strohlager im Stall schlief ich nun mehrere Stunden und fuhr dann langsam nach Moskau weiter, wo ich am Mittag des 9ten September anlangte. Leider verließ mich hier der sehr vorsorgliche Bediente des Prinzen Carl von Mecklenburg, um seinen Herrn wieder aufzusuchen und ich war allein auf die Pflege meines Bedienten, der ein geborener Liefländer war, beschränkt.

In Moskau traf ich die Bevölkerung in der größten Aufregung und die langen Straßen und weiten Plätze der ungeheuren Stadt, waren mit einer unruhig wogenden Menschenmasse angefüllt. Die verschiedensten Gerüchte drängten sich hier und Niemand konnte das Wahre von dem Falschen unterscheiden. Officiel ward verkündet, daß unser Heer bei Borodino einen glänzenden Sieg erkämpft habe und es ward festgesetzt, daß viele öffentliche Feierlichkeiten zu Ehren desselben stattfinden sollten, aber die Tausende von Verwundeten und Versprengten, die nach und nach hier eintrafen, wie auch die hier schon bekannte Nachricht, daß die Truppen auf dem Rückmarsch begriffen

waren, widersprachen diesem angeblichen Siege nur zu sehr. Ich wußte nicht wohin ich mich in all diesem Wirrwarr wenden sollte, und hielt mit meinem Fuhrwerk ziemlich rathlos auf einem freien Platz, denn nur im allergrößten Nothfall wollte ich ein Militairlazareth aufsuchen. Ein wohlgekleideter Bürger, der gehört hatte, daß ich zu meinem Bedienten einige Worte deutsch sprach, überhob mich dieser Verlegenheit. Er trat an mich heran, fragte sehr theilnehmend ob ich ein Deutscher sei, und als ich ihm dies bejahte, gab er sich als einen hier ansäßigen Wagenbauer zu erkennen und bot mir an, mich in seinem vor dem Kolomenskischen Schlage gelegenen Hause, aufzunehmen und nach besten Kräften zu verpflegen. Mit dem innigsten Danke nahm ich dies edelmüthige Anerbieten meines unbekannten Wohlthäters an. In dem sehr wohlhabend aussehendem Hause erhielt ich nun ein freundliches Stübchen und eine so sorgsame Pflege, wie ich sie selbst daheim nicht hätte besser erwarten können, und auch meine Pferde fanden hier eine Unterkunft. Ein sehr liebenswürdiger und geschickter deutscher Arzt behandelte mich und brachte meine arg vernachlässigte Wunde zuerst wieder mehr in einen erträglichen Zustand. Die nächsten 4 Tage verbrachte ich aber größtentheils im heftigsten Wundfieber, und halb bewußtlosem Zustand.

Am Morgen des 14ten Septembers erschien mein Wirth klagend und seine kleine nette, kugelrunde Frau heftig weinend, bei mir und verkündeten, daß Moskau geräumt werden müsse, weil der Einzug der Franzosen schon in den nächsten 24 Stunden zu erwarten sei. Das war

denn eine gar schlechte Kunde sowohl für mich als auch für diese ruhige, fleißige und glückliche Bürgerfamilie, die nun befürchten mußte, die Frucht ihrer mehrjährigen Anstrengung vielleicht in wenigen Stunden wieder zu verlieren. Doch was half es, mit nutzlosen Klagen wird ein schweres Schicksal niemals verbessert. Die werthvollsten Sachen der Familie wurden auf 2 große Wagen meines Wirthes gepackt und diese mit meinen beiden Reitpferden und 2 alten Kleppern, die irgendwo aufgetrieben waren, bespannt. Hoch oben auf dem einen Wagen thronte ich in meiner Uniform und mit dicht bepflastertem Gesicht, als eine Art Sauvegarde, auf dem anderen aber meine Hausfrau und ihre Kinder, während ihr Mann und mein Reitknecht die Kutscher machten.

Der Anblick, der sich mir vor dem Thore Moskaus darbot, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Als wenn eine Völkerwanderung stattfinden sollte, zogen jetzt Hunderttausende von Eigenthümern, der dem Untergang geweihten Stadt mit ihren besten Habseligkeiten schwer bepackt von dannen. Pferde und Wagen waren für Geld nichtmehr zu bekommen gewesen, und selbst wohlgekleidete Männer schoben schwere Packen auf Schubkarren vor sich her, oder schleppten sich mit schweren Bündeln wie wandernde Handelsjuden. Scenen der Verzweiflung, des Elends, des größten Entsetzens, ereigneten sich überall, und Klagen, Heulen und furchtbare Verwünschungen gegen den Feind, dessen Eroberungslust allein diesen Untergang von Moskau verschuldet hatte, erfüllten die Luft. Dazwischen fehlte es nicht an

Flüchen und den heftigsten Zänkereien, denn fast jede Minute hatten sich Wagen festgefahren oder Sachen waren durcheinandergefallen und versperrten den Weg, so daß fast beständig Stockungen vorkamen, und der ungeheure Zug sich anfänglich nur mit der Geschwindigkeit einer Schnecke, vorwärts bewegen konnte. Dazwischen tobten Ordonnanzen und Adjutanten, die in eiligen Aufträgen entsandt, ihren Weg durch all dies Gewühl nicht schnell genug fortsetzen konnten und nun mit der Rücksichtslosigkeit, welche den vornehmen Russen gegen alle unteren Stände eigen ist, ohne Weiteres mit dem Kantschuh dreinhieben, wodurch wieder neuer Zank und vermehrtes Gewirre entstand; kurz das Ganze bot einen Anblick dar, wie ich mir solchen früher gar nicht als möglich gedacht hatte.

Eine Strecke vor dem Kolomenskyschem Schlage mußten wir einige Stunden auf einer Wiese halten, um mehrere Truppentheile auf der Straße nach Räsan vorbeiziehen zu lassen. Die schwachen Ueberreste der meist so schönen Regimenter, gewährten keinen erfreulichen Anblick und jetzt erst überzeugte ich mich wie sehr die Kraft des russischen Heeres bei Borodino gebrochen sei. Die Soldaten schlichen matt und müde daher, viele waren betrunken und hielten nicht Tritt, es gab Nachzügler und Marodeure — sonst im Heere etwas äußerst Seltenes — in Menge, und die wenigen Officiere konnten oder wollten dieser Unordnung nicht steuern und schlichen gleichgültig und oft sich einer dumpfen Verzweiflung hingebend, neben ihrer Mannschaft her. Der Verlust an Officieren war bei Borodino so

ungeheuer gewesen, daß ich jetzt ganze Bataillone sah, die nur von 2—3 Lieutenants geführt wurden. Freilich bemerkte ich auch bei diesem Vorübermarsch kein einziges Bataillon, welches mehr als 200 Mann wirklich in Reih und Glied hatte. Manche zählten noch ungleich weniger, wie denn auch die Kavallerieregimenter in ihrer Stärke nur Schwadronen glichen. Am Wohlerhaltesten und verhältnißmäßig Zahlreichsten sah noch die Artillerie aus. Es war, wie ich von einigen mir näher bekannten Officieren, die auf Augenblicke an meinem Wagen herantraten, um mich zu begrüßen, erfuhr, anfänglich der Plan gewesen vor Moskau abermals noch eine Schlacht zu liefern, aber in einem mehrstündigen Kriegsrath nach langer Debatte diese Idee wieder aufgegeben worden. Nachdem was ich vom russischen Heere sah und hörte, war solches für den Augenblick nicht mehr im Stande, dem Kaiser Napoleon, der noch seine Garden, welche gar nicht im Feuer gewesen waren, als frische Reserve besaß, mit Erfolg eine Schlacht zu liefern. Ueberhaupt war der Kern der russischen Armee und besonders der Infanterie bei Borodino geblieben, und der Schlag zu hart, als daß die Truppen sich während der folgenden Feldzüge von 1812 — 1814 wieder ganz davon zu erholen vermocht hätten. Ich wenigstens habe später niemals wieder ein russisches Corps gesehen, was den Eindruck so vollkommener Kriegstüchtigkeit machte, wie jenes, welches der General Barclay de Tolly im Juni aus Wilna führte. Namentlich viele bei Borodino gebliebenen Officiere, die noch aus der trefflichen Kriegsschule des berühmten

Suwarow stammten, sind später nicht wieder ersetzt worden. Bei meiner Abfahrt aus Moskau sah ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben den Grafen Rostopschin, Gouverneur der Stadt, der später durch die niemals ganz erledigte Frage ob er den Brand der großen Stadt ausdrücklich befohlen habe, zu einer so unverdienten Berühmtheit gekommen ist. So weit meine Kenntniß von dieser Anzündung von Moskau, die freilich nur auf Erzählungen vieler Augenzeugen beruht, reicht, hat der Graf eine solche großartige That, wie die ist, die zweite Stadt Rußlands absichtlich den Flammen zu übergeben, niemals ausdrücklich befohlen. Dazu dachte und handelte er nicht muthig und heroisch genug. Wahr ist übrigens, daß der Graf die Spritzen und die militairisch organisirte Spritzenmannschaft mit aus der Stadt fortnahm, und so es unmöglich machte, einen etwaigen Brand, der dazu größtentheils aus Holz erbauten Häuser zu verhindern. Er ließ ferner an 6—700 der gemeinsten Verbrecher aus allen Strafanstalten frei und schleppte nur alle politisch Verdächtigen auf grausame Weise mit Ketten hinten an Wagen angeschlossen, mit fort. Durch diese absichtlich zurückgelassenen Verbrecher, wie auch durch die vielfach plündernden und allen möglichen Unfug verübenden französischen Soldaten, ist der Brand zuerst entstanden und hat dann da man ihn anfänglich aus Nachlässigkeit und später, weil alle dazu nöthigen Löschanstalten fehlten, nicht unterdrückte, eine solche ungeheure Ausdehnung gewonnen, daß er 3 Fünftheile der großen Stadt in Asche verwandelte. Der Graf Rostopschin hat später selbst nicht

recht gewußt, ob er die Urheberschaft dieses Brandes auf sich nehmen solle oder nicht. Auf der einen Seite hat es seiner Eitelkeit freilich geschmeichelt, daß sein Name auf solche Weise einen Platz in der Weltgeschichte erhalten würde, den er sonst nicht erringen konnte, auf der andern hat er sich gescheut auch wieder die alleinige Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen und so schwankte er in seinen Antworten hin und her, gab nur Andeutungen und Ausweichungen und steigerte dadurch noch mehr die Verworrenheit der darüber herrschenden Ansichten. Wie dem nun aber auch immerhin sein mag, so halte ich den Brand von Moskau gar nicht für eine Begebenheit von so großem Einfluß auf den Gang des Krieges, wie das von vielen Seiten geglaubt wird. Wenn auch die Stadt nicht verbrannt wäre, so hätte sich Napoleon mit seinem Heere doch nicht während des ganzen Winters in derselben halten können, da es ihm an Lebensmittel dafür gemangelt. Die leichten Streifschaaren der Russen, die eigentlich erst jetzt gebildet wurden und die vielen Kosacken, von denen nunmehr 12,000 Mann vom Don her anmarschirt kamen, hätten ihm die Zufuhr völlig abgeschnitten und die Magazine der Stadt wären lange nicht ausreichend um 150,000 Mann und so viele hatte der Kaiser noch bei sich, während des langen russischen Winters zu ernähren. Der Umstand, daß die Franzosen 4 volle Wochen nutzlos in der eroberten Stadt verblieben und nicht entweder sogleich zurück, oder schnell vorwärts in die südlichen Provinzen von Kleinrußland marschirten, wie auch der ungewöhnlich früh und unge-

wöhnlich streng eingetretene Winter haben ihren völligen Untergang herbeigeführt. Der Brand von Moskau selbst, in dem noch immer Quartiere genug übrig blieben, hat das Wenigste hiebei gethan.

Wir langten am 14ten September mit unseren zwei schwer beladenen Wagen erst spät am Abend in Räsan an, wo auf freiem Felde bivouakirt wurde. Unter Soldaten hatte ich schon manche hundert Nächte bivouakirt, unter geflüchteten Bürgern, weinenden Kindern und klagenden Weibern aber noch niemals und so sah und hörte in dieser Nacht Manches was mir bisher ziemlich fremd gewesen war; so daß ich ein Bivouak unter Husaren einem derartigen unter Flüchtlingen aus einer großen Stadt unbedingt weit vorziehe, obgleich es uns hier an Lebensmitteln gar nicht fehlte, und ich auf meinem Wagen ein ganz bequemes Nachtlager fand.

Am 15ten setzten wir unseren Weg fort, da mein gastfreier Wirth beschlossen hatte, nach Tula, wo der Vater seiner Frau, ein großes kaufmännisches Geschäft besaß, zu flüchten. Er und seine gute Frau boten mir freundlichst an mich dort mit hinzunehmen und versicherten, daß ich die bereitwilligste Aufnahme bei ihren Verwandten finden würde. Da meine Wunde der Art war, daß ich innerhalb 4—6 Wochen gar nicht daran denken konnte zum Heere wieder zurückzukehren, ich auch nicht wußte wohin ich mich sonst wenden sollte, denn um in die Ukraine zu meinen dortigen Verwandten zu reisen, war es zu weit, so nahm ich dies so ungemein freundliche Anerbieten dankbarst an.

In der Nacht vom 15ten auf den 16ten September zeigte uns zuerst ein mächtiger Feuerschein am Horizont, daß in Moskau eine große Feuersbrunst ausgebrochen sei. Obgleich der Schwarm der Flüchtlinge sich allmälig immer mehr auf den verschiedenen Wegen und in die verschiedenen Gegenden zerstreut hatte, so waren wir doch noch immer von vielen Hunderten jeglichen Alters, Geschlechtes und Standes umgeben. Als diese Unglücklichen, die oft nur einen sehr geringfügigen Theil ihrer Habe zu retten vermochten, den Flammenschein ihrer brennenden Heimathsstadt am dunklen Nachthimmel erblickten, entstand viel Jammern und Klagen unter ihnen. Besonders die Weiber zeichneten sich dabei durch lebhaftere Ausbrüche des Schmerzes aus, während die Männer oft nur drohend die Fäuste ballten und diesen frechen Feinden ihres Vaterlandes, denen sie jetzt auch den Untergang der stolzen Hauptstadt verdankten, die bitterste Rache schworen. Der Flammenschein war so hell, daß er den Weg fast erleuchtete, so daß wir beinahe die ganze Nacht durch fuhren, da an Ruhe doch nicht zu denken war und wir unsere Pferde durch reichliche Futterportionen stärken konnten. Diese nächtliche Fahrt bei der Beleuchtung des in Feuer aufflammenden Moskaus, mitten unter den Schaaren der Flüchtlinge hatte etwas ungemein Schauriges, was mir einen bleibenden tiefen Eindruck hinterließ.

Nach manchen Beschwerden und Hindernissen — mein dänischer Hengst hatte sich unter anderem auch die Brust aufgescheuert und wollte nun nicht mehr ziehen, so daß wir mit vieler Mühe einen anderen Klepper auftreiben

mußten — kamen wir endlich in Tula an. Die Aufnahme, welche die schon sehr bejahrten Schwiegereltern des deutschen Wagenfabrikanten, mir dort zu Theil werden ließen, war die gastfreundlichste, die ich nur wünschen konnte. Mit solcher Herzlichkeit, als sei ich ein Sohn des Hauses und nicht ein unbekannter Fremdling, den sie jetzt zuerst erblickten empfing mich diese Familie. Ich trug die Uniform ihres Kaisers, hatte mir als russischer Officier meine Wunde geholt; dies allein genügte vollkommen um mich zu einem hochgeehrten Gaste ihres Hauses zu machen. Da meine Wunde auf der Fahrt durch die Stöße des Wagens, sich wieder sehr verschlimmert hatte, auch ein heftiges Wundfieber mich noch häufig schüttelte, so mußte ich in den ersten drei Wochen das Bett hier noch hüten. Das gute alte Hausmütterlein hatte mich in ihrer Putzstube in dem besten Gastbette gebettet, und eine solche Menge von Kissen und Betten auf und um mich und unter mir in ihrer Gutmüthigkeit aufgethürmt, daß ich von dieser ungewohnten Last fast erstickt wäre und mindestens die Hälfte aller dieser überflüssigen Dinger schleunigst wieder entfernen mußte. Und welche kräftigen Krankensuppen wußte Annuska die dicke Köchin des Hauses zu kochen, welche Masse der besten eingemachten Früchte, der Stolz der sorgsamen Hausfrau, bedeckte täglich den Tisch vor meinem Bette. Uebrigens war ich in den ersten Wochen recht leidend und litt so starke Schmerzen, daß ich manche schlaflose Stunde des Nachts auf meinem weichen Lager mich umherwälzen mußte. Es hatte sich bei mir an der Kinnlade der verwundeten Backe, ein bösartiges Fistelgeschwür gebildet, welches wieder-

holte, sehr schmerzhafte Operationen nothwendig machte und so hatte der alte pensionirte Feldchirurgus, der mich hier behandelte, nur zu häufige Gelegenheit die Schärfe seiner Messer bei mir zu erproben. Dieser Mann der 30 Jahre im Heere gedient und alle Feldzüge unter Suwarow mitgemacht hatte, war ein so komisches Original wie mir solches noch niemals vorkam, dabei aber geschickt und höchst unterhaltend in seinen Plaudereien. Er hat mir durch seine Erzählungen manche lange Stunden verkürzt, und ich habe von ihm Vieles über die Geschichte der letzten Feldzüge und die eigenthümlich inneren Zustände des Landes wie Heeres gehört, was mir sonst schwerlich je bekannt geworden wäre. Als ich Bett und Zimmer wieder verlassen konnte, obgleich meine eine Backe noch längere Zeit dicht verbunden blieb, mir das viele Sprechen verboten war und ich nur Speisen genießen durfte, bei denen ich meine Kauwerkzeuge nicht sehr anzustrengen brauchte, verweilte ich viele Stunden in dem Wohnzimmer der Familie, welches neben dem Laden, in dem es stets sehr lebhaft zuging, gelegen war. So lernte ich bei dieser Gelegenheit das Leben im Innern einer sehr wohlhabenden Bürgerfamilie in einer russischen Provinzialstadt ganz genau kennen. Alles was ich hier sah und hörte, lehrte mich diese wackeren Leute so recht aus vollem Herzen achten, und ehren. Fleiß und Munterkeit, patriarchalische Einfachheit und die großartigste Mildthätigkeit gegen die Armen, wahre Religiosität und unbedingte Ehrfurcht gegen die Person des Kaisers und alle Gesetze, die von ihm ausgingen, waren hier gemeinsam vertreten, Eigenschaften die

im scharfen Gegensatz mit dem standen, was ich bisher bei der vornehmen Welt in Rußland meist gefunden hatte.

Mit welcher Spannung ich übrigens allen Nachrichten vom Heere lauschte und wie groß die Freude war die ich empfand als ich vernahm, daß Napoleon mit seinem von Tag zu Tag mehr zusammenschmelzendem Heer endlich Moskau nothgedrungen verlassen und den Rückzug auf der alten verwüsteten Straße wieder angetreten hatte, kann sich Jeder denken. Wie manche nächtliche Stunde wo mir der Schmerz die Ruhe raubte, ist nur durch diese schöne von Tag zu Tag sich immer mehr verstärkende Hoffnung, daß es jetzt vielleicht mit Napoleons Tyrannei zu Ende gehe und auch mein geliebtes Vaterland Preußen, nach so hartem Druck endlich davon befreit werde, verkürzt worden.

Sonst vernahm ich freilich Manches von der russischen Armee, was mich nur unangenehm berühren konnte. Besonders der Weggang des tüchtigen Generals Barclay de Tolly ging mir sehr nahe. Die Gehässigkeit Kutusows und die schmutzigen Intriguen mancher vornehmen Persönlichkeiten im Hauptquartier, die je weniger sie selbst leisteten, desto schärfer urtheilten, hatten den Genannten endlich zu dem Entschluß gebricht das Oberkommando über die erste Armee niederzulegen, und sich vorläufig wenigstens in den Schooß seiner Familie nach Liefland zurückzuziehen. Es war dies ein großer Verlust für das Heer, der bald auch sehr schmerzlich von allen Einsichtsvollen, denen das gemeinsame Wohl höher als die eigene Person galt, empfunden wurde. Mit dem General Barclay verließen

auch der mir persönlich so sehr wohlwollende Oberst von Wolzogen, dann der Oberstlieutenant von Clausewitz und noch einige andere frühere preußische Officiere das Heer, da sie sich unter dem Uebermuth der altrussischen Partei und der Rohheit eines Kutusow, der alle Fremden grundsätzlich gering schätzte, nicht fügen wollten und konnten. Nur der jetzt zum General beförderte Toll, war geblieben und mußte sich sowohl mit Kutusow wie mit den vornehmen altrussischen Officieren des Hauptquartiers, persönlich sehr gut zu stellen, was auch erklärlich ist, da beide Theile sich gegenseitig brauchten und von einander Nutzen zu ziehen hofften. Der alte Feldmarschall und seine vornehmen Adjutanten, die möglichst bequem leben und die Strapazen des Krieges möglichst wenig empfinden mochten, sich auch die Köpfe mit Nachdenken über strategische Pläne nicht zerbrechen wollten, konnten einen so rastlos thätigen, umsichtigen und gewandten Mann wie Toll war, der ihnen bereitwillig die Last der Geschäfte abnahm, nicht füglich entbehren und ließen ihn gern nach seiner Willkür schalten und walten. Solche Stellung wünschte aber Letzterer; sein brennender Ehrgeiz fand hierbei volle Befriedigung und der Glaube an seine Unfehlbarkeit, der keinen Widerspruch dulden wollte, freute sich, daß Männer wie Wolzogen und Clausewitz, die sich erlaubten mitunter anderer Ansicht zu sein und deren scharfe Kritik er fürchten mußte, jetzt endlich vom activen Heere entfernt waren; auch wußte der General Toll recht gut, daß seine Beförderung zu einer höheren Stellung, unter den jetzigen Verhält-

nissen wesentlich von der Zufriedenheit Kutnsows und der vornehmen russischen Geburtsaristokratie im Heere, abhängig war. Aus diesem Grunde suchte er sich dieser mächtigen Partei, vorläufig wenigstens, möglichst angenehm zu machen und opferte gewiß manche bessere eigene Ueberzeugung deren Wünschen. Wenn daher die Führung des Krieges von Seiten unseres Hauptquartiers nach dem Rückzug Napoleons aus Moskau, so überaus erbärmlich war, und man den Kaiser mit immer noch gegen 90—100,000 Mann entschlüpfen ließ, statt Alle insgesammt gefangen zu nehmen, wie man bei nur einiger Thätigkeit und Umsicht dies so sehr leicht gekonnt hätte, so trägt nicht Tolls Ungeschicklichkeit — denn er war ein sehr befähigter Mann — sondern nur des Oberbefehlshabers Bequemlichkeit, vielleicht auch noch Anderes die Schuld hiervon.

Am 1sten November war meine Wunde so weit wieder geheilt, daß ich Tula ohne sonderliche Gefahr für meinen Zustand, verlassen um mich wieder zum Heere zurückbegeben konnte. Der Abschied von dieser wackeren russischen Bürgerfamilie, die mich so edelmüthig verpflegt und deren Hülfe ich wesentlich meine baldige Genesung mit verdankte, that mir ungemein leid. Auch die guten Leute, wie das stets bereitwillige und gutmüthige Hausgesinde, schienen mich gern gehabt zu haben, umringten alle meinen Schlitten und es fehlte nicht an warmen Händedrücken, ja selbst zärtlichen Umarmungen. Einige hübsche junge Anverwandte des Hauses, wie auch die dicke Annuscha, meine Hauptpflegerin, gestatteten mir zum Abschiede noch einen süßen Kuß auf ihre frischen rothen Lippen. Die nie rastende Vorsorge

meines gütigen Wirthes beschenkte mich mit einem großen warmen Bärenpelz, der mir später manche treffliche Dienste geleistet hat, während das Hausmütterlein meinen Mantelsack mit vielen guten Hemden, Strümpfen und anderen Sachen, wie solche ein Soldat bei einem Winterfeldzuge wohl gebrauchen kann, ausrüstete. Auch mein Schlitten mit allen möglichen Lebensmitteln war vollgepackt und meine beiden Reitpferde und mein Bursche hatten sich in dieser sechswöchentlichen bequemen Rast in Tula so dicke Bäuche gegessen, daß sie fast unbehülflich dadurch geworden waren. Später ward mir von Paris aus die längst gewünschte Gelegenheit, diese reichen Gaben durch einige hübsche Geschenke, worunter besonders ein werthvolles Service von Sevres-Porcellan gehörte, wenigstens einigermaßen wieder vergelten zu können, für den Augenblick war meine Kasse dazu viel zu geschwächt, da ich seit meinem Eintritt in die russische Armee noch keine Gage erhalten hatte, und auch die Geldsendungen aus Mecklenburg seit Monaten ausgeblieben waren.

Von meinen Reitpferden war das eine vor einen leichten Schlitten gespannt, auf dessen Pritsche mein Diener saß, während mein dänischer Hengst, hinten angebunden, lose einhertrabte. So fuhr ich mit frohem Muthe und schöner Hoffnung nach den Trümmern von Moskau, um dort eine nähere Anweisung, wo und wie ich die schon vorausgerückte active Armee am leichtesten wieder erreichen könne, zu empfangen. In dieser alten Zaarenstadt sah es fürchterlich aus und ich erhielt hier zuerst einen klaren Einblick in die Verwüstungen, welche der Brand angestif-

tet hatte. Ganze Stadttheile zeigten nur Trümmerhaufen und auch in den Straßen, die von der Feuersbrunst verschont geblieben waren, konnte man sehen mit welcher rohen und oft ganz nutzlosen Zerstörungswuth die Feinde gewirthschaftet hatten. Von den geflüchteten Einwohnern waren Viele bereits wieder zurückgekehrt, irrten verzweifelnd auf den Trümmern ihrer Habe umher oder arbeiteten schon, sich vorläufig in den Brandstätten kleine Wohnungen, die ihnen in dem jetzt mit russischer Rauhheit beginnenden Winter Schutz gewähren sollten, zu erbauen. Den Verlust ihres Privateigenthums hätten die Bewohner Moskaus aber ungleich leichter verschmerzt, als die durch gar keine Rücksicht gebotene Zerstörung des Kremls, dieses Palladium der Stadt, den Napoleon bei seinem Abmarsch zuletzt in die Luft sprengen ließ, obgleich diese schändliche That glücklicher Weise nur zum Theil gelungen war. Man muß Altrußland und die Sitten seiner gläubigen Bewohner recht kennen, um zu begreifen mit welcher Wuth diese That der Franzosen, ebenso wie die Entweihung der Kirchen, die überall mit frechen Gotteslästerungen absichtlich geschehen war, die Herzen Aller erfüllte. Viele Tausende der Feinde verfielen durch diese Handlungen einem qualvollen Tode, denn das sonst so gutmüthige, gegen fremdes Elend mildthätige russische Volk verfolgte die Franzosen jetzt ärger als die Wölfe, und tödtete erbarmungslos alle Gefangenen, deren es sich nur irgend wie bemächtigen konnte. Von jetzt an besonders nahm der Krieg von Seiten des gereizten Volkes den furchtbar grausamen Charakter an, der ihm bisher ziemlich fremd ge-

wesen war und in seiner Wildheit Alles übertraf was ich in der Art in Spanien gesehen hatte. Wie oft bin ich Zeuge gewesen, daß die Eskorten der Soldaten, welche die zahlreichen Gefangenen transportirten, mit äußerster Kraft diese Unglücklichen vor der Wuth des Volkes, das sie ohne Weiteres ermorden wollte, schützen mußten. Oft gelang ihnen dies nicht und viele tausend wehrlose Franzosen, die dem Volke in die Hände fielen, sind von diesem erbarmungslos getödtet worden. Schon in Moskau mußte ich eine solche Scene mit ansehen. Ein Trupp von 40—50 gefangenen französischen Soldaten der verschiedensten Waffengattungen, größtentheils verwundet, wurde von 16—20 Kosacken unter der Führung eines jungen Officiers vom Isumschen Husarenregiment durch die Straßen geleitet. Plötzlich stürzt ein dichter Volkshaufe mit rohem Wuthgeheul auf die Eskorte los, und sucht deren Reihen zu durchbrechen, um sich der Gefangenen zu bemächtigen. Die Kosacken leisteten möglichsten Widerstand und hieben mit ihren Kantschuhen rücksichtslos auf die Köpfe der andringenden Menge, der Officier ermahnte, bat und befahl die Gefangenen zu schonen, gebrauchte kräftig die flache Klinge seines Säbels, ich selbst hatte mich ihm zur Seite gestellt und schlug mit meiner Waffe ebenfalls drein, daß mir der Arm zuletzt müde ward; es half Alles nichts, mindestens ein Dutzend der Unglücklichen wurde uns oft zwischen den Pferden hindurch fortgerissen, und dann von den Wüthenden zerfleischt, oder in wilder Wuth mit den Füßen zerstampft. Wir mußten zuletzt die Kosacken förmlich mit eingelegten Piken eine Attaque auf

diesen Menschenhaufen machen lassen, um nur die Ueberreste der Gefangenen zu retten. Die Wüthendsten waren hierbei, wie dies stets, wo sich entfesselte Leidenschaften zeigen, der Fall sein wird, die Weiber, die jetzt Furien glichen, während doch sonst im Allgemeinen die Russinnen der unteren Stände sehr sanft, gutmüthig und unterwürfig sind. Ich sah, daß ein ganz wohlgekleidetes, gar nicht häßliches Weib der noch zuckenden Leiche eines erwürgten französischen Grenadiers das Herz aus der aufgeschnittenen Brust riß, und solches mit freudigem Triumphgeschrei dem Volke zeigte. Noch eine Menge derartiger Scenen könnte ich hier anführen. So fanden wir oft die Leichen von Franzosen, die mit den Füßen an den Bäumen aufgehängt waren, so daß die Unglücklichen qualvoll gestorben sein müssen; Andere hatte man zwischen Bretter gelegt und in diesem Zustande zersägt, oder an Pferde gebunden und diese mit Peitschenhieben zu schnellem Lauf angetrieben und so die Gebundenen zu Tode geschleift und was dergleichen scheußliche Todesarten mehr waren. Und doch ist, ich wiederhole es noch einmal, das altrussische Volk im Allgemeinen gutmüthig und freundlich, und nur die wildeste Wuth konnte es zu einer solchen Grausamkeit veranlassen. Während die Bauern, Milizen und größtentheils auch die Kosacken, sobald sie ohne Aufsicht gelassen wurden, ihre Gefangenen — besonders wenn sie geborene Franzosen waren — ohne Weiteres tödteten, behandelten die Soldaten des regulairen Heeres solche mit seltenen Ausnahmen fortwährend gut. Das unläugbar tapfere und ritterliche Benehmen der französischen Soldaten im

eigentlichen Kampfe hatte in den russischen Officieren und Soldaten, die ihnen dort gegenüberstanden, ein gewisses Gefühl der Hochachtung und Werthschätzung gegen ihre Feinde erzeugt, welches sich während des ganzen Krieges niemals verlor und vielen Gefangenen sehr zu statten kam. Ein Gleiches war auch auf der pyrenäischen Halbinsel der Fall, wo die regulairen spanischen und portugiesischen Truppen die Gefangenen fast immer gut behandelten.

Aus Mangel an Nahrung und warmer Kleidung, die ihnen selbst mit dem besten Willen nicht in ausreichender Weise verschafft werden konnte, sind übrigens auch viele tausend französische und mit ihnen verbündete Soldaten, die von regulairen Truppen gefangen genommen und escortirt wurden, elend zu Grunde gegangen. Zuletzt gaben sich Letztere fast niemals mehr die Mühe, noch Gefangene zu machen, sondern ließen die verhungerten und halb erfrorenen feindlichen Soldaten, die wir täglich zu Hunderten auf den Heeresstraßen liegend, oder kümmerlich mit letzter Aufbietung aller Kräfte noch einherschleichend fanden, sterben wo sie wollten, da sie ohnehin doch unrettbar verloren waren.

Am 6. November ritt ich aus Moskau wieder fort, um das große Hauptquartier der Kutusowschen Armee zu erreichen. Man hatte mir einige fünfzig Kosacken, die nachträglich vom Don gekommen waren, mitgegeben, um solche ihrem Regimente, welches bei dem Miloradowitschen Heerestheil stand, zuzuführen. Es waren gute, willige und stets unermüdliche Kerle und nur von einer so merkwürdigen Plünderungslust besessen, daß sie aus den fran-

zösischen Gepäckwagen und Tornistern, die wir überall auf der Straße liegend fanden, die oft unnützesten Gegenstände mitnahmen und ihre kleinen kräftigen Rosse übermäßig damit beluden. All diese gestohlenen Sachen nutzten ihnen nichts, denn beim Regimente angekommen, mußte auf des Hettmanns Befehl dieser Plunder wieder weggeworfen werden. Ließe man den Kosacken hierin freien Willen, so würden sie in kurzer Zeit ihre Pferde so hoch mit allen möglichen gestohlenen Sachen beladen, daß die armen Thiere unter der Last erliegen würden. Sie sind in dieser Hinsicht wie die Kinder, die auch gern alle möglichen Dinge besitzen möchten, wenn solche auch weiter nicht den allermindesten Nutzen für sie haben sollten.

An dem Tage, wo ich aus Moskau fortmarschirte, trat zuerst recht empfindliche Kälte ein, und ich lernte fühlen was die Strenge eines russischen Winters zu bedeuten habe. Und doch war ich sehr gut gekleidet und hatte an Lebensmitteln keinen Mangel, da die Zufuhren aus Südrußland schon für uns sorgten. Wie mochte es unter solchen Umständen aber dem feindlichen Heere ergehen, das auf Napoleons wahrhaft wahnsinnigen Befehl den Rückzug auf der ohnehin schon ganz verheerten Straße über Smolensk wieder antreten mußte. Schon auf den ersten Tagemärschen trafen wir zurückgelassene Wagen, weggeworfene Gewehre und Leichen von verhungerten oder vor Müdigkeit gefallenen Menschen und Pferden in Menge, und je weiter wir marschirten, desto mehr nahm dies zu. Die einst so stolze und mächtige französische Armee mußte jetzt schon in den Zustand vollständiger Auflösung gerathen

sein; dies konnte ich täglich immer mehr erkennen. So sehr ich nun auch viele Einzelne dieser Soldaten, die gegen ihren Willen der Eroberungslust eines Napoleon gedient hatten, beklagte, so ungemein erfreute mich doch der Untergang dieses Heeres, denn ich konnte von jetzt an immer gewisser hoffen, daß endlich der so heiß ersehnte Tag, an dem auch mein Preußenland sich wieder von der fremden Tyrannei befreien werde, herannahe. Mitten auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands erlebte ich in dieser Hinsicht unendlich frohe Stunden und jauchzte oft vor innerer Freude hoch auf, wenn ich wieder so recht durch Alles was ich gehört und gesehen hatte mich davon überzeugen mußte, mit wie schnellen Schritten das feindliche Heer seinem völligen Untergang entgegeneilte.

Auf diesem Marsch kam ich auch über das Schlachtfeld von Borodino. Eine gewaltige Schneedecke lag über der ganzen Gegend und unter ihrer Hülle konnte man deutlich die hohen Leichenhügel erkennen, unter denen gar viele Hunderte tapferer Krieger gemeinsam ruhten. Der Tod hatte sie wieder vereint und die im Leben mit so grimmiger Wuth gegeneinander gefochten und so gern sich gegenseitig die tödtlichen Wunden geschlagen hatten, sie erwarteten jetzt friedlich in denselben Gräbern nebeneinander gebettet, den jüngsten Tag des ewigen Weltgerichtes. Sentimentale Gedanken sind mir in meinem ganzen Leben sehr fern gewesen, als ich aber jetzt an einem düsteren Novembernachmittag, nur von einem Kosacken begleitet, über dies weite in Schnee gehüllte Schlachtfeld ritt, und des blutigen Tages, an dem ich selbst

dort mitgefochten, gedachte, da überfiel mich eine so träumerische Stimmung, die mehr für einen Mönch wie für einen Husarenofficier passen mochte. Nun meine Kosacken erweckten mich bald zur rauhen Wirklichkeit. Ein Paar von den Kerlen hatten sich betrunken, machten in diesem Zustand Unfug und wollte ich die nothwendige Disciplin erhalten, so mußte ich Jedem einige Dutzend tüchtige Hiebe aufzählen lassen. So ein Kerl macht sich aus den Prügeln übrigens nicht viel mehr wie ein Hühnerhund, er schüttelt sie bald wieder ab und ist in der nächsten Stunde schon ebenso wohlgemuth und lustig als ob nicht das mindeste Unangenehme vorgefallen sei.

Am 14. November traf ich im großen Hauptquartier des Kutusowschen Heeres ein. Ich fand hier Alles sehr verändert, meine nächsten Bekannten waren entweder versetzt oder nach St. Petersburg gegangen, vielfach auch bei Borodino gefallen, oder krankten noch an den dort erhaltenen Wunden; kurz ich fühlte mich ungemein vereinsamt dort und wußte nicht recht was ich beginnen sollte. Dazu war, wie ich schon früher erwähnt, der alte Feldmarschall Kutusow ein grundsätzlicher Gegner aller deutschen Officiere, und behandelte solche absichtlich geringschätzend, wenn er sie nicht nothwendig gebrauchte, wie etwa den General von Toll oder den Herzog Eugen von Würtemberg und noch einige andere. Bestimmte Geschäfte hatte ich nicht, ein fester Wirkungskreis ward mir nicht zugewiesen, ich ritt nur so neben her mit und vermehrte die Zahl der Müssiggänger, die ohnehin schon in übergroßer Menge hier vorhanden waren.

Von den beim russischen Heere dienenden früheren preußischen Officieren waren Viele jetzt nach Petersburg gegangen, um dort in die sogenannte „Russisch-Deutsche Legion" einzutreten, die der Herzog von Oldenburg auf Wunsch des Kaisers bildete. Der Stamm derselben sollte aus den vielen gefangenen oder desertirten deutschen Soldaten des feindlichen Heeres, deren Zahl sich auf mehrere Tausend belief, und von nun an täglich zunahm, gebildet werden.

Ich fand im Hauptquartier einen Brief des Obersten von Wolzogen, der mich dringend einlud, ebenfalls in diese Legion, in der man mir alsdann eine Schwadron geben würde, einzutreten. Einige Tage schwankte ich, ob ich dies nicht ausführen sollte, denn es gefiel mir in meiner jetzigen Stellung nicht sonderlich, dann aber entschied ich mich dagegen. Eine innere Stimme sagte es mir täglich immer mehr und mehr, daß Preußen ebenfalls in kurzer Zeit den Krieg an Napoleon erklären werde und müsse und ich war so fest davon überzeugt, daß ich die höchste Wette hierauf eingegangen wäre. In diesem Falle aber wollte ich unter keiner anderen Fahne als unter meiner geliebten preußischen fechten, zu mächtig zog es mich dort hin, und hätte man mir in Rußland auch Rang und Reichthümer geboten, ich wäre nicht geblieben, so bald ich die Aussicht hatte, wieder als Officier meines angestammten Königs gegen Napoleon und seine Helfer und Helfershelfer kämpfen zu können. Wozu sollte ich also jetzt noch in diese „Russisch-Deutsche Legion" eintreten, und mir die abermaligen Kosten einer neuen Equipirung machen, da ich voraussichtlich doch nur kurze Zeit

in derselben geblieben wäre. Ich hatte auch eine gewisse Abneigung in ein Corps einzutreten, das, wie ich wußte aus gar verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt und dessen Officierscorps erst neu formirt wurde. Es pflegt selten in einem solchen die wahre, innige Kameradschaft, die alle sich als Brüder einer großen Familie betrachten läßt, zu herrschen, wie ich dies so sehr liebe. Auch unter der Mannschaft solcher neu formirten Corps, die alle möglichen Ausländer annehmen, pflegen gewöhnlich sehr viele rohe, verwilderte Kerle zu sein und ich hatte in dem Braunschweigschen Corps von 1809 in dieser Hinsicht schon genug Erfahrungen gemacht, um mich abermals nach neuen in dieser Hinsicht zu sehnen. Mir persönlich sagen Regimenter, in denen ein gewisser fester Provinzialgeist herrscht und deren Officiere und Soldaten durch die Erinnerung an eine gemeinsame engere Heimath mit einander verbunden sind, am Meisten zn. Andere mögen anderer Ansicht sein.

Wenn ich es daher auch jetzt vorzog noch einige Monate im russischen Heere zu bleiben und nicht in diese Legion einzutreten, so hielt ich es doch fast für meine Pflicht als Deutscher mit allen Kräften möglichst für dies Corps zu wirken. Ich nahm mich wo und wie ich nur konnte, aller deutschen Deserteure — obgleich ich gegen jeden Deserteur stets eine gewisse innere Abneigung hege — und gar der Gefangenen möglichst an, und suchte ihr hartes Schicksal zu erleichtern. Freilich reichten meine Kräfte hier nicht aus, und viele hundert deutsche Gefangene, die gern in diese Legion eintreten wollten, sind elend auf dem

Marsche dahin vor Hunger und Kälte gestorben. Je weiter unser Heer sich von Südrußland entfernte und wieder in die schon früher auf das Entsetzlichste ausgesogenen Landstriche zurückmarschirte, desto mehr nahm selbst bei uns der Mangel an Lebensmitteln zu. Auch waren die meisten russischen Soldaten für einen Winterfeldzug bei einer Kälte von über 20 Grad, wie wir solche jetzt mitunter hatten, viel zu leicht und unzweckmäßig gekleidet. Die Betrügereien und Unterschlagungen nur zu vieler hoch und niedrig Gestellter, die sich alle auf Kosten der armen Mannschaft bereichern wollten, dieser furchtbare Krebsschaden des russischen Heeres zeigte sich auch jetzt wieder nur zu bemerklich. So verloren die meisten Regimenter, die jetzt nicht sehr sorgsame Obersten hatten, durch Krankheiten und Entbehrungen ungemein viele Soldaten, und obgleich die meisten Corps kaum noch einen widerstandsfähigen Feind sahen, so schmolz die Armee auf dem Marsche nach Wilna doch in erschreckender Weise zusammen. Wenn es aber den eigenen russischen Soldaten schon so schlimm erging, so kann man daraus entnehmen, was die Mehrzahl der armen Gefangenen erdulden mußte.

Das einzig nennenswerthe Gefecht, welches das Heer in dieser ganzen Zeit mit den Feinden hatte, war bei Krasnoi am 17. November; der alte Feldmarschall Kutusow fühlte eine gewaltige Scheu vor Napoleon, sprach immer nur davon „man müsse den fliehenden Feinden goldene Brücken bauen und sie nicht zur Verzweiflung treiben“ und so geschah der ganze Angriff an diesem Tage — zu

dem der General Toll besonders gerathen hatte — so matt und alle Befehle wurden so lahm ausgeführt und so schlecht befolgt, daß der französische Kaiser mit kaum 16,000 Mann, von dem 36,000 Mann starken russischen Heere lange nicht so hart mitgenommen wurde, wie dies unzweifelhaft bei richtiger Leitung von unserer Seite hätte geschehen können. Es schien wirklich als ob die strenge Kälte bei uns Allen das Blut in den Adern erstarrt hätte und jede energische Bewegung verhinderte. Ich hielt mich von nun an größtentheils bei der Vorhut, die der General Miloradowitsch befehligte, auf, wo sich auch das sehr gute Elisabethgradsche Husarenregiment, dem ich, wenigstens den Namen nach, angehörte, wenn ich auch bisher nur wenig damit in Berührung gekommen war, befand. Der General Miloradowitsch war ein überaus tüchtiger Reiterführer, kühn, thatenlustig und mitunter auch unermüdlich, dann aber auch wieder, wenn er Laune hatte, sehr bequem. Er schwadronirte und raisonirte zwar ein wenig zu viel, und hatte etwas zu Eitefes, war aber bei alledem doch ein wackerer General, den ich gern mochte, und der auch mir persönlich viele Gefälligkeiten, für welche ich ihm stets dankbar bleiben werde, erzeigt hat.

Immer furchtbarer ward aber jetzt von Tag zu Tag das Elend des feindlichen Heeres, immer mehr schwand bald jede militairische Zucht und Ordnung unter den geringen Resten der Schaaren, die bisher wenigstens noch einen Schatten ihrer früheren Disciplin gehabt hatten. Einzelne Generale, und darunter besonders Ney, Davoust

und der Vicekönig Eugen, dann auch zahlreiche Officiere aller Grade und muthige Soldaten, leisteten auch jetzt noch das Unglaubliche und zeigten durch die That, daß Muth und Ausdauer eines wahren Kriegers, der das Ehrgefühl so recht in sich aufgenommen hat, erst mit dem Leben erlöschen können. Ich habe Handlungen gemeiner französischer Soldaten wiederholt mit angesehen, die den gepriesensten Thaten der alten Ritterzeit zur Seite gesetzt werden konnten. Andererseits war dann auch wieder die Demoralisation groß, denn Hunderte von Soldaten liefen vor wenigen Kosacken auseinander, wie die Schaafheerde vor dem Hunde, und ich nahm selbst einmal mit 6 Kosacken funfzig französische Voltigeurs gefangen. Die Leute, obgleich sie noch Gewehre und Munition trugen, wagten gar keinen Widerstand mehr.

Der vielen grausigen Scenen der äußersten Verzweiflung, die ich täglich, ja stündlich sah, daß ich zuletzt ganz abgestumpft dagegen wurde, mag ich gar nicht mehr gedenken. Ein Bild jedoch wird mir stets unvergeßlich bleiben.

Am 5. December, bei so strenger Kälte, daß ich es zu Pferde trotz meines Bärenpelzes nicht aushalten konnte, sondern um mich zu erwärmen zu Fuß nebenherlief, fand ich auf einer weiten, öden Schneefläche einen verlassenen Bauernschlitten stehen. Die Kosacken, die ich bei mir hatte, hoben neugierig die Leinewanddecke, die darüber gespannt war, in die Höhe, und auch ich trat näher heran. Der Anblick, den ich nun hatte, war schrecklich. Ein todter

Officier, dem beide Füße abgeschossen waren, lag neben den Leichen von zwei kleinen Mädchen, die erfroren oder verhungert sein mußten, denn sie hielten noch einige Fetzen von rohem, durch den Frost steinhart gewordenen Pferdefleisch, in den erstarrten Händchen. In einer Ecke gekauert, saß eine Frau, theils in kostbare Sammetpelze, theils aber auch in eine alte schmutzige Pferdedecke gehüllt, vor Hunger und Frost fast zum Gerippe erstarrt, dennoch regelmäßig schöne Gesichtszüge und ein großes dunkles Auge, aus dem jetzt freilich jedes Leben verschwunden war, zeigend. Mit schwacher Stimme flehte sie um Nahrung für das Kind, welches sie eng mit beiden Armen an ihren Busen gedrückt hatte, um es zu erwärmen. Als sie es nun uns zeigen wollte, um unser Mitleid noch mehr zu erregen, war auch dies letzte Kind schon eine Leiche. Die Verzweiflung des äußersten Schmerzes packte in diesem Augenblick die unglückliche Mutter, sie stieß einen so gellenden Schrei aus, wie ich ihn nie aus einer menschlichen Brust habe ertönen hören, riß dann mit einer Kraft und Schnelligkeit, wie man solche der ganz erschöpften Frau gar nicht mehr zutrauen konnte, einem Kosacken eine geladene Pistole aus dem Gürtel und schoß sich die Ladung durch den Kopf, daß sie todt zusammensank. — — Wie ich später aus den im Schlitten vorgefundenen Papieren ersah, war es die Familie eines französischen Artillerieobersten, die hier so schrecklich endete. Aehnliches kam nur zu oft vor. —

Am anderen Tage hatte ich das große Vergnügen

vier Husaren des „Blücherschen“, oder wie es jetzt nach seiner neuen Benennung hieß, Pommerschen Husarenregiments, aus den Händen der Kosacken, die sie gefangen genommen zu retten. Diese braven Soldaten hatten sich zu Fuß jetzt noch auf das Aeußerste mit ihren Säbeln vertheidigt und erst nach langer Gegenwehr ergeben. Der Eine derselben war ein alter Soldat, der mit mir in Münster noch in derselben Eskadron gedient hatte und mich persönlich gut kannte. Was ich nur an Geld, Lebensmitteln und warmen Kleidern entbehren konnte, vertheilte ich gern an meine früheren Regiments-Kameraden, die ein trauriges Geschick mir jetzt als Feinde gegenübergestellt hatte, und sorgte eifrig dafür, daß sie wohlbehalten beim Depot oder der Deutschen Legion anlangten.

Beschwerden und Ungemach aller Art hatte ich zwar noch genug zu ertragen und in einer besonders kalten Winternacht, die ich auf einem Ordonnanzritt zubringen mußte, erfror mir noch die große Zehe des rechten Fußes, sonst aber war ich hier in Rußland bei keinem Kampfe mehr persönlich thätig. Ich muß gestehen, daß es mich freute jetzt nicht mehr fechten zu müssen, denn so sehr ich die Feinde auch haßte, so widerstrebte es meinem Gefühle doch, gegen diese halbverhungerten und erfrorenen elenden Menschen, die sich nur kümmerlich noch fortzuschleppen vermochten, den Säbel zu ziehen. Ich bin mitunter ganzen Haufen französischer Nachzügler, die auch nicht das mindeste militairische Aussehen mehr zeigten und solche Jammerbilder waren, daß man sie nicht ohne Mitleid ansehen

konnte, begegnet und es fiel mir nicht ein, sie gefangen zu nehmen, oder ihnen sonst ein Uebel zuzufügen. Wie oft habe ich nicht bedauert, nicht mehr Brod und Brandtwein bei mir zu haben, um diese Verhungerten, denen hartgefrornes Pferdefleisch schon ein Labsal dünkte, erquicken zu können, und doch waren es Feinde meines Vaterlandes, die ich früher mit so großer Lust bekämpft hatte.

Am 12. December ritt ich in Wilna ein. Welch kurzer und doch so unendlich verhängnißvoller Abschnitt lag dazwischen, seit ich Ende Juni aus dieser Stadt mit ausmarschirt war. Die Einwöhner von Wilna hatten zwar ungemein gelitten und die Stadt sah theilweise sehr verwüstet aus, doch waren sehr große Geldsummen von beiden Heeren hier geblieben, so daß der Schaden überreichlich dadurch aufgewogen wurde. Besonders die hier sehr zahlreichen Juden, die sich mit gewohnter Unverschämtheit überall hervorzudrängen wußten, hatten von Feind und Freund sehr viel verdient und Beide mit gleicher Unverschämtheit betrogen. Jetzt war dies Gesindel gegen die armen verwundeten Franzosen, deren noch an 10,000 hier in der Stadt waren, ebenso hartherzig wie es früher, als noch Geld von denselben zu verdienen gewesen war, vor ihnen gekrochen hatte. So sah ich, daß ein reicher, polnischer Jude einem alten französischen Officier, dem beide Hände abgenommen waren, ohne Weiteres eine Ohrfeige gab, weil der Unglückliche ihm nicht schnell genug auf der Straße auswich. Gerechter Zorn ergriff mich, ich riß einem Kosacken den Kantschuh aus der Hand und prügelte

den Juden, trotz seines eleganten Pelzrockes, ganz gehörig durch. Der Kerl hatte noch die Frechheit mich bei dem General Miloradowitsch zu verklagen, und ich mußte mich bei diesem wegen meiner That verantworten. Als der General aber erfuhr, daß dieser Jude einen ganz hülflosen französischen Kapitain so insolent mißhandelt hatte, ließ er ihn ohne Weiteres durch die Kosacken zur Thür hinauswerfen und gab mir lachend wegen meiner Züchtigung Recht.

Am 17. December marschirte ich aus dem mit Kranken, Blessirten und Gefangenen überfüllten Wilna wieder fort, und kam auf einem fast ausgeplünderten Edelhofe, unweit Now=Troki in Quartier zu stehen. Viele Annehmlichkeiten bot unser neuer Aufenthaltsort zwar nicht dar, denn die ganze Familie war geflüchtet, doch hatten wir geräumige Quartiere und waren froh, bei der strengen Kälte unter Dach und Fach zu sein und uns den ganzen Tag nach Belieben auf einem großen Streulager in unseren Pelzen recken und strecken zu können, ohne befürchten zu müssen, daß jede Stunde uns in den Sattel rief. Der Wintermarsch von Moskau her, hatte uns Alle doch mehr oder minder angegriffen und selbst ich mit meiner sonst unverwüstlichen und abgehärteten Natur, war maroder als sonst wohl, da meine Wunde sich durch den Frost wieder etwas verschlechtert hatte. Wir waren unserer 8—10 junge Officiere hier, größtentheils vom Elisabethgradschen Husarenregiment und führten einen ganz militairischen Haushalt, bei dem ein gefangener fran=

zösischer Grenadier den Oberküchenmeister und ein anderer Franzose den Haushofmeister machte, welche Posten von diesen beiden Leuten mit echt französischer Gewandtheit ausgefüllt wurden. Glücklicher Weise war in den dichten Wäldern der Gegend ein reicher Wildstand, unter unseren Officieren befanden sich einige Nimrode und so hatte unser Oberküchenmeister fast immer Wildstücke zur Verfügung aus dem er mannigfache Gerichte zu bereiten wußte. Wäre dies nicht gewesen, so hätten wir uns mit dem gelieferten Proviant begnügen müssen, und der pflegt leider beim russischen Heere in Quantität wie Qualität nur zu viel zu wünschen übrig zu lassen. Thee, Rum und hin und wieder auch schlechten Wein zu unverschämt theuren Preisen lieferten die jüdischen Hausierer und so lebten wir denn herrlich und in Freuden, und feierten die deutsche wie russische Weihnacht, beide durch eine tüchtige Bowle. Der erste Trinkspruch hiebei galt jedesmal den gefallenen Freunden und Kameraden und wir Alle hatten deren nur zu viele im letzten Jahre wieder zu beklagen. Ueberhaupt war der Verlust, den das russische Heer während des Feldzuges im Jahr 1812 erlitten hat, ungeheuer und unsere Truppen waren so geschwächt, daß sie einer völligen Reorganisation bedurften, wenn sie wieder mit Nachdruck gegen den Feind geführt werden sollten. Der Feldmarschall Kutusow hatte augenblicklich nicht mehr als 50,000 Mann regulaire Truppen unter den Waffen, und allein auf dem 7wöchentlichen Marsch vom Lager von Jarutino aus waren an 60,000 Mann abgängig geworden. Durch feindliche Hand waren von dieser ganzen Zahl kaum

2000 Mann gefallen, die Anderen hatten Krankheiten und Entbehrungen erliegen müssen. Wäre der Unterschleif in der damaligen russischen Armeeverwaltung nicht so grenzenlos gewesen, viele, viele Tausend brave und opferbereite Soldaten mehr hätte Se. Majestät der Kaiser Alexander stets unter den Waffen gehabt.

Am 5. Januar erfuhr ich durch einen Adjutanten die sichere Nachricht von der Kapitulation des Preußischen Generals von York bei Tauroggen mit dem russischen General von Diebitsch, dem später so berühmten Feldmarschall. Ich kann es nicht beschreiben, welch mächtigen Eindruck diese Nachricht auf mich machte. Das Gefühl der Freude übermannte mich so, daß ich es nicht unter meinen Kameraden aushalten konnte, sondern mich auf mein dänisches Roß setzte und einige Stunden in den mit Schnee bedeckten Fichtenwäldern umherjagte, nm mich erst wieder mehr zu sammeln. Endlich, endlich brauchten meine geliebten Preußen also nicht mehr unter dem Befehl eines Napoleon zu kämpfen! Von dieser Stunde an stand mein Entschluß fest, den russischen Dienst baldigst zu verlassen, und dann sogleich nach Preußen zurückzukehren, denn ich wußte, daß der Tag jetzt erschienen war, wo man auch meinen Arm gegen den allgemeinen Feind gebrauchen konnte.

Schon am anderen Morgen kam ich um meinen Abschied als kaiserlich russischer Rittmeister ein, ritt selbst nach Wilna, um die Sache dort persönlich besser zu betreiben und erreichte auch bald was ich wünschte. Mein Abschied war ehrenvoll, und auf des Prinzen Carl von Mecklen-

burg Verwendung erhielt ich auch wegen meiner Thätigkeit in der Schlacht bei Borodino das Georgskreuz vierter Klasse, was damals im Heere mit Recht allgemein sehr geschätzt wurde, da es nur durch persönliche Tapferkeit erworben werden konnte. Gehalt — der übrigens als russischer Rittmeister sehr unbedeutend ist — hatte ich nur für einen Monat erhalten, doch hat mir im Jahre 1816 die russische Regierung durch ihren Gesandten in Berlin den Rest bis auf den letzten Rubel richtig nachzahlen lassen. Uebrigens hatte ich im Ganzen wenig Geld ausgegeben. Mein Plan war, mich nun sogleich nach Ostpreußen zum General von York, der mich noch vom Feldzuge von 1806 her persönlich kannte, zu begeben, und dort zu sehen, ob und wo ich eine passende Verwendung finden würde. Da ich meine beiden guten Pferde nicht gern verkaufen wollte, den russischen Soldaten, den ich bisher als Bedienten gehabt hatte, aber nunmehr zurücklassen mußte, so nahm ich einen gefangenen sächsischen Dragoner aus der Niederlausitz, einen sehr braven, guten Menschen als Bedienten an, und ritt mit frohem Herzen der preußischen Grenze zu. Mochte die Witterung auch noch so rauh und der Ritt noch so beschwerlich sein, was kümmerte mich dies, ich war so lustig und hoffnungsvollen Muths, wie ich es seit der Schlacht bei Auerstedt nie wieder gewesen. Ging es doch meinem theuren Preußenlande zu.

Viertes Kapitel.

Ankunft in Königsberg. — Anfänglich unfreundlicher Empfang beim General von York. — Politisches Leben in Ostpreußen. — Allgemeiner Enthusiasmus für den Krieg gegen Frankreich. — Der Freiherr vom Stein. — Anstellung als Rittmeister bei der ostpreußischen Landwehrkavallerie. — Beschaffenheit der Landwehr. — Glänzende Opferbereitwilligkeit aller Volksklassen. — Kraft des Landes. — Guter Fortgang der Kriegsrüstungen. — Einzelne Züge des aufopferndsten Patriotismus. — Eindruck der Schlachten bei Lützen und Bautzen. — Allgemeine Niedergeschlagenheit bei der Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes.

Es ist doch ein gar eigenes Ding um das Vaterlandsgefühl und unglücklich nenne ich den, der dessen belebende Kraft niemals empfand, mag er auch sonst mit äußeren Glücksgütern noch so reich gesegnet sein. Wie zuckte es so freudig in meinem Herzen, als ich den ersten preußischen Grenzpfahl erblickte, dessen schwarz-weiße Farbe auffällig von dem eintönigen Schneefeld, auf dem er stand, abstach. Fast gegen meinen Willen mußte ich aus voller Brust laut aufjauchzen, so daß mein ehr-

licher Sachse, der hinter mir herritt, verwundert mit der Frage angetrabt kam „Haben der Herr Rittmeister etwas befohlen?" Wie freudig stieg ich vor der Schenke des nächsten preußischen Grenzdorfes ab, um mein bescheidenes Mahl dort einzunehmen. Die Wirthsstube des Dorfkruges war, wie in Litthauen so häufig der Fall, niedrig, dumpf und schmutzig und mit fluchenden und durch ihren scheußlich duftenden Galgenknaster die Luft verpestenden Fuhrleuten, quikenden Ferkeln, schreienden Kindern, bellenden Hunden, keifenden schlumpigen Weibsbildern nnd neugierig zudringlichen Schacherjuden so angefüllt, daß sie eigentlich einen nichts weniger als angenehmen Aufenthalt darbot, und doch fühlte ich mich in diesem Augenblick so wohl und behaglich darin, wie niemals in dem Palast des reichsten englischen Lords, oder des vornehmsten russischen Fürsten. War es doch wieder das erste preußische Haus, welches ich seit 1809 betreten hatte. Und noch jetzt entsinne ich mich, daß mein Mittagsessen nur aus dicken grauen Erbsen, diesem ostpreußischen Nationalgericht, und geräuchertem Speck bestehend, und mit einem Glas fuseligen Brandwein heruntergespült, mir besser schmeckte als die glänzenden Diners, die ich an fürstlichen Tafeln mitgemacht hatte. Wie ich aber nun gar den ersten preußischen Soldaten erblickte und ihn freudig als Kameraden begrüßen konnte und nicht wie leider in Rußland der Fall als Feind behandeln mußte, da ward mir abermals trotz aller ostpreußischen Januarkälte, gar warm unter dem Kollet. Mein Kassenvorrath war nur noch ziemlich gering, und wenn es mir nicht bald gelang in Königsberg eine

neue Geldsendung aus Mecklenburg zu vermitteln, sah es sehr übel aus; doch schenkte ich diesem ersten preußischen Soldaten, einem beurlaubten Ulanen, in meiner Freude einen blanken Friedrichsd'or und forderte den darüber ganz Verdutzten auf, die Gesundheit Sr. Majestät des Königs Friedrich-Wilhelm des III. dafür zu trinken.

In Königsberg, wo ich in den ersten Tagen des Februar endlich anlangte, denn der Ritt bei tiefem Schnee und strenger Kälte ging, da ich die Pferde nicht schon jetzt zu sehr angreifen durfte, nur langsam vor sich, herrschte ein sehr bewegtes Leben, was mir aber gleich in den ersten Tagen einen etwas abkühlenden Eindruck machte. Ich fand Manches ganz anders hier, als ich es mir in Rußland gedacht hatte. Dort war ich in dem Glauben gewesen, der General von York habe bei Tauroggen die Konvention mit dem General Diebitsch auf Befehl unseres Königs abgeschlossen, jetzt aber erfuhr ich, daß dies gar nicht der Fall sei und die ganze Geschichte noch immer sehr im Unklaren schwebe. Ich hörte hier in Königsberg unter den Officieren, die ich sogleich aufsuchte, manch sehr verschiedenes Urtheil über diesen Yorkschen Schritt, und ich will offen gestehen, daß auch ich jetzt mitunter ganz zweifelhaft wurde, ob ein General, der so eigenmächtig gehandelt habe, nicht vor ein Kriegsgericht gestellt werden müsse? Daß wir alle ohne Ausnahme den lebhaftesten Wunsch hegten, gegen die Franzosen bis auf das Aeußerste zu fechten, war natürlich, denn Jeder der nur einen anderen Gedanken gehabt, wäre wahrlich nicht der Ehre werth gewesen ein preußischer Officier zu sein, allein solch ein Wunsch

durfte ohne des Königs Befehl nicht zur That werden. Der General York wagte bei Tauroggen seinen Kopf, denn hätte der König ihn vor ein Kriegsgericht gestellt, so wäre er sicherlich zum Erschießen verurtheilt worden und wenn dann keine Königliche Begnadigung eingetroffen, auch erschossen worden. Er war auch selbst ein viel zu strenger Soldat, als daß er dies nicht wußte, und ich bin fest überzeugt, daß er ruhig den Richtplatz betreten hätte, ohne auch nur mit einem Worte um Gnade zu bitten, dazu besaß der Alte einen zu starren und stolzen Sinn.

Große Freundlichkeit und angenehme Formen gegen Untergebene — aber auch gegen Vorgesetzte — besaß der General von York, oder wie ihn die Soldaten sehr bezeichnend nannten, der „alte Isegrim" niemals, und daß er unter solchen Verhältnissen gerade jetzt in Königsberg nicht eine sonderlich heitere Laune zeigte, durfte ihm wahrlich nicht verdacht werden. Was machte es auch aus, daß er stets grob und schroff sich bewies, war er dabei doch sehr tüchtig, und hat von 1812—14 unermeßliche Verdienste um unser Preußenland sich erworben, während manche glatten, eleganten Generale, deren Lippen stets von Höflichkeiten überflossen und die in allen eleganten Damensalons die beliebtesten Gäste waren, den Truppen, die das Unglück traf, unter ihren Befehlen zu stehen, oft nur zu viel Nachtheil brachten.

Als ich mich bei dem General von York meldete, sah er so brummig und gratzig aus, daß er wirklich als Knecht Rupprecht, um die Kinder damit zu Bett zu jagen, hätte dienen können. Er hatte am Morgen wieder sehr viele

verdrießliche Streitigkeiten gehabt und unangenehme Depeschen erhalten, und unter solchen Umständen mag der Kuckuck seine gute Laune behalten.

„Wer sind Sie — was wollen Sie?" fragte er mich in einem Tone, daß man wahrlich hätte davor zurückschrecken können. Ich nannte ihm meinen Stand und Namen und eröffnete ihm meinen Wunsch recht bald eine Anstellung in der preußischen Armee zu finden, die mir eine kriegerische Thätigkeit gegen die Franzosen verspreche.

„Ich habe keine Anstellungen zu vergeben und weiß selbst nicht ob Se. Majestät der König nicht in den nächsten Tagen geruhen wird, mich meines Postens zu entheben, oder auch vielleicht zu kassiren und auf die Festung zu setzen," fuhr er weiter fort und jener Ausdruck des schneidenden Hohnes, wie ich solchen in der Weise nur bei dem alten York und sonst bei keinem Menschen wieder gefunden habe, zuckte dabei über sein scharf geschnittenes Gesicht. „Uebrigens kenne ich Sie gar nicht, weiß nicht ob Sie brauchbar sind" setzte er diesen gerade nicht sonderlich aufmunternden Empfang weiter fort...

„Ich hoffte von Ew. Excellenz noch persönlich von dem Feldzuge von 1806 her gekannt zu sein" erwiederte ich.

„Meinen Sie etwa, daß ich alle jungen Lieutenants kennen soll, die mir einmal vor der Nase vorbeigelaufen sind?" schnauzte er mich wieder an. „Bei welcher Gelegenheit sind Sie mir denn dort näher gekommen?"

„Bei dem Gefecht in der Nossentiner Haide in Mecklenburg, als ich noch Lieutenant bei den von Blücherschen

Husaren war, hatte ich die Ehre vielfach persönlich von Ihnen verwandt zu werden," antwortete ich.

Plötzlich ward der General um ein Merkliches freundlicher, denn dies Gefecht in der Nossentiner Haide, wobei er sich als Oberst mit seinen Jägern so sehr auszeichnete, hat stets zu seinen liebsten militairischen Erinnerungen gehört.

„Sind Sie etwa der junge Lieutenant, der an diesem Tage den schnellen Schimmel ritt und als Ordonnanz bei mir war?" fragte er weiter.

„Zu Befehl Ew. Excellenz, der bin ich" war meine Erwiderung.

Der bis dahin so schroffe, ja selbst abweisende Mann ward nun plötzlich ungleich milder, meinte, wir wären dann ja schon alte Kriegskameraden, erkundigte sich theilnehmend nach meinen bisherigen Schicksalen, hörte mit Interesse das an, was ich ihm über meinen Dienst in Spanien und Rußland erzählte, richtete viele sehr eingehende Fragen über den Zustand des russischen Heeres, die Thätigkeit der Generale u. s. w., an mich, so daß ich über eine Stunde bei ihm verweilen mußte und gab mir endlich die Weisung mich in allen persönlichen Angelegenheiten nur an den Major von Seydlitz, seinen vertrauten Adjutanten, zu wenden, soviel er vermöge würde er meinen Wünschen behülflich sein. So endete denn diese Audienz bei dem so sehr gefürchteten York über alles Erwarten gut und einzelne Officiere, die so lange in dem Vorzimmer hatten warten müssen, konnten gar nicht begreifen, daß der Alte mich so geraume Zeit bei sich behalten hatte. Ich wurde

in ihren Augen dadurch förmlich eine wichtige Person. Offen will ich auch bekennen, daß dieser Beweis, der so streng richtende, fast stets grollende General von York sei mit meinem Benehmen in dem Gefecht von 1806 zufrieden gewesen, mir mit als die höchste Anerkennung galt, die ich mir als Officier jemals errungen habe. Und doch hatte der Alte mir kein eigentliches Wort des Lobes gesagt, was er überhaupt nur in den allerseltensten Ausnahmefällen that.

Nicht allein in den Kreisen der Officiere herrschten damals in Königsberg sehr getheilte Ansichten über das was kommen würde, bei freilich ganz gleichen sonstigen Wünschen, sondern auch im Volke selbst war man ziemlich im Unklaren darüber wie sich die nächste politische Zukunft gestalten würde. Die Stimmung aller Klassen der Bevölkerung war die trefflichste, die man irgendwie nur wünschen konnte. Alles ohne Ausnahme glühte vor Eifer sich von der französischen Tyrannei zu befreien, und kein Opfer weder an Gut noch Blut dünkte diesen prächtigen Ostpreußen zu groß, um solchen hohen Zweck zu erreichen. Es grenzt fast an das Unglaubliche, was diese arme, kleine Provinz, die 1806—7 von den Kriegsstürmen so sehr gelitten hatte und 1812 von dem Durchmarsch der großen französischen Armee förmlich ausgesogen war, jetzt an Menschen und Kriegsmaterial in kurzer Frist zusammenzubringen vermochte. Kein Landestheil des Königreiches Preußen, selbst weder Pommern noch Brandenburg hat 1813—14 so eifrige Opfer dargebracht wie gerade Ostpreußen; dies steht fest und ich freute mich aufrichtig

daß ein günstiges Geschick mich gerade zu diesen wackeren Menschen geführt hatte. Was ein tüchtiges Volk aber für eine Kraft besitzt, wenn es unter seinem rechtmäßigen Fürsten für die Befreiung seines Vaterlandes von fremden Eroberern bis auf das Aeußerste kämpfen will, dies habe ich im Jahre 1813 erfahren. Noch jetzt danke ich alter Mann meinem gnädigen Gott, daß er mich diese schöne Zeit erleben und so recht mit voller Jugendkraft daran theilnehmen ließ.

Bei all dieser Begeisterung herrschten aber im Februar 1813 in Königsberg ziemlich unklare Ansichten. Man wußte auch nicht ob Se. Majestät der König wirklich an Napoleon den Krieg erklären würde, fürchtete von dort Schwanken und Zaudern, und alle Tage fast erhielten wir von Berlin und Breslau sich widerstreitende Nachrichten, die bald dies hoffen, bald jenes wieder befürchten ließen, so daß man aus der Spannung und Unruhe gar nicht herauskam. Ein Glück nur, daß es damals noch lange nicht so viele und dabei alles besser wissen wollende Zeitungen wie heut zu Tage gab, sonst wäre die allgemeine Verwirrung noch größer geworden. Was sich mir persönlich damals aufdrängte war die Ueberzeugung, daß eine schnellere Kriegserklärung Preußens an Napoleon im Frühling 1813 unserer Sache großen Nutzen gebracht hätte. Es irrten damals in allen Provinzen noch Hunderte von Officieren aller Grade, und Tausende von Soldaten der in Rußland aufgelösten französischen Armee umher, die man im Februar und März noch mit sehr leichter Mühe hätte gefangen nehmen können. Wäre dies aber geschehen, schwerlich hätte Napoleon es vermocht schon

im Mai wieder mit einem so mächtigen Heere auf dem Kriegsschauplatz zu erscheinen. Es hätten ihm dann die vielen altgedienten kriegserfahrenen Officiere und Unterofficiere zu dessen Bildung gefehlt und einen solchen Mangel hätte selbst sein riesiges Organisationstalent nicht zu ersetzen vermocht. Wie dem aber auch sei, es stand doch Niemand aus untergeordneter Stellung zu darüber zu urtheilen und so sprach ich mich auch in einigen Kreisen sehr bestimmt hierüber aus, und als einst ein junger, sonst sehr ehrenwerther Gutsbesitzer, der als Officier bei der Landwehr diente, sich erlaubte, in meiner Gegenwart über dies Zaudern unseres Königs zu spötteln, forderte ich ihn sogleich auf Pistolen. Das Duell ward aber beigelegt, mein Gegner sah ein, daß er etwas Unpassendes gesagt hatte, nahm seine Worte zurück und wir wurden später noch sehr gute Kriegskameraden, bis er 1814 in Frankreich den Soldatentod fand. Es war auch eigentlich jetzt nicht an der Zeit, daß wir preußischen Officiere uns untereinander mit Kugeln begrüßten, denn wir konnten unsere Waffen viel besser gegen den gemeinsamen Feind gebrauchen. In den in Ostpreußen so eifrig betriebenen Kriegsrüstungen, brachte dies Schwanken der Politik aber manche verderbliche Zögerungen hervor und unsere Landwehr hätte ohne dasselbe gewiß 4 Wochen früher in das Feld marschiren können. Dazu kam, daß die Russen, die inzwischen hier einrückten, dies Zaudern der Kriegserklärung an Napoleon benutzen wollten um Ostpreußen vorläufig als ein erobertes Land anzusehen. Einzelne russische Befehlshaber traten nach gewohnter Weise mit nicht geringem Uebermuth hier auf

und es bedurfte der ganzen Kraft der Königlichen Behörden, um solchen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Es konnte dabei an manchen verdrießlichen Reibereien und unangenehmen Auftritten nicht fehlen, durch welche mitunter ein störender Mißklang in die sonst herrschende allgemeine Freude gebracht wurde. Der im Namen des Kaisers Alexander jetzt hier herrschende Minister war der berühmte Freiherr vom Stein. Dieser gewaltige Mann, der ein wahrer deutscher Edelmann durch und durch war, hatte sich die Befreiung unseres gesammten deutschen Vaterlandes vom französischen Joch zur Aufgabe seines Lebens gemacht und glaubte jetzt auch für diesen Zweck am besten zu handeln, wenn er Ostpreußen vorläufig im Namen des Kaisers von Rußland gegen Napoleon zu rüsten versuchte. Daß es einem Mann wie Stein nicht einfallen konnte, das schöne deutsche Grenzland Ostpreußen für immer an Rußland zu überliefern, bedarf kaum noch der Erwähnung. Es war aber natürlich, daß die königlichen Beamten und die sonst bedeutenden Männer, welcher sich dieser Rüstung mit so lebhaftem Eifer annahmen, dem Minister Stein nicht ohne Genehmigung unseres Königs gehorchen wollten, und immer auf neue Anweisungen von Berlin und Breslau warteten und so entstanden auch zwischen ersteren und anderen hervorragenden Persönlichkeiten wie die Herren von Schön, Brünneck, Auerswald und die Grafen Dohna manche herbe Zwistigkeiten, die selbst bis in die unteren Kreise bösen Einfluß äußerten. Und doch verfolgten im Grunde alle diese Ehrenmänner nur ein und dasselbe Ziel. Ich hatte sogleich nach meiner Ankunft in

Königsberg das Vergnügen mit dem Freiherrn vom Stein in einer Abendgesellschaft bei einer mir von 1807 her näher bekannten Familie zusammenzutreffen. Anfänglich beachtete der gefeierte Mann mich unbedeutenden Subalternofficier nicht weiter, als er aber zufällig hörte, daß ich auch zwei Jahre auf der pyrenäischen Halbinsel gefochten hatte, erregte es sein Interesse Vieles über die Organisation der spanischen Guerillas-Banden zu hören und er unterhielt sich lange und lebhaft mit mir. Er zeigte dabei so umfassende militairische Kenntnisse, wie ich solche bei einem Civilisten niemals vermuthet hätte, und that sehr viele gründliche und bestimmte Fragen. Ueberhaupt machte er mir den Eindruck einer gewaltigen Persönlichkeit, die klar, selbstbewußt und von großer Willenskraft war, und Alles was sie begann auch durchzuführen wissen würde. Ich bin überzeugt der Herr vom Stein wäre ein tüchtiger Reitergeneral geworden, wenn das Schicksal ihn in die militairische Laufbahn geführt hätte.

Ueber die spanischen Guerillas-Banden ward ich jetzt überhaupt viel gefragt, mußte manche nähere Auskunft über solche ertheilen und einzelne Personen hatten den etwas abenteuerlichen Plan auch in Ostpreußen Aehnliches ins Leben zu rufen. Es wäre dies völlig mißglückt, denn solche Banden passen nur für den spanischen Volkscharakter und das gebirgige Land der pyrenäischen Halbinsel. Für uns in Ostpreußen war es am Besten das regulaire Heer möglichst zu verstärken und dann so viele streng disciplinirte Landwehrbataillone und Schwadronen, wie es nur irgendwie die Kräfte des Landes er-

laubten, zu errichten und alle nur irgendwie tauglichen früheren Officiere und Unterofficiere, die man nur bekommen konnte, bei denselben zu verwenden. Glücklicher Weise sah man dies auch ein, gab alles Phantastische sogleich auf nnd verfolgte diesen Plan mit regem Eifer und daher auch glücklichem Erfolg.

Was nun mich betrifft, so hatte ich an Se. Majestät den König um Wiederanstellung als Preußischer Officier mit der Anciennetät meines früheren Patentes, wonach ich dann Rittmeister geworden wäre, schriftlich gebeten. Vorläufig ließ mir aber der General von York durch den Major von Seydlitz mittheilen, daß er dringend wünsche, mich bei der Organisation der ostpreußischen Landwehr, die mit möglichster Energie betrieben wurde, zu verwenden. Diese Aufforderung des Alten war mir sehr schmeichelhaft, der Aufschwung den alle Stände in Ostpreußen jetzt zeigten, imponirte mir und das wackere Volk hatte so sehr meinen Beifall, daß ich gern mit seinen Söhnen in den Kampf ziehen wollte. So opferte ich denn meinen Wunsch, wieder in mein altes Blüchersches oder wie es jetzt hieß „pommersches Husarenregiment" einzutreten, und blieb vorläufig als Rittmeister bei der Landwehr. Ich hoffte bei dieser der gemeinsamen Sache ungleich größeren Nutzen zu leisten, als wenn ich mich wieder um eine Anstellung bei der Linienkavallerie beworben hätte. Der allgemeine Enthusiasmus hatte auch mich so ergriffen, daß ich den festen Entschluß faßte, jedes persönliche Opfer gern zu bringen und aller Eitelkeit und ehrgeizigen Selbstsucht zu entsagen, wenn ich nur dadurch hoffen durfte, der großen Sache

des Vaterlandes zu nützen. Bei der Linienkavallerie fehlte es aber nicht an gedienten, tüchtigen Officieren, während bei der Landwehr großer Mangel an solchen war. So konnte ich jetzt hier in Ostpreußen einen ungleich einflußreicheren Wirkungskreis finden und meine erlangten Kriegserfahrungen viel besser verwenden, als wenn ich wirklich in irgend einem regulairen leichten Kavallerieregiment eine Schwadron erhalten und dadurch vielleicht einem langgedienten Lieutenant die längst ersehnte Beförderung vor der Nase weggeschnappt hätte. Bekennen muß ich jedoch, daß ich meinen Eintritt bei der Landwehr bitter bereute und fast in dem Entschlusse, vorerst in derselben dienen zu bleiben, wankelmüthig geworden war, als ich die regulairen Truppen des Yorkschen Corps mit Sang und Klang in das Feld und gegen den Feind marschiren sah, während ich selbst ruhig, wenn freilich nicht unthätig noch in der Provinz zurückbleiben mußte. Man hatte mir damals angeboten, als Rittmeister in das neu errichtete „Pommersche Nationalkavallerie-Regiment", welches ein sehr stattliches Corps war, einzutreten, doch lehnte ich dies aus verschiedenen Gründen ab und blieb vorerst wenigstens meiner Landwehr noch getreu. Hätte ich übrigens sogleich eine Eskadron bei den lithauischen Dragonern, die der wilde Major von Platen befehligte, erhalten können, ich glaube doch, ich wäre gern in dies Regiment eingetreten, denn unter einem solchen Regimentskommandeur gegen den Feind zu ziehen, wäre so recht nach meinem Sinn gewesen. Es war aber bei diesen Dragonern ebenso wie bei den schwarzen Leibhusaren und bei den

westpreußischen Dragonern, die alle zum Yorkschen Corps gehörten, zur Zeit keine Eskadron offen. Welche frohe Stunden ich aber jetzt erlebte, wenn ich bald diese, bald jene wackeren Kameraden aus den Kriegsjahren von 1806—7 die Hand schütteln konnte, brauche ich kaum anzuführen. Es ist doch etwas Herrliches um die Kameradschaftlichkeit in dem Officiercorps eines Heeres und man kann solche auch im Frieden gar nicht genug hegen und pflegen.

Jetzt bei der Errichtung der ostpreußischen Landwehr kam ich besonders viel mit dem Grafen Alexander Dohna, der als Präsident der Landstände der Hauptleiter des Ganzen war, zusammen, und freute mich in ihm einen wackeren Ritter sonder Furcht und Tadel kennen zu lernen. Ebenso ausgezeichnet war sein Bruder, der Major a. D. Graf Ludwig Dohna, wie denn auch andere Glieder dieses einflußreichen Grafengeschlechtes sich damals das größte Verdienst um ihr Vaterland erworben haben.

Mit einem Eifer der fast an das Unglaubliche grenzte und nur durch die allgemeine Begeisterung, die Alt und Jung, Vornehm und Gering erfaßt hatte, möglich wurde, ward jetzt gerüstet. Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht war Alles thätig, denn fast zu groß war der Drang der Geschäfte, der auf Jeden einstürmte. Ostpreußen mit etwa einer halben Million Einwohner, stellte ungefähr 15,000 Mann zum regulairen Heer, bildete ein National-Kavallerieregiment aus lauter Freiwilligen, die sich ihre Pferde selbst mitbrachten, von 5 Escadrons zu 150 Mann und organisirte dann noch 9 Bataillone Land-

wehr und 12 Schwadronen Landwehrkavallerie. Aus diesen Angaben allein kann man schon entnehmen wie groß die Leistungen waren, die das Land wie jeder Einzelne bringen mußte. Zur Landwehrkavallerie wurden so viel wie thunlich Landbewohner, die etwas reiten und mit Pferden umgehen konnten, genommen. Ließ es sich machen solche zu erhalten, die früher schon im stehenden Heer gedient hatten, so war uns dies am Liebsten, doch war die Zahl derselben nicht so sehr groß, da bis zum Jahre 1807 fast die Hälfte der Armee aus Ausländern bestanden hatte und daher lange nicht so viel ausgediente Soldaten im Lande sich befanden, wie jetzt seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht der Fall ist. Im Allgemeinen zogen wir unverheirathete Männer den verheiratheten vor, da Letztere wegen der Ernährung von Weib und Kind, schon nicht so gut in ihrer Heimath entbehrt werden konnten, doch geboten es auch die Umstände manche Verheirathete aufzunehmen. Junge Leute aus den gebildeten Ständen traten verhältnißmäßig sehr wenige in die Landwehr ein, sondern zogen lieber, wenn sie zur Reiterei wollten, den Dienst in dem National-Kavallerieregiment oder in den freiwilligen Jägerdetachements der einzelnen Regimenter vor, doch fanden sich auch bei uns Manche ein, die dann möglichst schnell zu Unterofficieren befördert wurden. An Letzteren hatten wir stets den größten Mangel und dies war auch mit der Hauptgrund warum die Landwehrkavallerie besonders anfänglich Manches zu wünschen übrig ließ, und trotz des besten Willens und der wirklich heroischen Aufopferung vieler einzelnen Leute in

ihren Leistungen nicht mit der Linienkavallerie verglichen werden konnte. Im Verlauf des Feldzuges ward es allmälig immer besser damit, die Leute lernten den Dienst mehr kennen und man konnte aus ihrer Mitte eine immer größere Zahl von Unterofficieren und selbst von Officieren herausnehmen, und diejenigen, welche sich zu unbrauchbar gezeigt hatten, entfernen oder in die Depots zurücksenden. So gab es 1814 während des Feldzuges in Frankreich nicht allein ostpreußische, sondern auch pommersche Landwehr-Kavallerieregimenter, die es in ihren wirklichen Leistungen gegen den Feind vollkommen mit den meisten Linien-Kavallerieregimentern aufnehmen konnten. Anfänglich wurden die meisten Unterofficiere aus den Gensd'armen und den Post-, Steuer- und Forstbedienten, die früher bereits in gleicher Charge im stehenden Heere gedient hatten, entnommen. Manche dieser alten Veteranen zeigten sich überaus tüchtig und es war eine wahre Freude mit ihnen zu verkehren. Andere hingegen waren stumpf und des Dienstes und der Disciplin entwöhnt, oder gar Trunkenbolde geworden, so daß sie einen äußerst geringen Nutzen leisteten. Es war wirklich oft um vor Aerger aus der Haut zu fahren, was von einem Escadronchef der Landwehrkavallerie jetzt Alles verlangt wurde. Er mußte wo möglich die Pferde selbst beschlagen, das Sattelzeug putzen, und die Hosen der Leute flicken, wenn seine Escadron nur einigermaßen im Stande sein sollte. Mit der bloßen Begeisterung, so ehrenwerth solche auch ist, geht es bei der Kavallerie nicht allein, es gehören auch eine Menge kleine und doch wesentliche Handgriffe und mannigfache Detail-

kenntnisse zu einem tüchtigen Kavalleristen, die man sich nur durch längere Uebung erwerben kann.

Die Officiere der Landwehrkavallerie hatten fast durchweg früher im stehenden Heere schon gedient und lebten jetzt als Gutsbesitzer, Forstbeamte, Postmeister oder mit Pension in der Provinz. Durchweg waren es höchst ehrenwerthe, vom allerreinsten Patriotismus beseelte Männer, die gern bereit waren Gut und Blut für ihren König und ihr Vaterland zu opfern und in dieser Hinsicht konnte ich mich in ihrer Mitte nur recht wohl fühlen. Hin und wieder waren Einige dieser Herren aber schon etwas zu alt und des praktischen Dienstes zu entwöhnt geworden, um alle Anforderungen, die man an einen tüchtigen Reiterofficier stellen muß, in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können. Im Verlauf der Feldzüge wurden übrigens manche freiwillige Jäger oder junge gebildete Landwehrunterofficiere zu Officieren befördert und dadurch einem wesentlichen Mangel abgeholfen, so daß das Officiercorps der ostpreußischen Landwehrkavallerie, so weit ich wenigstens Gelegenheit hatte, solches kennen zu lernen, von Monat zu Monat immer besser wurde. Der Geist der in demselben herrschte war und blieb stets vortrefflich.

Unsere Ausrüstung, die in aller Eile geschehen mußte, war natürlich sehr einfach. Graue Reithosen, blaue Waffenröcke mit rothem Kragen und eine blaue Mütze mit einem Kreuze darum die passende Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland", bildeten den Anzug. Obgleich alle Schneider, Schuster und Sattler der ganzen Provinz mit dem unermüdlichsten Eifer Tag und Nacht fast ununterbrochen ar-

beiteten und sehr viele fleißige Frauen ihnen dabei halfen, war es doch nicht möglich die Landwehr stets mit Mänteln zu versehen, da es schon an Tuch dazu fehlte. Da hing denn Mancher wohl eine alte Pferdedecke oder lieber noch, wenn er solchen haben konnte, einen Schafpelz als Mantel um und zog damit als Sieger in Frankreich ein. Auch die Pferdeausrüstung war selbst beim besten Willen in der Eile nicht zu beschaffen und wir mußten uns freuen, wenn wir nur stets Bauernsättel, wie solche die Knechte auf den Höfen haben, wenn sie vierspännig fahren, erhalten konnten. So entsinne ich mich noch, daß einst eine Dorfschaft mir durch das Geschenk von 12 Sätteln eine große Freude bereitet hat. Unsere meisten Pferde wurden anfänglich nur mit der Wassertrense geritten, da es theils an Stangenzäumen fehlte, theils viele Landwehrmänner nicht genug im Reiten ausgebildet waren, um mit der Stange umgehen zu können. Nach und nach machte sich aber Alles besser und im Verlauf des Feldzuges trugen sehr viele Landwehrpferde Zäume und Sättel, die von der feindlichen Reiterei erbeutet waren. Die Bewaffnung bestand in Säbeln, die größtentheils aus England gekommen waren, einer sehr mittelmäßigen Pistole und einer Lanze. Letztere wurde in Nachahmung der damals so überaus populairen Kosacken gegeben, nutzte den Leuten aber gar nichts, sondern belästigte sie im Gegentheil nur unnützer Weise, so daß stets auch die Neigung vorherrschend blieb, dieses Ding fortzuwerfen. Eine Lanze ist eine ungemein gefährliche Waffe, aber sie muß dann auch von einem sehr gewandten Reiter, der sie gehörig zu

handhaben weiß, geführt werden, ist dies aber nicht der Fall, so bringt sie ihrem Träger mehr Nachtheil als Vortheil, da er sie nicht gebrauchen kann, leicht seinen Vordermann damit verletzt und überhaupt nur dadurch beschwert wird. Wir Officiere und Unterofficiere, die wenigen ausgenommen, die früher etwa bei den Towarczys gestanden hatten, konnten den Leuten keine Unterweisung im Lanzenstechen geben und so vermochten diese es auch niemals zu lernen. Es war überhaupt eine mehr theoretische als praktische Idee, die Landwehrkavallerie zu dem Gebrauch, den die Russen von ihren Kosacken machten, herausbilden zu wollen. Zu jedem leichten Dienst gehören sehr gewandte, möglichst selbstständige Reiter und dazu konnten diese guten, ehrlichen Bauernburschen aus Pommern und Ostpreußen, denen früher jede Spur einer militairischen Ausbildung gänzlich mangelte, unmöglich in wenigen Wochen erzogen werden. Auch der Gebrauch, die Landwehrkavallerie vielfach zu detaschiren und zum Ordonnanzdienst, Gefangenentransport u. s. w. zu verwenden, hat derselben ungemein geschadet. Zu solchem Dienst, wenn er auch nicht sehr viel Muth erfordert, gehört unbedingt, daß die Reiter oder wenigstens die sie führenden Subalternofficiere und Unterofficiere sehr genau mit der Pflege der Pferde vertraut sind. Da dies natürlich bei der Landwehrkavallerie nur in sehr mangelhafter Weise der Fall war, so wurden gerade durch diese zerstreuten Kommandos die Pferde stets zu Grunde gerichtet, so daß schon Ende 1813 fast kein einziges Landwehr-Kavallerieregiment mehr als höchstens 250—280 Mann im Gliede hatte. Der zweckmäßigste

Gebrauch der Landwehrreiterei, die an Muth und Entschlossenheit keinem Linienregiment nachstand, wäre sicherlich gewesen, solche möglichst geschlossen beisammen zu behalten und dann als Reserve in großen Massen zur Attaque zu verwenden. Bei dem Einhauen in Masse kommt es nicht so sehr darauf an, ob der Reiter gewandt oder ungeschickt, das Pferd zugeritten oder roh ist, denn die Wucht des Ganzen entscheidet hier vorzüglich. Die französische Reiterei 1814 bestand oft nur aus Rekruten, die kaum in den Sattel klettern konnten, die Pferde waren zum Theil abgetriebene Schindmähren, denen die Sporen tief in die Weichen gestoßen werden mußten, wenn sie nur noch traben sollten und doch warf solche wiederholt die beste russische und österreichische Reiterei mit ihren prächtigen Rossen und langgedienten Reitern, weil ihre Generale es verstanden sie in geschlossener kraftvoller Attaque zu verwenden. So hätte man es mit unserer Landwehrkavallerie auch nur machen sollen, ein gutes Linienregiment vorauf und ein Landwehrregiment dann kräftigst hinterher; diese Vereinigung hätte für das Ganze die besten Dienste geleistet.

Ostpreußen hatte 1806—7 und dann auch wieder 1812 so viele Pferde an Feind wie Freund liefern müssen und die Anspannung war durch die vielen Requisitionsfuhren so hart mitgenommen worden, daß es fast ganz unmöglich schien, jetzt noch hinreichende Pferde zur Mobilmachung der Linie und Landwehrkavallerie des Nationalregiments, der Artillerie und des freilich gegen 1806 vernünftiger Weise ungemein eingeschränkten Trosses in

größter Eile herbeizuschaffen. Der Umstand, daß in dieser Provinz eine sehr ausgedehnte Pferdezucht betrieben wird, und der Patriotismus des Volkes ermöglichten dies dennoch. Da ich vielfach im Lande umherreisen mußte um bei der Pferdeannahme thätig zu sein, so war ich recht oft Augenzeuge mit welcher Opferbereitwilligkeit die Leute alle Pferde, die sie nur irgendwie in der Wirthschaft entbehren konnten, hergaben. Die Rittergutsbesitzer und Bauern stellten alle Pferde entweder umsonst oder, waren sie zu arm hierzu, zu sehr niedrigen Preisen und betrieben ihre Ackerwirthschaft theilweise mit Kühen, um nur mehr Pferde entbehren zu können. So entsinne ich mich noch, daß ein nicht sehr wohlhabender Bauer, der schon ein hübsches, junges Pferd geschenkt hatte, noch eine sehr gute Stute besaß, die er um keinen Preis verkaufen wollte, da er alljährlich ein werthvolles Füllen davon zog. Ich war bereits unverrichteter Sache von ihm fortgegangen, als er nach einer Stunde wieder kam, sich etwas bedenklich mit der Hand in den Haaren wühlte und dann in seinem breiten ostpreußischen Dialekt treuherzig sprach, „Ich habe es überlegt Herr Rittmeister, für unseren König muß man jetzt Alles hergeben, und da nehmen Sie denn man auch die braune Stute und zahlen mir so viel als Sie wollen dafür, daß ich mir nur einen alten Klepper zum nothwendigen Einspannen wieder kaufen kann, denn baares Geld habe ich keinen Thaler mehr im Hause.“ Derartige Fälle sind vielfach vorgekommen und ich erinnere mich noch, daß einst die blutarme Wittwe eines Nachtwächters in einem Dorfe mir drei selbst genähte, grobe Hemden und drei

Paar wollene Strümpfe brachte, um diese an Landwehrreiter zu vertheilen. Solche Züge kamen sehr häufig vor und konnten Einen schon die Scheererei, die man stündlich hatte, vergessen machen und aufs Neue anspornen nun ebenfalls die äußerste Anstrengung aller Kräfte für die Befreiung des Vaterlandes daran zu setzen.

Und nun gar als endlich die Kriegserklärung unseres Königs an Frankreich und seine herrliche Ansprache „an mein Volk", vom 17. März, in Ostpreußen bekannt wurde. Welch freudiges Gefühl, für das ich gar keinen bezeichnenden Ausdruck finden kann, erregte diese Nachricht, und in der armen, so hart mitgenommenen und jetzt wieder so sehr opferbereitwilligen Provinz, war ein Jubelgeschrei, als wären jedem Einzelnen die reichsten Glücksgüter plötzlich bescheert worden. Wer bis dahin noch etwa lässig sich gezeigt hatte, aus Furcht diese neue Kriegsrüstungen nützten doch zu nichts, der ward jetzt zu vermehrtem Eifer angetrieben, noch zugeknöpfte Geldbeutel öffneten sich zu reichen Spenden und neue Freiwillige strömten in Schaaren zu, denn von jetzt an gab es keine Entschuldigung mehr. Wer bei gesunden Gliedern als junger Mann, wes Standes er auch sei, feige zurückblieb, den traf nur Spott und Schande. Ich entsinne mich, daß ein sehr schönes, angesehenes, aber armes Mädchen, die mit einem ungemein reichen jungen Gutsbesitzer verlobt war, diese Verlobung sogleich auflöste, als sie vernahm, daß ihr Bräutigam nicht als Freiwilliger mit in den Kampf ziehen wollte. Viele junge Mädchen aus den angesehensten und reichsten Familien erklärten, sich nur

an Männer, die ehrenvoll aus dem Kriege zurückkehrten, verheirathen zu wollen, ja Einige gingen sogar so weit, ihre Hand nur einem Invaliden geben zu wollen. Und solcher Sinn war allgemein verbreitet und das Edelfräulein theilte ihn mit der untersten Kuhmagd in ihrem Dorfe. Der Unterschied zwischen Stadt und Land, adelig und bürgerlich hatte ganz aufgehört und der Sohn des vornehmen Grafengeschlechtes diente willig unter dem ärmsten bürgerlichen Officier der eine größere Kriegsbildung besaß. Solch allgemein wackerer Sinn wird aber hoffentlich nicht allein in Preußen, sondern auch in unserem gesammten deutschen Vaterlande wiederum herrschen, wenn irgend auswärtige Feinde dessen Unabhängigkeit bedrohen sollten.

Nur die in Ostpreußen lebenden Mennoniten, sonst sehr loyale Unterthanen und fleißige und wohlhabende Ackerbauer, schlossen sich von der Stellung als Freiwillige aus, da ihre religiösen Ansichten ihnen den Soldatenstand untersagen. Ich ehre gewiß jede feste, aus tief innerer Ueberzeugung kommende religiöse Ansicht und solche besitzen diese Mennoniten entschieden und bestätigen sie auch stets durch Thaten, freue mich jedoch sehr, daß Deutschland nicht von lauter derartigen Friedensfreunden bewohnt wird, denn mit unserer vaterländischen Ehre und Unabhängigkeit möchte es dann gar schlimm aussehen und übermüthige Feinde nur zu sehr ihr freches Spiel in unseren Grenzen treiben. Um aber auch ein Opfer jetzt für das Vaterland zu bringen, schenkten diese Mennoniten 500 sehr gute Pferde für die Kavallerie. Einzelne junge Männer

aus dieser friedlichen Gemeinde traten jetzt aus dem Verbande derselben aus und als Freiwillige in unser Heer ein. Ich habe selbst einen solchen wackeren Mann gekannt, der es bis zum Officier und Ritter des eisernen Kreuzes brachte und als solcher bei einem Gefechte 1814 in Frankreich, tödtlich verwundet, fiel.

Ich erhielt jetzt aus Mecklenburg von dortigen Verwandten die dringende Aufforderung, als Rittmeister in ein Husarenregiment einzutreten, welches der Herzog von Mecklenburg-Strelitz errichtete. Daß dies Regiment, welches auch später im Yorkschen Armeecorps einen rühmlichen Antheil an der Befreiung des Vaterlandes nahm, ein gutes Material an Leuten und vortrefflichen Pferden erhalten würde, ließ sich erwarten und da mir ein baldiges Avancement zum Stabsofficier dort in Aussicht gestellt wurde, so hatte dieser Eintritt viel Lockendes für mich. Doch ich war so erfreut darüber, endlich wieder mein preußisches Officiersport'epee tragen zu dürfen, fühlte mich so glücklich in meinem vaterländischen Heer, daß ich diesen sehr ehrenvollen Antrag ausschlug. Nicht genug zu rühmen ist aber, daß die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz die letzten beiden deutschen Fürsten waren, welche in den Rheinbund berüchtigten Andenkens, eintraten, und die Ersten, die 1813 wieder aus demselben ausschieden. Es wurde in diesen beiden kleinen Herzogthümern sogleich mit dem lebhaftesten Eifer gerüstet und freiwillige Jäger zu Fuß und zu Pferde, und Husaren gebildet, wie denn auch die mecklenburgischen Truppen die ersten deutschen waren die im Verein mit uns Preußen schon gegen die Franzosen fochten, während leider

fast alle übrigen deutschen Heerestheile noch im Dienste Napoleons gegen uns kämpfen mußten. Als ich dies hörte, freute ich mich doppelt, wenigstens einen Theil meiner Jugendzeit in Mecklenburg verlebt zu haben und meiner Abstammung nach einem mecklenburgischen Geschlechte anzugehören.

Mit welcher Spannung wir in Ostpreußen auf Nachrichten von unserem Heere harrten, als endlich die offenen Feindseligkeiten gegen Napoleon begonnen hatten, kann man sich denken. Der Postenlauf war aber so langsam und so häufig unterbrochen, daß oft 8—10 Tage vergingen bevor die Nachrichten von unseren inzwischen in Sachsen eingerückten Truppen zu uns gelangten. Wer gute Nachrichten erhalten hatte, der machte sogleich den Vorleser und Leute aller Stände umringten ihn in dichtem Schwarm, die begierig allen seinen Worten lauschten, um sie sogleich in weitere Kreise zu verbreiten. Es war damals eine Spannung, eine Aufregung von der man sich in unserer Zeit, wo man durch so viele Zeitungen täglich mit wahren und erlogenen Neuigkeiten förmlich überschüttet wird, kaum noch eine Vorstellung machen kann. Der Einzug unserer Truppen in Dresden und die ersten glücklichen Gefechte wurden mit allgemeinem Jubel begrüßt. Ich stand damals gerade in einem kleinen Städtchen, das von Russen und Franzosen so hart mitgenommen worden war, daß kaum noch eine Flasche erträglichen Weins aufgetrieben werden konnte. Ein alter Pastor, ein sehr würdiger Mann, der mit Wort und That sich ungemein um unsere vaterländische Sache verdient machte, be-

saß noch zwei Flaschen guten Franzwein, die er als Geschenk erhalten und im verborgensten Keller aufbewahrt und für besonders festliche Gelegenheiten bestimmt hatte. Er gab sie uns jetzt zum Besten und eine frohe Gesellschaft aus vier bis fünf Officieren, einigen Geistlichen, Oberförstern, Gutsbesitzern und sonstigen Honorationen bestehend, feierte so dies Siegesfest auf die möglichst feierlichste Weise. Mich wollte in dieser Zeit freilich oft die Ungeduld übermannen, daß ich jetzt hier in Ostpreußen noch Rekruten abrichten, stetige Gäule zureiten und meinen Leuten die alten Hosen anpassen mußte, während meine Kameraden sich schon im freien Felde mit den verhaßten Feinden umherschlugen. Doch ich dachte, auch solche Thätigkeit wäre nothwendig und gereiche dem Ganzen nur zum Vortheil und so war ich denn nach besten Kräften vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt und machte oft Schuster, Schneider, Sattler, Hufschmied und Roßhändler in einer Person. Um diese Zeit verlobte ich mich und zwar ebenso wie mein Vater es gethan hatte, mit einer schönen, guten und engelsholden Tochter eines Landgeistlichen. Unter den jetzigen Verhältnissen war natürlich an keine eheliche Verbindung zu denken, als ich aber 1815 mit fehlendem Arm, ein Krüppel für meine ganze übrige Lebenszeit, wieder vor meiner Braut erschien und sie frug ob sie das in blühender Jugendfrische prangende Mädchen sich auch jetzt noch mit mir Invaliden vor dem Altar verbinden wolle, da sank sie an meine Brust und wir wurden bald ein so glückliches Ehepaar wie es im ganzen weiten Preußenlande nicht froher gefunden werden konnte. Leider dauerte mein ehe-

liches Glück nur 5 Jahre und während dieser Zeit ist kein Tag vergangen an dem ich Gott nicht inbrünstig dankte mir ein solches Weib gegeben zu haben, dann entriß mir der unerbittliche Tod meine theure Gattin und vernichtete dadurch für immer mein irdisches Glück.

Die Schlacht bei Lützen ward anfänglich auch bei uns als ein Sieg gefeiert und in den Kirchen ein Dankfest deshalb gehalten. Als wir aber erfuhren, daß unser Heer sich trotz dieses angeblichen Sieges wieder zurückzöge und selbst Dresden geräumt habe, da schüttelten Manche über solchen vermeintlichen Sieg sehr zweifelhaft die Köpfe. Ebenso war dies auch mit der Nachricht über die Schlacht bei Bautzen, deren Verlust freilich nicht verheimlicht werden konnte und dem Rückzug nach Schlesien, der Fall. Da gab es gar manche betrübte Gesichter, und es gehörte schon ein starker Sinn dazu, nicht zu verzagen und an den unverlöschlichen Siegesstern Napoleons, dieses großen Feldherrn, der in kaum drei Monaten wieder ein solches Heer aus dem Boden gestampft hatte, zu glauben. Auch viele thränenvolle Augen konnte man bereits in Ostpreußen sehen und Trauerkleider erschienen allmälig immer mehr in den Straßen der Städte und Dörfer. Die ostpreußischen Linienregimenter, die sich vielfach im Heerestheile vom General York befanden, hatten sehr bedeutend gelitten, und gar manche Familie mußte schon den Verlust von theuren Angehörigen beweinen. Nur der allgemein anerkannte Muth und die Ausdauer, welche unsere Truppen bisher bei jeder Gelegenheit bewiesen hatten, vermochte einigermaßen über alle diese Unfälle zu trösten. Daß unser

jetziges preußisches Heer nicht mehr das von Jena war, hatte es schon hinlänglich Freunden wie Feinden gezeigt. Uebrigens kamen alle diese Nachrichten vom Kriegsschauplatz ungemein spärlich und langsam bei uns an.

Die Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstandes wirkte wie ein kaltes Bad auf diese lebhafte Begeisterung. In den ersten Tagen besonders, bevor das Urtheil der Menge sich mehr geklärt hatte und manche falsche Ansicht über diesen Waffenstillstand berichtigt war, trat eine allgemeine Stockung in den bisher so eifrig betriebenen Kriegsrüstungen ein. Man hielt jetzt Alles schon für ganz verloren, glaubte daß dieser Waffenstillstand nur der Verbote eines eben so schimpflichen Friedens wie der von Tilsit sei und tiefe Trauer zog in das Herz eines jeden preußischen Patrioten ein. Mein zukünftiger Schwiegervater, dieser einfache, wackere Mann, erhielt um diese Zeit gerade die Nachricht, daß sein Sohn, ein sehr hoffnungsvoller Jüngling, als freiwilliger Jäger bei Bautzen geblieben sei. Die ganze Familie ward natürlich dadurch in tiefe Trauer versetzt, an der ich den herzlichsten Antheil nahm. Aber die Trauer über den Waffenstillstand war fast noch größer, als über diesen Verlust. Es dauerte Wochen bis die alte frühere Begeisterung und Rührigkeit sich wieder bei Allen einstellte. Und doch gereichte dieser Waffenstillstand Preußen zum größten Vortheil, unserem Feinde aber zum entschiedensten Nachtheil, wie sich dies allmälig immer klarer herausstellte. Ein deutlicher Beweis, wie verblendet und irrig oft das Urtheil der großen Volksmenge ist, und wie leicht auch sonst verständige Männer

dazu geneigt sind über politische Begebenheiten, deren genaue Ursachen und wahrscheinliche Folgen sie unmöglich kennen können, abzuurtheilen.

Die Organisation der Landwehrinfanterie in Ostpreußen war um diese Zeit schon so weit vollendet, daß sie als vollkommen kriegstauglich zum stehenden Heere abgehen und eine wesentliche Verstärkung desselben bilden konnte. Etwas mißlicher sah es freilich in dieser Hinsicht mit der Landwehrkavallerie aus, deren Bildung natürlich immer langsamer von statten geht, doch durfte man auch allmälig daran denken, diese vor den Feind zu führen. Es hieß jetzt, daß ein Theil derselben mit dazu verwandt werden solle, das Blokadecorps, welches vor Danzig stand, zu verstärken. Diese Aussicht erfüllte mich mit Schrecken, denn bei einem solchen Dienst zeigt sich für einen Kavallerieofficier selten Gelegenheit zu einer ersprießlichen Thätigkeit. Es kam aber anders.

Fünftes Kapitel.

Versetzung zu der schlesischen Armee des Generals von Blücher. — Zustände derselben. — Uneinigkeit der einzelnen Corpsgenerale. — Commandirung als Ordonnanzofficier bei dem General von Sacken. — Hin- und Hermärsche. — Erstes Gefecht mit den Franzosen. — Unzufriedenheit des Generals von York. — Die Schlacht an der Katzbach. — Einzelheiten dieses Tages. — Zustand der Landwehr. — Marsch nach Sachsen. — Heftiges Gefecht bei Hochkirch. — Patrouillenritte. — Elbübergang bei Wartenburg. — Die mecklenburgischen Husaren. — Die deutschen Truppen im Heere Napoleons. — Vereinigung mit dem Nordheere. — Zustände desselben.

Im Monat Juli, als ich gerade mit meiner Landwehrschwadron, die jetzt wirklich in ganz gutem Stande war, ausmarschiren wollte, erhielt ich plötzlich von einem Freunde, der im Generalstab der sogenannten „Schlesischen Armee" diente, die Nachricht, daß der General Blücher gesagt habe, er wolle mich in seinem Corps passend verwenden, wenn ich Lust dazu hätte. Diese Aussicht war zu verlockend, um nicht augenblicklich darauf einzugehen, denn unter keinem anderen General des ganzen Preu-

ßischen Heeres mochte ich so gern als unter meinem alten Gönner fechten. Jetzt konnte ich sicher sein, so recht an den Feind zu kommen, was bei der Landwehrkavallerie, die vielfach zur Blockirung der Festungen verwandt wurde, doch zweifelhafter war. Von meiner braven Schwadron trennte ich mich mit aufrichtigem Bedauern und freute mich sehr, daß ich einen tüchtigen Officier, der den Leuten nicht bloß ein strenger Vorgesetzter, sondern auch ein väterlich für sie sorgender Freund war, zum Nachfolger erhielt. Derselbe war bisher verwundet in Rußland zurückgeblieben, kehrte jetzt erst zurück und war natürlich sehr zufrieden schon als Lieutenant eine Schwadron zur Führung zu erhalten.

Um schneller nach Schlesien in das Hauptquartier vom General von Blücher zu gelangen, fuhr ich mit der Post dahin und ließ meine beiden Reitpferde, zu denen ich noch einen kleinen lithauischen Klepper als Packpferd gekauft hatte, mit meinem ehrlichen Sachsen, der jetzt auch preußische Uniform trug, langsam nachkommen. Als ich mich bei unserem alten Husarengeneral meldete, war der wie immer froh und von der seltenen Jovialität, mit der er sich stets die Herzen seiner Umgebung zu gewinnen wußte. Er saß gerade bei einem guten Frühstück von Brod und Schinken und einigen Flaschen Ungarwein, zu dem er mehrere der jetzt unter ihm stehenden russischen Generale eingeladen hatte, als ich bei ihm eintreten durfte.

„Das ist ja eine große Freude für mich, daß ich Ihnen mal wieder sehe, Rittmeister — Schwerenoth was haben Sie denn da für ein Denkzeichen auf der Backe abgekriegt",

redete er mich freundlich an, mir dabei kräftig die Hand schüttelnd. „Na legen Sie man mal ab und trinken Sie ein Glas Wein mit uns, und erzählen Sie was Sie denn Alles in der Welt gemacht haben, seit ich Sie zuletzt sah. Sollen Sich ja gewaltig umhergetrieben haben" fuhr er weiter fort und reichte mir dabei ein großes Glas Ungarwein. „Trinken Sie aus, das ist ein so guter Wein wie man ihn nicht alle Tage zu kosten kriegt" nöthigte er weiter. Er stellte mich nun den russischen Generalen als Enkel eines alten Kriegskameraden und Sohn eines ihm werth gewesenen Officiers seines Regimentes vor; ich mußte mich mit an den Tisch setzen und von Wellington und den Engländern erzählen und es ging so gemüthlich und munter dabei zu, daß mir die Paar Stunden die unser Frühstück dauerte, sehr schnell verstrichen. Der General oder wie er nun bald hieß der „Feldmarschall Vorwärts" war noch ganz derselbe wie ich ihn früher gekannt hatte, und Rang, Ruhm und Jahre hatten auch nicht den allermindesten Einfluß auf ihn ausgeübt. Er lachte, scherzte oder fluchte wohl auch wie ein tüchtiger Husarenofficier und hatte für Alle vornehm oder gering, General wie Korporal, einen derben Scherz, einen passenden Witz — oder auch wenn es ihm nöthig schien — ein kräftiges Donnerwetter bereit. Gerade diese ungezwungene Jovialität, die sich durch nichts irre machen ließ war von unschätzbarem Werthe für das schlesische Heer und trug wesentlich dazu bei, dasselbe zu heben und zu großen Thaten zu befähigen.

Wie bei allen zusammengesetzten Corps stets der Fall ist,

so war auch bei uns Stoff zum Zank und Hader in Menge vorhanden und wenn solcher nicht häufig ausbrach und Alles in ziemlich leidlicher Eintracht ablief, so war dies das alleinige Verdienst von Blücher. Die russischen Generale Sacken und Langeron, die zwei Corps kommandirten, fühlten sich in ihrem Stolz verletzt, jetzt unter einem preußischen Befehlshaber dienen zu müssen und gehorchten oft gar nicht, oder doch sehr mangelhaft. Auch General von York, der die preußischen Truppen befehligte, war bei aller seiner großen Schätzbarkeit, der widerwilligste Untergebene den man nur finden konnte und stets verdrossen und neidisch. Kein Mensch auf der Welt wäre mit solchen drei Corpsgeneralen fertig geworden während des alten Blücher Jovialität, Munterkeit oder wenn es so sein mußte, humoristische Grobheit, alle Intriguen Sackens, alle französische Vornehmthuerei Langerons, und die Verbissenheit Yorks unschädlich zu machen verstand. Auch die durchweg leidliche, ja mitunter sogar treffliche Kameradschaftlichkeit, die zwischen den Preußen und Russen im schlesischen Heere stattfand, war fast lediglich sein Werk. Es war immerhin ein eigenes ja mißliches Unternehmen unsere und die russischen Truppen hier gemeinsam mit einander fechten zu lassen, denn sie waren in ihrer ganzen Organisation sehr weit von einander verschieden. Die russischen Officiere und unter ihnen besonders die jungen vornehmen Stabsofficiere aus der Aristokratie machten oft ungleich größere Ansprüche als wozu ihre militairischen Verdienste sie berechtigten, und wollten sich gern die Superiorität über ihre preußischen Kameraden

anmaßen, was diese natürlich nicht duldeten. Dazu kam, daß im russischen Heere sehr verschwenderisch mit Rang und Titeln umgegangen wurde, und Generale dort oft keine größere Truppenmassen befehligten, als bei uns Majore. Auf der andern Seite dünkten unsere Soldaten, unter denen viele gebildete Menscheu waren, sich ungleich mehr als die armen Russen, die leider nur zu oft von ihren Vorgesetzten auf eine brutale Weise mißhandelt wurden. Gerade hierin eine Besserung einzuführen und die unter ihm stehenden gemeinen russischen Soldaten mehr aufzurichten, war mit ein von gutem Erfolg begleitetes Hauptbestreben Blüchers. Es war ganz absichtlich von ihm, daß er oft sich von dem ersten besten Kosacken oder russischen Musketier, Feuer für seine Pfeife oder auch einen Schluck Brandwein aus dessen Feldflasche geben ließ, denn er hob dadurch diese Leute nicht allein in den Augen der Preußen, sondern auch ihrer eigenen Officiere. Ich hatte vielfache Gelegenheit mich hiervon zu überzeugen und den Vergleich zu machen, wie ungleich besser im Allgemeinen die im schlesischen Heere dienenden russischen Soldaten von ihren eigenen Officieren behandelt wurden, als dies 1812 der Fall war. Die gemeinen Russen, diese bravsten und dankbarsten Kerle von der Welt, erkannten dies auch ungemein und waren ihrem alten Marschall „Paschol" (Vorwärts), welchen ehrenvollen Namen sie Blücher gegeben hatten, mit Leib und Seele ergeben. Es war wirklich oft rührend zu sehen, mit welcher aufrichtigen Freude diese bärtigen Krieger aufjauchzten, wenn der Alte plötzlich in ihrer Mitte erschien. Gerade diese Liebe für ihn, begeisterte auch die

russischen Truppen zu den größten Anstrengungen und niemals habe ich solche im Verlauf der Feldzüge 1813 und 1814 kraftvoller vordringen sehen, als wenn sie wußten der Feldmarschall sei in ihrer Nähe. Wie unendlich oft bin ich von russischen Truppen, die so eben erst von blutiger Arbeit zurückkehrten, gefragt worden, was wohl der Feldmarschall „Paschol" zu ihren Thaten sagen würde. Einzelne russische Generale waren sogar mitunter etwas eifersüchtig auf die unbegrenzte Verehrung, welche ihre Truppen dem General Blücher stets bewiesen. Die Kosacken aber glaubten ganz fest der General sei am Don geboren und später nur durch Zufall nach Preußen gekommen.

Um die strategischen Pläne bekümmerte sich Blücher auch jetzt wieder fast niemals, sondern überließ die Ausarbeitung derselben lediglich seinem Gneisenau, den er daher mit Recht auch seinen Kopf nennen konnte. In besseren Händen konnten solche auch unmöglich sein, als in denen dieses trefflichen Mannes, dem Preußen so unendlich viel verdankt. Ueberhaupt war das Hauptquartier der schlesischen Armee sehr gut zusammengesetzt und besonders auch in der Wahl aller Persönlichkeiten, die er sich größtentheils selbst ausgesucht hatte, bewies Blücher wieder die große Menschenkenntniß, die er in so seltenem Grade besaß. Bei aller seiner anscheinenden Jovialität und Harmlosigkeit, war der Alte hierin ein gar schlauer Fuchs der Jeden zu durchschauen und zu beurtheilen wußte und sich nicht so leicht ein X. für ein U. vormachen ließ.

Als Oberquartiermeister war in unserem Heere der

Oberst von Müffling, der sich vortrefflich hierzu eignete. Er besaß viele ausgezeichnete militairische Gaben, hatte ein vornehm weltmännisches Benehmen und wußte dadurch ungemein, namentlich auch dem russischen General gegenüber, zu imponiren.

Von den preußischen Brigadeführern war mir der Generalmajor von Horn persönlich ungemein werth und ich freute mich stets, wenn ein günstiger Zufall mich in die Nähe dieses Ehrenmannes führte, der in meinen Augen so recht als das Vorbild eines echten preußischen Officiers galt. Sehr viel weniger angenehm war mir der General von Hühnerbein, der zwar stets als ein sehr muthiger und einsichtsvoller Soldat sich zeigte, mir aber eitel und frivol erschien und zu dem ich niemals hätte Vertrauen fassen können. Die Soldaten der unter ihm stehenden Regimenter, mochten den General von Hühnerbein gar nicht, während der General von Horn stets mit Recht die unbedingteste Verehrung aller seiner Untergebenen genoß. Eine sehr angenehme viel Zutrauen einflößende Persönlichkeit war auch der Oberst Graf Henkel von Donnersmark, der eine Kavalleriebrigade befehligte und mit dem ich zufällig häufiger in Berührung kam. Es waren überhaupt eine solche Menge trefflicher Stabsofficiere im schlesischen Heere vereinigt, daß man wirklich stolz darauf sein konnte, unter ihren Befehlen zu stehen. Ueberhaupt wie ganz anders waren jetzt unsere Führer, als 1806, wo Stumpfheit, Mittelmäßigkeit, ja oft sogar offenbare Schlechtigkeit sich unter vielen höheren Officieren leider nur zu sehr zeigten. Die unendlichen Verbesserun-

gen, die seit 1807, wo ich den preußischen Dienst verlassen, bis jetzt in unserer gesammten Armee eingetreten waren, lernte ich hier beim schlesischen Heer so recht in ihrem vollen Umfange erkennen, und dankbar segnete ich das Andenken des edlen, leider so früh hingegangenen Scharnhorst, den mir die Mehrzahl meiner Kameraden, als den Hauptreformator in dieser Hinsicht bezeichneten. Eine bedeutende Persönlichkeit und zwar nicht allein seiner Geburt und nahen Verwandtschaft mit unserem Könige, sondern auch wirklichen Talente wegen, war der Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, der eine Brigade sehr tüchtig führte. Seiner stolzen Kälte und scharfen Zunge wegen, war der Prinz Carl im Allgemeinen mehr gefürchtet, als gerade beliebt.

Zu meinem großen Bedauern erhielt ich sehr bald nach meinem Eintreffen im Hauptquartier den Befehl, daß ich als Ordonnanzofficier zum russischen General von Sacken kommandirt sei. Da es nicht zu vermeiden war, daß die beiderseitigen Truppen oft durcheinander kamen, so hatte man den einzelnen Corpsbefehlshabern auch Adjutanten von den verschiedenen Armeen zugetheilt eine Maßregel, die nur gelobt werden konnte. Da ich schon 1807 vielfach mit dem Heere des Kaisers von Rußland verkehrt, 1812 aber in demselben gedient hatte, so wußte ich mit dessen Organisation näher bescheid, radebrechte etwas die russische Sprache, und kannte viele Officiere persönlich, aus welchen Gründen mich der General von Gneisenau zu dieser Stelle vorgeschlagen hatte. Ich muß gestehen, daß mich diese Wahl — wenn auch gewissermaßen eine Auszeichnung darin lag — ungemein verdroß,

denn ich wäre so sehr gern unmittelbar bei den Preußen geblieben, und hätte am Liebsten eine Schwadron in einem leichten Linienregimente geführt. Unter solchen Umständen bereute ich es jetzt sehr meine Landwehrschwadron aufgegeben zu haben, zumal ich erfuhr, daß dieselbe zu dem Nordheer stoßen sollte. Doch damit war es nunmehr zu spät, der unbedingte Gehorsam ist des Soldaten erste Pflicht und da inzwischen meine Pferde angekommen wareu, so ritt ich nach Hundsfeld zum General von Sacken, der den rechten Flügel unseres Heeres befehligte, und meldete mich bei ihm. Der General nahm mich ungemein artig auf, hat mir stets nur Wohlwollen erwiesen, allein so recht heimisch fühlte ich mich doch niemals in seinem Hauptquartier und benutzte jede Gelegenheit so viel als möglich bei meinen vaterländischen Kriegern zu sein. Ich ward jetzt übrigens als aggegrirter Rittmeister zu den westpreußischen Dragonern versetzt.

Am 14. August, zwei Tage nachdem ich mich bei dem General von Sacken gemeldet, rückten wir in das sogenannte neutrale Gebiet, welches der Waffenstillstand festgesetzt hatte, ein. Alle Truppen waren von Kampfeslust beseelt und sowohl Preußen wie Russen hatten sich in dieser langen Zeit der Ruhe wieder vortrefflich erholt. Nur die arme schlesische Landwehr, welche sich beim Yorkschen Corps befand, war in ihrer Ausrüstung abscheulich vernachlässigt, sonst hatte man alles Mögliche gethan, unsere Soldaten recht gut zu equipiren, wenn freilich von Glanz und Luxus nirgends nur entfernt die Rede sein konnte.

Der General von Sacken sandte mich am 17. August,

an welchem Tage die Feindseligkeiten vertragsmäßig zuerst wieder beginnen sollten, zum General Wassiltschikof, der unsere Vorhut befehligte und von diesem aus, mußte ich von einer Kosackenabtheilung begleitet, zum Oberst von Katzler reiten, der die Vortruppen des Yorkschen Corps führte. Bei diesem Ritt traf ich mit einer französischen Patrouille zusammen, und da die Feindseligkeiten erst einige Stunden später beginnen sollten, so unterhielt ich mich längere Zeit mit dem Führer derselben, einem polnischen Ulanenofficier. Durch Zufall erfuhr ich, daß dieser Officier, der übrigens ein sehr artiger, gebildeter Mann und dabei ein glühender Bewunderer Napoleon's war, zu einem Regimente gehörte, welches schon bei Fuentes de Onoro in Spanien und dann im vorigen Jahre bei Borodino mir persönlich gegenüber gestanden hatte. Jetzt trafen wir auf Schlesiens Feldern auf einander und 1814 erkannte ich diesen Officier kurz vor der Einnahme von Paris ganz deutlich in einem Trupp polnischer Ulanen, der sich mit verzweifeltem Muthe gegen russische Husaren ververtheidigte. So seltsam führt oft der Zufall die Menschen zusammen, während man oft seine nächsten Bekannten stets verfehlt, so sehr man sie zu finden sich bemüht.

Da die einzelnen Corps des schlesischen Heeres auf ihrem Weitermarsch jetzt näher an einander kamen, so konnte es nicht vermieden werden, daß die verschiedenen Truppentheile sich oft auf ihren Märschen kreuzten oder in den Quartieren drängten, was dann stets Stockungen, Verwirrungen und in Folge dessen herbe Zwistigkeiten hervorrief. So gab es beständig zu schlichten, zum Nachgeben zu be-

reden oder auch umherzujagen um Befehle zu überbringen und ich konnte schon jetzt bemerken, daß mein neuer Dienst alle meine Kräfte überreichlich in Anspruch nehmen würde. Doch zum Faullenzen war ich ja nicht eingetreten, und so nahm ich mir fest vor, so weit dies irgend von mir abhängig, meine Pflicht treulich zu erfüllen.

Die Uneinigkeit zwischen den beiden russischen Corpsgeneralen Sacken und Langeron und unserem Blücher fing jetzt schon an sich nur zu sehr bemerkbar zu machen, und wenn dies Uebel noch mehr zunehmen sollte, so war in der That das Schlimmste zu befürchten. Da ich als Ordonnanzofficier, der stets von einem Befehlshaber zum anderen umherzujagen hatte, dazu verdammt war, von beiden Seiten den Zorn darüber mit anhören und doch als einfacher Subalternofficier schweigen zu müssen, so hätte ich wirklich vor Aerger oft aus der Haut fahren mögen. In der schweren aber doch so nothwendigen Kunst der Selbstbeherrschung hatte ich jetzt hinlängliche Gelegenheit mich zu üben. Hätten übrigens sowohl Sacken und mehr noch Langeron stets die Befehle vom General Blücher bestimmt befolgt, statt wie es jetzt geschah, solche möglichst zu umgehen, so wären die Erfolge, welche das schlesische Heer gleich in den ersten Tagen nach Wiedereröffnung der Feindseligkeiten hätte erringen können, ungleich bedeutender gewesen als es der Fall war.

Am 21. August kam ich unweit Löwenberg in diesem Feldzuge zuerst wieder ins Gefecht. Die Franzosen, bei denen sich unerwartet der Kaiser Napoleon eingefunden hatte, was man sogleich an ihrem schnellen Handeln und dem festen In-

einandergreifen aller Operationen erkennen konnte, waren zahlreich über den Bober gegangen und drängten unsere schwachen Truppen mit Macht zurück. Unser alter Blücher, der wo möglich immer dort sein mußte, wo das Gefecht am heftigsten tobte, eilte mit seinem unzertrennlichen Gneisenau sogleich auf die Höhen von Plagwitz, von wo er das Ganze am Besten übersehen konnte. Mit einer Meldung von dem General von Sacken traf ich gerade in dem Augenblick hier ein, als der Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz mit seiner Brigade vorwärts stürmte, um die Feinde zu verhindern aus dem von ihnen besetzten Dorfe weiter vorzudringen. Wahrhaftig es war eine Freude anzusehen, wie tüchtig unsere braven Truppen und darunter mehrere Landwehrbataillone, die an diesem Tage zum Erstenmal in das Gefecht kamen, vorwärts drangen. Mehrere Stunden dauerte jetzt der heiße Kampf und noch hatte keine Partei den mindesten Vortheil errungen, denn wie immer der Fall war, wenn sich der Kaiser Napoleon persönlich in der Nähe befand, kämpften auch die Franzosen hier mit vermehrtem Eifer. Auch die brandenburgischen Ulanen und Husaren unter dem Befehl des tapferen Obersten von Katzler, machten jetzt eine schöne Attaque auf französische Reiterei, die aus dem Dorfe Plagwitz hervorbringen wollte und warfen solche entschieden zurück. Wie sehr gern hätte ich mich diesen einhauenden preußischen Reitern angeschlossen, wenn mich nicht der Befehl alsbald wieder zum General von Sacken zurückführte.

Der alte Blücher fluchte zwar gewaltig über den

Ungehorsam des Generals von Langeron, der wieder einmal nicht gethan hatte, was ihm befohlen war, schien aber sonst ganz guter Dinge zu sein, und schmauchte trotz des strömenden Regens behaglich sein Pfeifchen. Als die brandenburgischen Husaren vorbeizogen, rief er ihnen lachend zu „Na man frisch druf ihr Brandenburger, gebt's ihnen gehörig", worauf ein alter Unterofficier antwortete, „Ohne Sorge Excellenz wir wollen es schon gut machen."

Als ich am späten Abend, durch die schon grundlosen Wege lange aufgehalten, wieder bei dem General von Sacken anlangte, hatten auch dessen Truppentheile ein heftiges Gefecht gehabt.

Am anderen Morgen marschirte das ganze schlesische Heer in großer Ruhe zurück, da der von den drei alliirten Monarchen zu Schloß Trachenberg gemeinsam ausgearbeitete Kriegsplan, uns strenge anwies, Napoleon selbst möglichst auszuweichen. Den alten Blücher, zu dem ich abermals mit einer Meldung gesandt wurde, traf ich in sehr schlechter Laune und furchtbar schimpfend, besonders auch über den russischen General Langeron, den er ohnehin als geborenen Franzosen, persönlich nicht gut leiden konnte. Es gab an diesem Tage — wie das stets bei einem Rückzuge zu geschehen pflegt — viel Zank und Streitigkeit und ich bekam beide Ohren so voll davon, daß mir wirklich der Kopf brummte. Als ich in mein Quartier zurückkam, ward ich unangenehm davon überrascht, daß ein Kosack mich arg bestohlen hatte, durch Zufall ward der Thäter aber schon am anderen Morgen entdeckt und er-

hielt nun mit dem Kantschuh so furchtbar viel Hiebe, daß ich vom Mitleid bewegt, den Obersten bat, mit der Exekution einzuhalten. Ich glaubte der Kerl müsse an den Folgen der Schläge Wochen lang darniederliegen, zwei Tage später sah ich ihn jedoch schon lachend auf seinem Pferdchen einherzotteln und mir schmunzelnd ein Glas „dobne wotki" (guter Brandwein) anbietend, zum Dank, daß ich ihn damals von mehreren Prügeln freigebeten hatte. Es war wirklich merkwürdig, wie es die Kosacken anfingen, immer Lebeusmittel aufzutreiben, wenn wir Anderen oft den größten Mangel daran litten. Freilich stahlen die Kerle auch wie die Raben, ließen nichts liegen und waren in dieser Hinsicht für Freund wie Feind eine große Last, obgleich sie sich sonst in der Regel gutmüthig benahmen.

Wir marschirten nun noch einige Tage zurück und wieder vorwärts und dann wieder zurück; es ward nur geflucht, gebrummt, raisonnirt und kabalisirt. Der Regen plätscherte unaufhörlich herunter, die Wege waren grundlos, Schmalhans Küchenmeister bei uns, das nasse Holz wollte im Bivouak nicht brennen; kurz es gab nichts als Unangenehmes über Unangenehmes und ich wüßte mich auch keiner erfreulichen Stunde aus dieser ganzen Zeit zu erinnern. Und bei all diesem Unwetter mußte die arme schlesische Landwehr in dünnen leinenen Hosen und theilweise sogar mit bloßen Füßen durch all den Schmutz patschen und des Nachts auf dem gleich einem Moraste durchweichten Boden bivouakiren. Der Patriotismus konnte jetzt

harte Proben bestehen und beweisen, daß nicht bloß durch hochtönende Worte, sondern energische Thaten und wackeres Ertragen schwerer Strapazen, das Vaterland gerettet werden sollte. Kein Wunder daher, daß besonders die schlesische Landwehr große Verluste sowohl durch Krankheiten als hie und da auch durch Auseinanderlaufen der Leute erlitt, da diese oft in ihrer Dummheit meinten, sie wollten nur jetzt nach Hause gehen und sich Lebensmittel holen und dann sich schon wieder einstellen, sobald das Wetter besser geworden sei und der Vorwärtsmarsch aufs Neue angetreten würde. Es mußten energische Maßregeln gegen solche Auflösung getroffen werden, und der alte Blücher fuhr oft mit seinem kräftigen Donnerwetter zwischen drein und brachte auch bald die versagenden Landwehrleute wieder zu frischem Muth. Diese Tage vor der Schlacht bei Katzbach, sind meiner Ueberzeugung nach, die schwerste Zeit gewesen, welche das schlesische Heer erleben mußte, und stellten dessen Kriegstüchtigkeit auf eine so harte Probe, wie dies später — als erst glänzende Siege erfochten waren — niemals wieder geschah. Auch der General von York ward jetzt sogar mißmüthig und ich war am 25ten August zufällig Zeuge eines Auftrittes, den er mit dem alten Blücher hatte, wobei mich sein Benehmen wirklich empörte und meine große Verehrung, die ich bis dahin mit Recht für ihn gehegt hatte, gewaltig abkühlte.

Sehr erwünscht war es mir, daß der alte Blücher und der General Sacken sich jetzt persönlich kennen lernten, beiderseitig Wohlgefallen an einander fanden, und sich

von nun an ungleich besser vertrugen, als früher der Fall gewesen war.

So kam denn der 26. August, der Tag der Schlacht an der Katzbach heran, die dem Schicksal des schlesischen Heeres eine so entschiedene Wendung gab, denn von nun an ging Alles ungleich besser als zuvor. Daß wir an diesem Tage eine große Schlacht haben würden, wußte am Morgen noch Niemand im ganzen Heere und selbst unser Obergeneral nicht. Er hatte den festen Entschluß gefaßt, den Feinden eine Schlacht zu liefern, koste es was es wolle, glaubte aber bestimmt, daß dieselbe am jenseitigen Ufer der Katzbach und zwar erst am 27. August stattfinden würde. Als nun die Franzosen in leichtsinnigem Uebermuth zu uns herüberkamen und uns unbesonnen genug den Kampf anboten, da konnte dies Gneisenau und Blücher nur doppelt erwünscht sein, und mit Freuden ward der hingeworfene Fehdehandschuh aufgenommen. So ist diese Schlacht denn ohne den mindesten strategischen Plan von unserer Seite geschlagen worden und der Generalstab unseres Hauptquartiers, hat an dem Gewinn derselben, das allergeringste Verdienst. Desto größeren aber der alte Blücher selbst, der mit seltener Energie, trotz mancher Hemmnisse, die ersehnte Gelegenheit zum Dreinschlagen ergriff, und in dem Augenblick der Gefahr, da die Sache sehr mißlich für uns stand persönlich eingriff, selbst den Degen zog, sich an die Spitze der Reiterei setzte und durch Wort und That die arg ermüdeten Truppen so zu begeistern wußte, daß sie alsbald wieder vorwärts stürmten

und die Feinde in wildester Flucht in die Katzbach hineintrieben. Von seinem unaufhörlichen Rufe: „vorwärts, vorwärts Soldaten" in dieser Schlacht, erhielt Blücher von dem Tage an, den schönen Namen „Feldmarschall Vorwärts", der ihn mehr ehrte, als der höchste Orden es thun konnte. Ich bin an der Katzbach leider sehr selten bei den Preußen, sondern fast immer, bei den russischen Truppen des Generals von Sacken gewesen, allein Kameraden, die Augenzeugen davon waren, versicherten mir wiederholt, welch begeisternden Eindruck es auf sie gemacht habe, als gegen 3 Uhr Nachmittags der Obergeneral persönlich den Säbel gezogen, und sich mit lautem Hurrah an der Spitze von 20 Schwadronen Reiterei, aus den brandenburgischen Ulanen, lithauischen Dragonern, mecklenburgischen Husaren, 4 Schwadronen russischen Husaren und Landwehrkavallerie bestehend, auf den Feind gestürzt habe.

Am Morgen des 26ten goß es als wolle der Himmel durch eine zweite Sündfluth, die leider nur allzusündhafte Menschheit abermals von der Erde vertilgen. Dieser furchtbare Regen, der uns Alle sogleich bis auf die Haut durchnäßte, anfänglich zwar eine große Unannehmlichkeit für uns, verschlimmerte später aber die Lage der Franzosen, die nun nicht mehr über die inzwischen angeschwollene Katzbach zurückkommen konnten, ungemein. Am Nachmittag gegen 2 Uhr erhielt der General von Sacken zuerst Befehl mit allen Truppen den Feind anzugreifen, nachdem unsere Vorhut bereits in ein lebhaftes Gefecht verwickelt war. Die Steinschloßgewehre

der Infanterie versagten bei diesem Regen beständig und Kolben, Bajonnett, Säbel und Kanonenfeuer mußten allein wirken. Ich befand mich anfänglich bei dem russischen Obersten Wassiltschikof und eine Batterie von uns eröffnete das Feuer. Durch die dicke Luft ward aber der Schall des Kanonendonners ungemein geschwächt und ich bin niemals in einem bedeutenden Gefechte gewesen, in dem es verhältnißmäßig so ruhig zuging, als grade hier an der Katzbach.

Das Sackensche Corps marschirte hart am rechten Flügel des Yorkschen Corps in 2 Treffen auf. Bei dieser Gelegenheit ward ich auch mit einer Anfrage an den General von York gesandt. Der alte „Isegrim" war aber in entsetzlich schlechter Laune und schnauzte mich so brummig an, daß ich schon unverrichteter Sache wieder fortreiten wollte, als ich von einem Officier seines Generalstabes, die gewünschte Auskunft erhielt.

Mit allgemeinem Hurrah griff alsbald die russische Reiterei an, und that es in rühmlichem Wetteifer der Preußischen gleich. Es war ein wildes Hin- und Hergewoge der einzelnen Reiterkämpfe und da man bei dem dichten Regen kaum 50 Schritte weit um sich sehen konnte, so wußte man gar nicht was in einiger Entfernung geschah. Ich selbst war — eigentlich so ziemlich gegen meinen Willen — zwischen russische Husaren gerathen, attaquirte nun mit ihnen, ward von polnischen Lanciers, die mit verzweifeltem Muthe kämpften, mit zurückgeworfen und ging dann wieder vor, bis es mir endlich gelang aus der Menge frei zu kommen, und nach langem Umherirren

den General von Sacken wiederzufinden. Bei solchem Wetter, wo auch Ferngläser nicht helfen, ist es für einen Ordonnanzofficier oft unmöglich sich zurecht zu finden und man geräth ganz wider Willen zwischen andere Truppentheile, deren Bewegungen mitzumachen man alsdann gezwungen ist.

Nachdem unsere Reiterei, die an diesem Tage das Meiste that, denn auch die Artillerie konnte nicht um sich sehen und mußte oft in das Ungewisse hineinfeuern, die feindlichen Reihen recht mürbe gemacht hatte, rückte auch die Infanterie vor. Der Boden war so durchweicht, daß die Leute bis an die Waden hinein sanken und trotz aller Anstrengung nur langsam vorwärts kommen konnten. Aber eben so langsam wichen auch die Franzosen zurück und so kam es denn häufig zu Handgemengen, in denen mit Kolben und Bajonnett in äußerster Wuth gekämpft wurde. Konnten die Truppen nicht dicht an einander herankommen, so machten sie ihren Haß durch lautes Schimpfen gegen einander Luft oder bewarfen sich auch mit Erdklößen und Steinen, da die Gewehre jetzt gänzlich versagten. Es war ein ganz eigenthümlicher Kampf und wenn nicht die Kanonen mitunter dazwischen donnerten, so hätte man wirklich glauben können, daß das Pulver noch nicht erfunden sei. Wir trieben die Franzosen jetzt immer weiter zurück und besetzten die Thalränder der Katzbach und „wüthenden Neiße", in deren hochaufgeschwollenen Gewässern jetzt Hunderte von Flüchtlingen den Tod fanden. Bis zum Anbruch der Finsterniß ward noch von unseren Geschützen gefeuert. Die Franzosen, die anfänglich

mit großer Entschlossenheit gekämpft hatten, geriethen zuletzt in die wildeste Unordnung, ließen Kanonen, Gepäckwagen, Fahnen, Gewehre und sehr viele Gefangene zurück und das verhängnißvolle „sauve qui peut" ward oft in ihren Schaaren vernehmbar.

So hatten wir denn einen glänzenden und in seinen weiteren Folgen ungemein wichtigen Sieg erkämpft und von dem Vordringen der feindlichen Heere in Schlesien konnte fortan keine Rede sein. Dabei hatten wir im Ganzen nur einen sehr geringen Verlust gehabt, der im York'schen und Sacken'schen Corps zusammen kaum 1200 Mann an Todten und Verwundeten betragen mochte. Ungleich bedeutender war leider freilich der Abgang, den die Preußen in den nächsten Tagen durch Krankheiten erlitten. Besonders die schlecht bekleidete Landwehr konnte dies Bivouakiren und Marschiren bei stetem Regenwetter, nicht vertragen. Die Leute fielen wie die Fliegen zusammen und es gab Landwehrkompagnieen, die noch gar nicht in das Feuer gekommen waren und doch schon in den 10 Tagen seit Wiederbeginn der Feindseligkeiten, über die Hälfte, ja fast zwei Drittel ihrer Mannschaft, dienstunfähig hatten. Auch die aus jungen Leuten der gebildeten Stände bestehenden freiwilligen Jägerdetachements der Linie, schmolzen in erschreckender Weise zusammen, während die älteren preußischen und nun gar die noch abgehärteteren russischen Soldaten von den erduldeten Strapazen lange nicht in gleichem Maße angegriffen wurden. Daß ein Kosack z. B. durch Erkältung krank geworden wäre, ist ein Fall, dessen ich mich gar nicht entsinnen kann. Gerade in diesen Tagen vor und mehr noch

nach der Schlacht an der Katzbach lernte ich abermals so recht erkennen, daß Begeisterung, so sehr wichtig solche auch ist, allein eine Truppe nicht kriegstüchtig machen kann, sondern, daß auch eine körperliche Abhärtung der Leute dazu unumgänglich nothwendig ist. Landwehren und nun gar Landsturm und Freischaaren, die viele durch ihr ruhiges, bürgerliches Leben verwöhnte Soldaten enthalten, werden daher nun und nimmermehr eine gleiche Ausdauer im Kriege zeigen, als alte, abgehärtete Linientruppen.

Noch am späten Abend, als ich mich eben unter einem Wagenschuppen auf ein Strohlager zur Ruhe hingestreckt hatte, ward ich nach Brechtelshof in das Hauptquartier des Oberbefehlshabers gesandt, um irgend eine Anfrage dort auszurichten. Ich war ungemein ermüdet, durchnäßt und halb verhungert, meine Pferde, auf denen ich 14 Stunden ununterbrochen in durchweichtem Boden umhergejagt war, konnten kaum noch die Beine bewegen und doch mußte ich wieder in den Sattel, um bei strömendem Regen und einer Finsterniß, daß man kaum die Hand vor Augen erkennen konnte, in einer gänzlich unbekannten Gegend, nach einem fremden Dorfe zu reiten. Auf dem Schlachtfelde, über welches mich zum Theil mein Weg führte, herrschte ein Gelärme, Gezanke, Gejohle, kurz ein Zustand, wie er mir in der Art kaum jemals so grausig vorgekommen war. Bei dem strömenden Regen wollte fast kein Bivouakfeuer brennen, und die total ermüdeten Truppen hatten sich theilweise da wo sie zuletzt standen, gleich in den Schmutz geworfen, um wenigstens einigermaßen ruhen zu können, die einzige Erleichterung, welche

ihnen möglich war. Dazwischen jammerten die vielen Verwundeten, stöhnten die angeschossenen Pferde, die sich auf dem Boden umherwälzten, klagten und baten die zahlreichen französischen Gefangenen, größtentheils blutjunge Conscribirte, die an diesem Tage zuerst in das Gefecht gekommen waren; brüllten die Trunkenbolde, die feindliche Gepäckwagen geplündert und sich in den vorgefundenen Brandweinvorräthen total betrunken hatten; fluchten die Befehlshaber, die ihre Truppen sammeln wollten und dies beim besten Willen nicht vermochten; kurz es war grausig. Da es an Holz fehlte, so hatte man viele französische Munitionswagen benutzen wollen, um Bivouackfeuer damit anzuzünden. Bei dieser Gelegenheit platzten oft Granaten oder scharfe Patronen, die man unvorsichtiger Weise nicht sorgfältig genug entfernt hatte, und die nun manche arge Verletzungen herbeiführten und die Verwirrung noch mehr steigerten. Wie die Raben die Beute wittern, so schwärmten die Kosacken in dieser Nacht auf dem Schlachtfelde umher, plünderten, bestahlen Freund wie Feind und betranken sich so arg sie nur konnten. Für diese Kerle war eine solche Nacht ein wahres Fest, denn jede Strapaze war ihnen vollständig gleich, wenn sie nur Beute machen und Brandwein trinken konnten. Ich kaufte in der Nacht noch ein vollständig gesatteltes, sehr großes Pferd, was wahrscheinlich ein französischer Stabsofficier geritten hatte, einem Kosacken für 2 Dukaten ab. Die polnischen Juden, die dem russischen Heere stets in dichten Schwärmen nachfolgten, machten am andern Tage wieder gute Geschäfte.

So kriegsgeübt ich auch war und so scharfe Augen ich besaß, so wäre es mir doch unmöglich gewesen, in der Dunkelheit und bei der herrschenden Verwirrung, den Weg in das Hauptquartier zu finden, wenn mich die Kosacken, die ich als Ordonnanzen bei mir hatte, nicht dabei unterstützt hätten. Diese Kerle wissen stets dahin zu finden, wohin sie bestimmt sind und haben im Wege suchen eine Geschicklichkeit, die mich oft in die größte Verwunderung versetzt hat. Für diesen nächtlichen Ritt hatten sie aus französischen Kanonenlunten sehr geschickt eine Art von Fackeln angefertigt, die uns gute Dienste leisteten.

Im Hauptquartier gab es ebenfalls viel Verwirrung und Unordnung und besonders sah ich hier eine Menge von Verwundeten, die nicht wußten wohin sie sollten. Der alte Blücher hatte sich auf ein Nachtlager geworfen und schlief bereits; vor einem Tische, auf dem eine Landkarte ausgebreitet lag, fand ich den edlen Gneisenau, diese geistige Triebfeder unseres ganzen Heeres, sitzen, schon mit neuen Plänen für die kommenden Tage beschäftigt. Er trug mir auf, dem General von Sacken zu sagen, wie sehr Blücher mit den Leistungen seines Corps zufrieden sei. Solch eine Botschaft zu überbringen, ist für einen Ordonnanzofficier stets ein sehr angenehmes Geschäft. Mehrere preußische Officiere fand ich jetzt bei einer Bowle mit heißem Glühwein sitzen. Sie gaben mir einen großen Krug davon ab, und ich verspürte dadurch neue Lebensgeister in meinen Adern. Im Morgengrauen ritt ich wieder zu dem General von Sacken zurück und einige Stunden Schlaf auf dem Heuboden eines Stalles erquickten

und befähigten mich vollständig zur Ertragung neuer Strapazen.

Es war sehr gut von Blücher, daß er rastlos den geschlagenen Feind verfolgt sehen wollte, damit der erfochtene Sieg, dessen glänzende Resultate wir erst am anderen Morgen in ihrem ganzen Umfange erkennen konnten, nun auch möglichst benutzt wurde. Die Truppen waren aber zu erschöpft und Wege und Witterung zu schlecht, als daß diese Verfolgung mit dem Ungestüm, den der Oberfeldherr wünschte, überall geschehen konnte. Die noch immer hoch angeschwollenen Flüsse, die unseren Feinden am gestrigen Tage so verderblich gewesen waren, setzten auch am 27ten unseren Truppen fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Ich selbst ritt am Mittage mit 10 Kosacken durch die wildfluthende Katzbach, unsere Pferde mußten alle schwimmen, und wenn mein dänischer Hengst nicht so kräftig gearbeitet hätte, so wäre ich von der gewaltigen Strömung wahrscheinlich mit fortgerissen worden. Mit Geschützen und Infanterie war hier selbst beim besten Willen nicht durchzukommen; dies sah ich bald ein und meldete dies auch dem General. Von unseren Kosacken waren übrigens viele Pulks bereits in der Verfolgung des geschlagenen Feindes begriffen; ebenso auch Preußische leichte Truppen unter den stets unermüdlichen Obersten Horn und Katzler und dies genügte vorläufig auch vollkommen.

Von dem Tage an der Katzbach ward die Eintracht in unserem ganzen schlesischen Heere übrigens eine ganz andere als früher und von da ab ward auch mein Kommando ungleich angenehmer. Selbst der stets unzufriedene General von

York, war jetzt oft gegen Officiere, die von anderen Truppentheilen zu ihm gesandt wurden, ungewöhnlich freundlich.

Bei Bunzlau hatten wir am 30. August zuerst wieder ein sehr heftiges Gefecht mit den Franzosen, die mit großer Ausdauer kämpften. Ich selbst war zu dem Oberst von Katzler, der die preußische Vorhut befehligte, gesandt und wohnte an seiner Seite dem ersten Theil des Kampfes bei. Besonders die brandenburgischen Ulanen und die Jäger des Leibregiments schlugen sich hier vortrefflich, ein freilich schon sehr geschwächtes Landwehrregiment wollte aber nicht recht Stand halten, und ward von den Feinden in ziemlicher Unordnung zurückgeworfen.

Als die Preußen noch im heftigsten Kampfe begriffen waren, sprengte der General von Sacken, der seit seiner Zusammenkunft mit Blücher einen sehr rühmlichen Eifer zeigte, zu uns heran. Wir warfen nun zuerst die Franzosen sehr kräftig über die Boberbrücken, um deren Gewinn sich eigentlich das ganze Gefecht hier drehte, zurück und glaubten schon genug gethan zu haben, als plötzlich eine starke feindliche Kolonne wieder vorbrach, und zuerst die Kosacken — die freilich gegen geschlossene Truppen fast niemals Stand zu halten lieben — und dann auch Preußische Landwehr in eilige Flucht zurücktrieb. Der General von Sacken war über das Zurückgehen der Kosacken wüthend, ließ den Oberst eines Regiments auf der Stelle arretiren und befahl nun 2 Bataillonen der Infanterieregimenter Kamtschatka und Ochotsck, mit dem Bajonnett vorzugehen. Diese drangen zuerst entschlossen vor, kamen

dann in ein sehr heftiges feindliches Feuer und wichen wieder zurück, so daß am Abend, als das Gefecht endlich abgebrochen wurde, sich keine Partei eines Erfolges rühmen konnte. Das Pulver, welches die preußische und mehr noch die russische Infanterie führte, war überaus schlecht. Die Franzosen hatten ungleich bessere Patronen und Gewehre, und diese Vorzüge kamen ihnen häufig sehr zu statten. Besonders unsere Landwehr hatte so erbärmliche Gewehre, daß die Hälfte derselben fast stets versagte und die Leute daher sehr begierig nach den besseren französischen Flinten griffen. Auch die russischen Infanteriegewehre waren so plump und schlecht gearbeitet, daß von einem Zielen damit gar keine Rede sein konnte.

Wir rückten nun ziemlich schnell immer weiter vor, und am 4. September frühmorgens war ich mit dem General Wassiltschikoff, der die Vorhut des Sackenschen Corps befehligte, in Hochkirch unweit Bautzen. Es war mir ungemein interessant dies Dorf, welches durch den Ueberfall der Oesterreicher gegen das Heer Friedrich des Großen, in der preußischen Kriegsgeschichte einen so bekannten Namen hat, jetzt zu besuchen. Mein Großvater war hier schwer verwundet, ein Großonkel erschossen worden und ich hatte als Knabe so häufig den Erzählungen aller Einzelheiten dieser Schreckensnacht, mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, daß sie sich fest meinem Gedächtnisse eingeprägt hatten. Obgleich ich sehr ermüdet war, so ritt ich doch noch etwas auf dem damaligen Schlachtfelde umher, wobei ein alter Bauer meinen Führer abgeben mußte und

freudig hörte ich die Worte jenes einfachen Mannes über die unvergleichliche Schnelligkeit, mit welcher die überfallenen preußischen Truppen sich damals sammelten und der heldenmüthigen Ausdauer, die sie dem Andrang der weit überlegenen Feinde entgegensetzten. Ein freudiger Stolz überkam mich, da ich mir selbst jetzt sagen konnte, daß die preußischen Soldaten des Jahres 1813 sich dieser Thaten ihrer tapferen Vorfahren nicht unwürdig gezeigt hatten. Möge auch ein kommendes Geschlecht sich gleiches Lob erringen.

Gegen Mittag desselben Tages hatten wir selbst übrigens bei Hochkirch noch ein sehr heftiges Gefecht mit den Feinden zu bestehen, wobei ich tüchtig in das Feuer kam. Damit auch ich einen kleinen Tribut hier lassen sollte, riß mir eine französische Kugel die Säbelscheide fort und verwundete dabei mein Pferd — dasselbe was ich erst an der Katzbach gekauft hatte — so arg, daß ich es aus Mitleiden selbst erschoß. Unsere preußischen Truppen kämpften sehr brav und besonders der Major von Hiller, der überhaupt ein Officier von dem größten Verdienst war, zeichnete sich ungemein aus. Da unser Oberfeldherr erfahren hatte, daß der Kaiser Napoleon jetzt wieder persönlich uns gegenüberstehe, so mußten wir am anderen Tage den Rückmarsch abermals antreten. Am 6. September fand bei Reichenbach ein ziemlich heftiges Gefecht statt, bei dem das sonst im Allgemeinen sehr gute erste westpreußische Dragonerregiment sich gerade nicht sonderlich auszeichnete und in ziemlich eiliger Unordnung zurückkehrte. Glücklicher Weise behielten zwei Schwadronen

des brandenburgischen Husarenregiments eine treffliche Haltung, warfen den Feind zurück und retteten so an diesem Tage die Ehre der preußischen Reiterei. Auch schlesische Landwehrkavallerie, deren Pferde freilich zu erbärmlich waren, als daß man gute Dienste von ihnen hätte erwarten können, machten in diesem Treffen einen schlechten Angriff. Ich war in diesem Gefechte über Manches was ich dabei gesehen hatte mit Recht erzürnt und hätte gern mehrere Officiere strenge bestraft, wenn dies nur in meiner Macht gestanden hätte. So mußte ich freilich den Mund halten, meinen Zorn verbeißen und bekam dadurch fast einen Anfall von Gelbsucht. Die Franzosen fochten, wie stets in der Nähe ihres Kaisers, sehr gut. Es war wirklich ganz bewundernswürdig, welchen ungeheuren moralischen Einfluß der Kaiser Napoleon auf seine Truppen auszuüben wußte; dies wahrzunehmen hatte ich schon in den Feldzügen von 1806—7 und 1812 Gelegenheit gehabt. Die doppelte Zahl von Feinden war nicht so gefährlich, wenn sich der Kaiser Napoleon von ihnen entfernt hatte, als die Hälfte sobald er sie persönlich befehligte. Jede französische Tirailleurkolonne ging noch einmal so lebhaft vorwärts, wenn sie nur glaubte von ihm mit dem Fernrohre beobachtet zu werden.

Napoleon eilte wieder nach Dresden zurück und nahm die Reiterei von Latour-Maubourg, unbedingt seine beste Kavallerie, mit und sogleich rückten auch wir wieder vor und standen nun abermals in der Gegend von Bautzen.

Ich war einige Tage während dieser Zeit erkrankt, und hatte ein leichtes Gallenfieber, welches mich fast eine Woche aus dem Sattel entfernt hielt. Viel verlor ich dadurch nicht, denn es fiel während dieser Zeit nichts Bedeutendes vor. Kaum war ich wieder etwas gekräftigt, so unternahm ich einen Kourierritt nach Zittau, wo inzwischen die Truppen des russischen Generals von Benningsen eingerückt waren, um diesem einen Befehl zu überbringen.

Am 26. September brachen wir wieder auf, um in der Richtung nach Nordwest, gegen die Elbe zu marschiren. Diese neue Operation — deren Haupturheber unbedingt der General von Gneisenau war, erregte unter einem Theile der russischen Generale viel Unzufriedenheit und besonders im Langeron'schen Corps hörte ich harten Tadel darüber. Unser General von Sacken war aber ganz damit zufrieden, wie er denn seit dem Tage an der Katzbach überhaupt großen Eifer für den alten Blücher zeigte. Der General York soll auch diesmal wieder gewaltig gebrummt haben, was er nun einmal stets that, wenn er Befehle vom Blücher'schen Hauptquartier, für dessen Urheber er den ihm unangenehmen Gneisenau hielt, empfing. Nun wenn der „Isegrim" auch murrte so wußte er solche Unliebenswürdigkeit durch seine tapferen Thaten mehr wie reichlich wieder aufzuwiegen und schlug einige Tage später, das berühmte Treffen von Wartenburg, von dem er und sein Geschlecht für alle Zeiten den stolzen Ehrennamen „Graf York von Wartenburg" mit vollem Recht erhalten hat. Ich nahm an diesem so sehr ruhmvollen Gefecht bei Wartenburg keinen Antheil und hatte auch nur

Gelegenheit einige Minuten während desselben in der Feuerlinie zu verweilen. Ich kam gerade in dem Augenblick mit einer Meldung bei unserem Obergeneral an, als er an der in Eile geschlagenen Elbbrücke hielt, um den Uebergang der Truppen zu überwachen. Er war ersichtlich guter Laune und wußte allen einzelnen Compagnieen einige Scherzworte zuzurufen, wodurch er zur Erhöhung des Eifers der Mannschaft viel beitrug. So hörte ich, daß er einigen Landwehrsoldaten, die ihre arg zerrissenen Schuhe ausgezogen und auf den Tornister angebunden hatten und nun mit bloßen Füßen in den Dreck patschten, lachend zurief: „Na Jungens Ihr seid klug, Ihr looft lieber barfuß, als daß Ihr Euch die Stiebeln vollfüllt.“

Ein Landwehrsoldat antwortete verdrießlich „Ja Excellenz, es ist ein Jammer mit dem Schuhzeug, es will gar nicht mehr halten.“

„Ih Du dummer Deubel wozu stehen denn da drüben die Franzosen, als daß Ihr ihnen die Stiebeln ausziehen thut. So uf Pariser Sohlen geht es sich am Besten und die Kerle werden bald so eilig nach Frankreich zurücklaufen müssen, daß es man schade um dat gute Schuhwerk dabei wäre. Also Kinder man frisch druf, holt Euch da von den Franzosen neue Stiebel“ lachte der alte Blücher und mit lautem Beifall wurden diese Worte von den Landwehrsoldaten aufgenommen.

Am Meisten zeichnete sich an diesem Tage der General von Horn aus, der persönlich an die Spitze des 2ten Bataillons des Leibregiments ritt und die Worte ausrufend „Ein Hundsfott wer nur noch einen Schuß

thut" die Truppe mit dem Bajonnett gegen den Feind führte und nun durch Dick und Dünn, durch Sumpf und Busch, so unaufhaltsam vorwärts stürmte, daß er alle Hindernisse überwand und den Feind aus seiner festen Stellung vertrieb.

Nach harten Kämpfen, bei denen sich auch die Brigade des Prinzen Carl von Mecklenburg-Strelitz sehr auszeichnete, ward der Feind vollständig geworfen und somit ein sehr wichtiger Erfolg, die ungehinderte Verbindung unseres Heeres mit dem sogenannten „Nordheer", welches der Kronprinz von Schweden befehligte, erreicht.

So konnte ich denn am Abend mit guten Nachrichten wieder zu dem General von Sacken, der mit seinen Truppen in der Richtung gegen Meißen zu stand, zurückreiten. An diesem Tage bei Wartenburg hatte ich auch das Vergnügen das schöne Husarenregiment, welches der Herzog von Mecklenburg-Strelitz ausgerüstet und zu dem Yorkschen Corps gesandt hatte, in der Nähe zn sehen, während ich früher nur flüchtig bei einzelnen Abtheilungen desselben vorübergesprengt war. Das Regiment hatte an diesem Tage tüchtig mit dreingehauen und kam eben mit Schmutz und Pulverrauch ganz bedeckt aus dem Gefecht zurück, als ich an dasselbe heranritt um einen Jugendfreund, der als Officier darin diente, zu begrüßen. Die Husaren, fast lauter blutjunge, unbärtige Burschen, die aber größtentheils von altgedienten, preußischen Officieren und Unterofficieren befehligt wurden, waren sehr vergnügt über ihre heutige Waffenthat und erzählten sich in ihrem breiten mecklenburgischen Plattdeutsch die näheren Einzelnheiten

des Gefechtes. Es kam mir ganz heimathlich vor, als ich dies Plattdeutsch, das ich als Junge auf dem Gute des Großvaters stets gesprochen hatte, jetzt plötzlich von einer Menge Soldaten reden hörte und ich machte mir den Spaß sie in dieser Mundart anzureden. Einer der Husaren schenkte mir bei dieser Gelegenheit einen großen Tabacksbeutel mit sehr gutem Taback, den er einem französischen Officier abgenommen hatte, was mir eine überaus erwünschte Gabe war, da ich schon seit mehreren Tagen keinen Vorrath für meine Pfeife gehabt hatte. Der ehrliche Mecklenburger wollte keine Bezahlung dafür annehmen und meinte „für eenen Landsmann dheit man so wat giern."

Leider hatten an diesem Tage bei Wartenburg wieder vielfach Deutsche gegen Deutsche gefochten, denn die Division Franquemont, welche, rechts bei Bleddin aufgestellt, mit den Hauptstoß der Yorkschen Truppen aushalten mußte, bestand aus Württembergern. Im Jahr 1807 nach der großen Verminderung der preußischen Armee, waren mehrere Officiere derselben in württembergische Dienste eingetreten, da der König gern Ausländer in sein Heer nehmen mochte. Namentlich die Mecklenburger waren bei ihm bevorzugt und man hatte auch mir damals den Antrag gestellt, in ein reitendes Jägerregiment dieses Monarchen einzutreten, was ich aber mit Entschiedenheit ablehnte, da ich unter keinen Umständen einem „Rheinbundfürsten" dienen wollte. Von diesen Officieren hatten jetzt bei Wartenburg mehrere gegen uns gestanden und ich beklagte aufrichtig diese armen Männer, welche durch die

undeutsche Politik ihres jetzigen Kriegsherrn gezwungen waren, mit Franzosen und Italienern vereint gegen ihre alten preußischen Waffengefährten zu fechten. Einen gefangenen württembergischen Hauptmann, der einen Schuß in die Schulter bekommen hatte, erkannte ich zufällig jetzt als einen früheren Officier von dem ehemaligen Regimente Stutterheim, mit dem ich 1807 gute Kameradschaft geschlossen. Es war mir schmerzlich den früheren Freund jetzt in dieser Lage zu sehen, ich vergaß den bitteren Haß, den ich gegen Alle hegte, die dem Kaiser Napoleon jemals gedient hatten, redete ihn freundlich an und versprach ihm alle mögliche Hülfe. Der Hauptmann — sonst stets ein muthiger Soldat — fiel mir weinend um den Hals und rief „Bruderherz was bist Du glücklich, daß Dein König sich jetzt gegen diese Franzosen erklärt hat und Du für Deutschland kämpfen konntest, während ich dazu verdammt war, gegen Euch dienen zu müssen. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie es mir heute Morgen durch das Herz schnitt, als ich Euch Preußen erkannte, und wußte, daß ich jetzt abermals, wie leider schon bei Dennewitz, gegen meine alten, lieben Kameraden fechten mußte. Glaube mir, das war schmerzlicher als jetzt die Kugel in der Schulter. Doch was sollte ich machen, desertiren konnte ich ja nicht, denn das wäre gegen meine Soldatenehre gewesen und so mußte ich denn wohl ausführen, was mir befohlen wurde. Hole der Teufel aber Jeden der auch nur einen Deutschen zwingt mit den Franzosen zusammen gegen andere Deutsche in das Feld zu ziehen." Ich konnte dem Hauptmann hierin

nur vollkommen beipflichten, bewirkte, daß er bald verbunden und dann auf Fürsprache des Prinzen Carl von Mecklenburg, an dem ich mich deshalb wandte, auf Ehrenwort in seine mecklenburgische Heimat entlassen wurde. Als im Feldzuge von 1814 der damalige Kronprinz, jetzige König von Württemberg sehr wacker auf unserer Seite focht, fand ich diesen Hauptmann schon wieder im Dienst; wir leerten bei Chalons eine Flasche Wein zusammen und er meinte es sei doch jetzt ein ganz anderes Gefühl für ihn, daß er vereint mit den Preußen und nicht mehr wie früher, gegen diese fechten dürfe. Unsere preußischen Soldaten, und besonders die von der Landwehr, hegten übrigens gegen die gegen uns fechtenden deutschen Truppen oft eine größere Erbitterung, als gegen die Franzosen. Ich habe wiederholt gehört, daß preußische Soldaten den Sachsen und Hessen zuriefen „Pfui Ihr Kerle schämt Ihr Euch denn gar nicht gegen uns Deutsche zu fechten." Ein preußischer Landwehrsoldat rief einmal mehreren gefangenen westfälischen Officieren zu „Pfui Teufel, so einem Lumpenkerl wie Euer Jerome ist, möchte ich doch nicht als Officier dienen. Ich bin nur ein armer Schustergeselle aus Breslau, aber wenn mich Euer König da drüben zum Obersten machen wollte, ich schlüge es ohne Weiteres aus. Wenn die Franzosen für ihren Napoleon fechten, so wissen sie doch warum und haben Ruhm und Ehre davon, aber Ihr habt nichts wie Schande und Spott und die Franzosen danken es Euch nicht einmal, daß Ihr jetzt noch, wo ganz Deutschland aufsteht, Eure Haut für sie zu Markte tragt." Die Officiere, welche die Wahrheit dieser harten

Beschuldigung einsehen mochten, wurden roth vor Scham und Zorn, ich selbst mußte zwar innerlich dem braven Landwehrmann beipflichten, befahl ihm aber jetzt das Maul zu halten und sich seiner Wege zu trollen, da es mit Recht strenge verboten sei Gefangene zu insultiren. Der Mann meinte „Ja ja Herr Rittmeister ich gehe schon und ich weiß wohl es soll nicht sein, aber Gift und Galle kann einem ehrlichen Kerl schon aufsteigen, wenn er sieht, daß jetzt noch Deutsche für einen Napoleon fechten thun. Ist doch eine große Schande für sie und wenn sie noch so blanke Orden und hohe Titel davor bekommen" mit diesen Worten ging dieser patriotische Schustergeselle aus Breslau wieder zu seiner Kompagnie zurück. Später sah ich den wackeren Mann zufällig in Frankreich wieder, wo er schon das eiserne Kreuz, diesen höchsten Ehrenschmuck jedes preußischen Soldaten trug.

Von den deutschen Truppen, die jetzt gegen uns fechten mußten, kamen nunmehr täglich ganze Haufen von Deserteuren, besonders Sachsen und sogenannte Westfalen, bei uns an, die größtentheils sogleich in unsere Regimenter eintreten wollten. Auch Italiener und Polen desertirten jetzt häufig vom feindlichen Heere, fast niemals aber geborene Franzosen, die auch im Unglück dem Kaiser Napoleon treu blieben, was mir eigentlich nur von ihnen gefallen konnte.

Wir marschirten nun in ziemlich langsamen Märschen gegen die Mulde zu. Die Gegend, in der seit Monaten Freund wie Feind arg gehaust hatten, war ungemein ausgesogen und die Verpflegung der Truppen konnte nur mit

äußerster Anstrengung ermöglicht werden. Ich war jetzt wieder sehr viel zu Pferde und schweifte mit den Kosacken Meilen weit umher, um Erkundigungen über die feindliche Stellung einzuziehen und Gefangene zu machen. Letztere bekamen wir in Menge, denn die uns gegenüberstehenden deutschen Truppen ließen sich oft zu Hunderten von schwachen Kavalleriepatrouillen gefangen nehmen, da sie nicht gern geradezu desertiren und doch auch wieder nicht mehr für Napoleon fechten wollten. Auch mit Truppen des Nordheeres traf ich jetzt häufig zusammen und freute mich stets, wenn ich alte Bekannte unter denselben fand. Mein altes, liebes Blüchersches Husarenregiment stand bei diesem Heere, war aber sowohl in seiner Uniformirung, als auch in der Zusammensetzung seines Officiercorps so verändert, daß ich es kaum wieder erkannte. Von allen den Officieren, die im Sommer 1806 so kriegsmuthig aus dem Münsterschen aufbrachen, um gegen den Feind zu marschiren, dienten jetzt nur noch einzelne wenige im Regiment, dessen damalige Stärke von 10 Schwadronen jetzt bis auf 4 herabgesetzt war. Einzelne alte Unterofficiere und Husaren, mit denen ich von 1802—7 zusammen gedient, traf ich zu meiner großen Freude noch in den Schwadronen und drückte ihnen dann herzhaft die Rechte, mit der sie so lange den Säbel zur Ehre des Königs und des preußischen Heeres geführt hatten. Der alte Wachtmeister, der mir 1802, als ich noch Junker war, zuerst die Schwadronshiebe gezeigt hatte, ritt ebenfalls noch im Gliede und da ich gerade Gelegenheit fand, einem Kosacken eine recht hübsche goldene Taschenuhr, die er von einem Fran-

zosen erbeutet, abzukaufen, so schenkte ich solche dem würdigen Veteranen.

Unter den preußischen Truppen des Nordheeres, die bei Dennewitz und Großbeeren sich so heldenmüthig geschlagen hatten, fand ich zu meiner großen Freude einen ebenso trefflichen Geist, als bei den unsrigen im schlesischen Heere. Im Allgemeinen sahen die Truppen besser gehalten und nicht so abgerissen aus, wie dies bei uns nur zu häufig der Fall war. Sie hatten nicht so viele Hin- und Hermärsche gemacht und auch häufig wohl bessere Verpflegung gehabt. So ungeheure Verdienste Blücher sonst hatte, so konnte man nicht läugnen, daß er in seinem rastlosen Eifer den Infanteristen oft etwas zu viel zumuthete, ihnen nicht Ruhe genug ließ, sie häufig zu sehr ermüdete und dadurch veranlaßte, daß sie in Schuhzeug und Anzug überaus abgerissen aussahen. Der alte „Vorwärts" dachte oft, er führe nur lauter Husaren mit tüchtigen polnischen Pferden beritten, denen man freilich schon etwas Außergewöhnliches zumuthen kann, und nicht auch Tornister und Brotsack auf ihren Rücken schleppende Infanteristen, die zum Theil barfuß in den tiefen Wegen herumpatschen müssen. Gerade aus diesem allzugroßen Eifer unseres Obergenerals entstand auch häufig sein Zank mit dem General von York, der mit Recht darauf hielt, daß seine Truppen nicht allzusehr ermüdet und umhergehetzt wurden und es nicht wünschte ungleich mehr Soldaten durch übermäßige Strapazen, wie durch feindliche Kugeln einzubüßen. „Meine Infanteristen sind keine Postgäule und können daher nicht Tag und Nacht umherlaufen"

hat derselbe einst unumwunden einem Adjutanten Blüchers zugerufen, der ihm den Befehl brachte, mit einigen Infanteriebataillonen, die so eben erst einen höchst ermüdenden Nachtmarsch gemacht hatten, sogleich wieder fortzumarschiren.

Noch mehr vielleicht wie der General von York, hielt der General von Bülow, der die preußischen Truppen des Nordheeres befehligte, auf Schonung und gute Verpflegung seiner Soldaten, so weit dies den Umständen nach irgend wie möglich gemacht werden konnte. Da der General es bei alledem verstand, seine Regimenter auch zu glänzenden Siegen zu führen, wie er dies bei Dennewitz und Großbeeren hinlänglich bewiesen hat, so liebten diese ihn ungemein. Eine so populaire Persönlichkeit wie unser alter Blücher war derselbe bei seinen Truppen nicht, denn es fehlte ihm auch die derb-witzige, für die große Menge so sehr bestecheude Rednergabe des Letzteren; aber er war auch lange nicht so gefürchtet, ja selbst gemieden wie der Isegrim York, der, wenn die schlechte Laune ihn überfiel, mit seltenem Talente allen die schneidendsten und tief verletzendsten Grobheiten zu sagen wußte. Es soll überhaupt ein sehr angenehmer Dienst beim Nordheer gewesen sein, besonders nachdem endlich der Kronprinz von Schweden dasselbe verlassen hatte, und man es dort verstand in Allem die rechte Mitte zu halten, was bei uns gerade nicht immer der Fall war. Ungleich besser gehalten und auch lange nicht so zusammengeschmolzen wie bei uns, sah fast durchweg die Landwehr-Infanterie und Kavallerie des Nordheeres aus. Es dienten hier größtentheils ostpreußische, märkische und pom-

mersche Landwehrbataillone und Schwadronen, und diese hatten schon gleich von vornherein eine bessere Ausrüstung, hin und wieder auch wohl kräftigere Menschen erhalten, als dies leider bei dem größten Theil der schlesischen Landwehr geschehen war. Ich sah jetzt einzelne Landwehrbataillone, die noch ziemlich vollzählig waren, während wir im schlesischen Heere Bataillone hatten, die kaum noch 150 Mann im Gliede zählten.

So ungemein gern alle preußischen Officiere und Soldaten des Nordheeres auch den General von Bülow zum Corpsgeneral hatten, so sehr verwünschten sie das Geschick, was den Kronprinzen von Schweden zum Oberbefehlshaber des ganzen Heeres machte. Es müssen wichtige politische Verhältnisse gewesen sein, welche unseren König dazu vermochten, diesem Manne auch preußische Truppeu unterzuordnen.

Wir marschirten nun noch etwas die Kreuz und Quer umher, es wurden verschiedene Pläne von Gneisenau, dem Strategen unseres Heeres, entworfen und dann wieder durch die Unlust des Kronprinzen verworfen. Kleine Gefechte gab es noch viele, bis wir uns denn endlich in der weiteu Ebene von Leipzig zusammengezogen, um dort die große Völkerschlacht, welche Deutschland für immer von Napoleons Tyrannei befreien sollte, zu schlagen.

Sechstes Kapitel.

Das Gefecht des Yorkschen Corps am 16. October bei Möckern. — Scenen bei demselben. — Seltsame Todesahnnng eines russischen Rittmeisters. — Lebhaftes Gefecht des Generals Wassiltschikoff am 17. October. — Nächtlicher Ritt nach dem Hauptquartier der großen Armee in Rötha. — Das Schlachtfeld. — Deutsche Deserteure. — Gefecht des Sackenschen Corps am 18. October. — Muthige Gegenwehr der Polen. — Lebhafter Eifer der mit in das Gefecht gezogenen Theile des Yorkschen Corps. — Erstürmung der Halleschen Vorstadt von Leipzig am 19. October. — Verschiedene Scenen und Eindrücke während und nach der Erstürmung.

Am 15. October trafen von dem Fürsten Schwarzenberg, dem gemeinsamen Oberbefehlshaber der großen alliirten Armee, verschiedene Befehle bei uns ein, aus denen wir mit Recht schließen konnten, daß die große Entscheidungsschlacht schon in den nächsten Tagen stattfinden würde. Bei unserer schlesischen Armee stand das Corps des Generals von Sacken am ersten Tage in der Reserve, was diesem, dem es jetzt gar nicht entschieden genug vorwärts gehen konnte, anfänglich sehr unangenehm war.

Am Frühmorgen des 16. Octobers bei schlechtem,

kalten Wetter ging der Vortrab des Sackenschen Corps, bei dem ich mich befand, zuerst auf der Straße, die von Skeuditz nach Leipzig führte, vor. Vor uns marschirte mit lautem freudigem Gesang ein preußisches Infanteriebataillon des Yorkschen Corps. Wir waren noch nicht lange in Bewegung, da erscholl starker Kanonendonner vom großen böhmischen Heer, welches ungefähr in der Entfernung von zwei Meilen von uns sich befand; ein sicherer Beweis, daß der Kampf dort bereits heftig entbrannt war. Immer lauter wurde dieser Donner, und die Salven folgten so schnell auf einander, daß man die einzelnen Schüsse gar nicht mehr zählen konnte, sondern das Ganze einem unausgesetzten Rollen glich. Wer selbst als Soldat einen Feldzug mitmachte, der weiß, welch ganz eigenthümlichen Eindruck es erzeugt, wenn man aus der Ferne den heftigen Kanonendonner der Schlacht vernimmt und sonst gar nicht weiß ob und wann die Truppe zu der man gehört, an derselben theilnehmen wird. „Da geht es zu wie bei Eylau und Borodino und es giebt heute einen blutigen Tag, an dem mancher Mutter ihr Sohn die Erde küßt" sagten einige alte Grenadiere eines russischen Regiments, neben dessen Kolonnen ich gerade ritt, da der Kanonendonner immer lauter und lauter tosete, und selbst bei uns die Erde mitunter förmlich davon erdröhnte. Wohl hatten die erfahrenen Veteranen recht, der Tag sollte blutig genug werden. Da wir zur Reserve dienen sollten, so machten wir bald wieder Halt und die Soldaten verzehrten ihr karges Mahl, das bei der Mehrzahl aus trocknem, äußerst schlechtem Kommißbrod und einem kleinen Stücklein Speck

bestand. Schlechter Brandwein wurde auch unter sie vertheilt. Ich selbst war im Besitz einer großen Cervelatwurst, die mit Brod und Brandwein meine Mahlzeit am heutigen Tage bildete. Meinen dänischen Hengst den ich ritt futterte ich gut mit Brod, da ich hoffte, daß ich seine Kräfte heute noch stark in Anspruch nehmen würde.

Gegen drei Uhr Nachmittags erscholl auch vom Yorkschen Corps vor uns der erste Kanonendonner, der bald immer mehr zunahm. Gespannt lauschten wir Alle diesen Tönen, denn wir konnten jeden Augenblick erwarten, ebenfalls in das Gefecht zu kommen. Die Franzosen vertheidigten das Dorf Möckern mit ebenso viel Geschick wie Muth und der Kampf entbrannte daselbst immer heftiger. Es mochte wohl gegen 4 Uhr sein, da ward ich selbst zum Yorkschen Corps vorgeschickt, um zu sehen, wie es dort zuging. In dem Augenblick, als ich daselbst ankam, standen die Sachen nicht am Besten, denn nach einer verzweifelten Gegenwehr hatten unsere Truppen das Dorf Möckern, welches sie im ersten Anlauf größtentheils erstürmten, wieder räumen müssen. Unsere Verluste waren schon sehr groß und die Bataillone, welche bereits im Kampfe gewesen, hatten über die Hälfte ihrer Officiere verloren. Die preußische Brigade Steinmetz sah ich mit schnellem Sturmschritt sich in den Kartätschenhagel, den mehrere mit großer Umsicht auf einem Hügel neben dem Dorfe aufgefahrene feindliche Batterien ihr entgegenschleuderten, stürzen, um Möckern wiederzuerobern. Es gelang ihr nicht — das französische gut gezielte Geschützfeuer war zu verheerend — fast alle höheren Officiere der Bri-

gade wurden getödtet oder verwundet, und die Truppen mußten in und neben Möckern zurückweichen. Es war ein kritischer Augenblick, denn diese Brigade bildete die letzte Infanterie, welche General York hier zur Verfügung hatte. Das Gesicht desselben zog sich in finstere Falten, die Augen funkelten grimmig, aber fest und kalt entschlossen, als sei er aus Stahl geschmiedet, blieb er auch bei dieser Gefahr. Wahrlich wer den alten „Isegrim" jetzt vor Möckern sah, als er seine letzte Infanterie vergeblich vorgeschickt hatte, der mußte ihn hoch achten und ehren und unser preußisches Heer glücklich preisen, daß es noch solche Führer besaß, mochte er auch sonst von seinem schroffen Wesen persönlich verletzt worden sein.

Mit so fester Zuversicht, als besitze er noch die stärksten Reserven, befahl York jetzt seiner gesammten Kavallerie vorzurücken und sich auf die feindlichen Batterien zu werfen. Zwei Schwadronen der brandenburgischen Husaren, diese alten früher Zietenschen, nebst ihren freiwilligen Jägern, vom ritterlichen Major von Sohr befehligt, waren die erste Reiterei, die hier attaquirte. Mit Trompetensignal und lautem Hurrah stürzten sich die braven Husaren in den Pulverqualm, der Alles vor ihnen dicht verhüllte. Wie unendlich gern wäre ich mitgeritten, wenn mich nicht die Pflicht gefesselt hätte. In vollem Trabe kamen jetzt die brandenburgischen Ulanen, die lithauischen und westpreußischen Dragoner und trügt mich mein Gedächtniß nicht, auch die mecklenburgischen Husaren, angerückt, um den Major von Sohr mit seinen Schwadronen zu unterstützen. Eine prachtvolle Attaque, wie solche die-

ser Kavallerie für alle Zeiten zur Ehre gereichen wird, ward jetzt gemacht und selbst als Greis wird jeder Reitersmann, der an derselben theilnehmen durfte, sich dieser Stunde mit freudigem Stolz erinnern. Die feindlichen Truppen wurden über den Haufen geritten, die große Batterie, deren Geschütze so vielen Schaden angerichtet hatten, erobert und drei Quarrées der Infanterie, die mit seltenem Geschick schnell gebildet waren, zusammengehauen. Jetzt leuchteten des Generals von York Augen mit ganz anderem Glanze als vorhin, da seine letzte Infanterie geworfen war, obgleich er äußerlich eben so ruhig, kalt verschlossen und einsilbig blieb und nur die nöthigsten Befehle in aller Kürze ertheilte. Unsere Infanterie hatte sich inzwischen wieder etwas gesammelt und der General, den passendsten Augenblick auch mit richtigem Geschick erfassend, gab nun Befehl, daß Alles, was von Truppen nur noch irgendwie verfügbar war, die fliehenden Feinde verfolgen solle. Ob die Bataillone und Kompagnieen auch durcheinander gekommen waren, ob Ostpreußen neben Schlesiern, Mecklenburger neben Brandenburgern kämpften, es schadete jetzt nichts, nur Vorwärts hieß die Losung. Alle Tamboure, so viel deren noch vorhanden waren, schlugen den Sturmmarsch, ein lautes Hurrah ertönte und mit äußerster Aufbietung der letzten Kräfte ging es zur Verfolgung des eilig fliehenden Feindes. Mir ward jetzt die Weisung dem General von Sacken zu melden, die Preußen bedürften an diesem Tage der russischen Hülfe nicht mehr, sie hätten das Gefecht allein mit ihren eigenen Kräften siegreich beendet.

Furchtbar war aber der Verlust, den das Yorksche Corps in diesem Gefechte vor Möckern erlitt. Ganze Bataillone glichen in ihrer Stärke nur noch schwachen Kompagnieen und allein 7 Bataillonskommandeure waren erschossen und 2 höhere Stabsofficiere verwundet worden. Von den Soldaten und Subalternofficieren hatten der vierte Theil den Tod gefunden oder so schwere Wunden erhalten, daß sie für die nächste Zeit dadurch gefechtsuntüchtig waren. So hatten die alten russischen Grenadiere doch Recht gehabt, daß an diesem Tage „mancher Mutter ihr Sohn die Erde küssen werde." Aber was schadete dies, war doch für die preußischen Waffen wieder ein glänzender Ruhm erkämpft und für solchen Zweck kann das Heer schon große Opfer bringen, wenn freilich gar vielen einzelnen Familien herber Schmerz dadurch bereitet wird.

Als ich am Abend dem General von Sacken, der mit seinem Corps bis vor Radefeld vorgerückt war, die Meldung von dem was ich gehört und gesehen hatte, überbrachte, meinte er „Ihre Landsleute die Preußen schlagen sich ja teufelsmäßig, ich hoffe, daß am kommenden Tag für uns Russen auch noch etwas übrig bleiben wird."

Die Nacht war kalt und ein rauher Herbstwind strich über die weite Ebene, auf der Hunderttausende von tapferen Kriegern aller Völker Europas so dicht neben einander standen, und vom grimmigsten Hasse erfüllt darauf harrten am neuen Morgen den Blutkampf des gestrigen Tages mit frischen Kräften wieder zu beginnen. Wohin das Auge sich nur wandte flammten die Wachtfeuer hell empor und Obstbäume, Zäune und Häuser der Dörfer

mußten dazu dienen die Flammen derselben zu nähren, damit der Soldat sich seine karge Abendsuppe kochen und seine müden Glieder vor der rauhen Herbstwitterung einigermaßen schützen konnte.

Die russischen Soldaten des Sackenschen Corps, die an diesem Tage ziemlich gerastet hatten, waren noch lange munter und sangen um ihre Feuer gelagert die einförmig düsteren und doch dabei so wohl und weich klingenden Nationallieder, die fast allen slavischen Stämmen eigen sind. Solch ein Gesang der russischen Soldaten hat auf mich stets einen guten Eindruck gemacht und ich konnte oft Stunden lang demselben trotz seines sehr einförmigen Rythmus zuhören. Ich selbst hatte mich mit an ein Wachtfeuer gelegt, um das sich viele Officiere der Wassiltschikoffschen Reiterei versammelten. Ich zählte unter denselben mehrere warme Freunde, die ich theilweise schon von 1807 oder sonst von dem Feldzug von 1812 her kannte und hatte mit ihnen schon Manches an Freud und Noth, wie der Krieg dies mit seinem steten Wechsel mit sich bringt, ertragen. Besonders mit einem jungen Rittmeister der Husaren war ich näher befreundet geworden und wir Beide schlossen uns stets, wenn dies die Gelegenheit nur irgendwie erlauben wollte, aneinander an, schliefen in demselben Quartier oder häufiger noch an demselben Feuer. Er war ein geborener Liefländer, jung, hübsch, von frischem Lebensmuth beseelt, in allen ritterlichen Künsten wohlerfahren und ebenso geneigt Siege über Frauenherzen wie über Feinde zu erkämpfen. Als einziger Sohn einer reichen Adelsfamilie stand meinem Freund

eine glänzende Zukunft offen, er hatte sich bei Borodino bereits das Georgskreuz, welches in der russischen Armee damals mehr als ein Dutzend anderer glänzender Dekorationen galt, erworben; kurz es blieb ihm von den äußeren Gütern dieser irdischen Welt, fast nichts mehr zu wünschen übrig. Wie heiter und dankbar für sein Geschick war er aber auch, und selbst in den unangenehmsten Stunden dieses Feldzuges freute ich mich stets, wenn ich das muntere Gesicht meines Freundes sah, und sein lustiges Geplauder mitanhören konnte. Auch am heutigen Abend empfing er mich wie immer mit dem besten Humor, hatte mir einen kleinen Feldkessel voll Punsch aufgehoben, wir plauderten recht vergnüglich und ich mußte ihm von den Erfolgen des Yorkschen Corps und dessen großen Verlusten erzählen. „Ja Ihr Preußen holt Euch in diesem Kriege doch den meisten Ruhm" sprach er „aber ich gönne es Euch von ganzem Herzen, denn Ihr habt in den letzten 6 Jahren viel Böses ertragen müssen und habt Euch jetzt wieder gehörig herausgerappelt. Meine Familie stammt ja aus Deutschland und so wünsche ich auch, daß die Deutschen einmal wieder recht mächtig werden und ein Volk bilden, wozu Ihr Preußen den besten Kern abgebt. Ist es nicht eine Schande, daß da drüben — und damit wies er auf die lange Reihe der hellbrennenden feindlichen Wachtfeuer — noch so viele Deutsche stehen, und sich morgen mit Euch schlagen werden" fuhr er fort. Plötzlich aber, wie vom Schlage gerührt, hielt er inne, sein bisher frisch blühendes Gesicht ward ganz bleich, der Ton seiner Stimme veränderte sich und sehr ernst sah er mich an, und sprach

langsam „Auch mich wird morgen ein deutscher Soldat mit dem Pallasch gerade durch das Herz stoßen, das hat mir in diesem Augenblick eine innere Stimme die sicherlich nicht trügt, gesagt." Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich zu diesem so urplötzlich veränderten Benehmen des eben noch lebenslustigen und heiteren Officiers sagen sollte. Scherz konnte es von ihm nicht sein, denn dazu war sein ganzes Wesen zu ernst geworden und doch kam mir eine so schnelle und dabei bestimmte Todesahnung überaus seltsam vor. Jeder Soldat, der Feldzüge mitgemacht hat', wird aus Erfahrung wissen, daß Todesahnungen, die dann auch häufig in Erfüllung gehen, nicht zu den Seltenheiten gehören, aber so schnell und so bestimmt hatte doch wohl noch Niemand seinen Tod vorausgesagt. Ich wollte meinem Freunde einige Worte des Zweifels oder auch des Trostes sagen, er aber unterbrach mich und sprach „Laß es gut sein Kamerad und gieb Dir keine vergebliche Mühe. Es ist ganz bestimmt, daß ein deutscher Reiter mich morgen mitten durch das Herz sticht. Nun will ich noch einige Briefe an meine Eltern und an eine Dame in Petersburg schreiben und solche Dir morgen zur Besorgung übergeben." Ohne eine weitere Entgegnung abzuwarten, stand er auf und ging in ein Bauerhaus, in dem unser Generalstab so eine Art von Büreau etablirt hatte, um dort Platz und Material zum Schreiben zu suchen.

Diese seltsame Ahnung des Freundes und sein eigenthümliches Benehmen hatten mich so erregt, daß ich noch in mehreren Stunden den Schlaf nicht finden konnte.

Endlich forderte der ermüdete Körper sein Recht, ich wickelte mich in den großen starken Reitermantel, der mir bereits in Spanien und Rußland gute Dienste gethan hatte, streckte mich lang am Wachtfeuer hin und war bald in den tiefen Schlummer der Ermüdung gefallen.

Am anderen Morgen in aller Frühe erhielt das Sackensche Corps von unserem Obergeneral den Befehl das Yorksche Corps abzulösen, da Letzteres zu sehr geschwächt und durcheinander gekommen war, um ohne eine völlige Reorganisation sogleich wieder vor dem Feinde verwandt zu werden. Ich mußte zu diesem Zwecke mit einer Anfrage sogleich zu den Yorkschen Truppen reiten und konnte so meinen Freund den Husarenrittmeister nicht mehr sehen.

Jetzt beim Tageslicht konnte ich die furchtbaren Verluste, welche das Yorksche Corps am gestrigen Tage erlitten hatte, noch mehr erkennen. Es war wirklich entsetzlich wie Alles zusammengeschmolzen war, manche Infanteriebataillone wurden nur noch von Lieutenants geführt, da alle anderen Officiere derselben getödtet oder verwundet waren und ich mochte mich gar nicht mehr nach dem Schicksal der fehlenden Freunde und Bekannten erkundigen, denn die stete Antwort lautete „ist getödtet" oder „ist wegen schwerer Wunden in das Hospital geschickt worden." Und wie viele Soldaten und verhältnißmäßig noch mehr Officiere, liefen mit verbundenen Armen oder Köpfen umher, da ihr Eifer zu groß war, um nicht bei der Truppe zu bleiben, wenn ihre Wunden ihnen dies nur irgendwie gestatteten. Die 4 Brigaden dieses Corps waren so zu-

sammengeschmolzen, daß sie fortan nur 2 Divisionen unter den Befehlen der Generale Horn und Hühnerbein bilden sollten; ebenso wurden auch häufig aus 2 Bataillonen nur ein einziges gemacht. Das Gefühl des erfochtenen Sieges machte aber die preußischen Truppen trotz aller erlittenen Verluste, doch noch so kampflustig, daß der Befehl, sie sollten jetzt von dem Sackenschen Corps in der vordersten Linie abgelöst werden, theilweise mit Mißvergnügen aufgenommen wurde. Besonders die Kavallerie, die verhältnißmäßig lange nicht so wie die Infanterie gelitten hatte, war noch sehr kampflustig. Als die russischen Truppen bei den preußischen vorbeirückten um solche abzulösen, begrüßten sie Letztere mit lautem Hurrah, was von diesen freudig erwiedert wurde. Ueberhaupt war jetzt im Allgemeinen die Kameradschaft zwischen den Preußen und Russen ganz befriedigend und es herrschte in dieser Hinsicht ein ungleich besseres Verhältniß, als beim Beginn des Feldzuges.

Wir glaubten im schlesischen Heere alle ganz unbedingt, daß es auch am 17. October abermals zu einem heftigen Kampfe kommen würde und unser Obergeneral traf mit gewohnter Energie alle Vorbereitungen hierzu. Die braven Truppen des Sackenschen Corps brannten vor Kampflust und auch ihr Anführer konnte es gar nicht erwarten, daß der Befehl zum Angriff bei ihm eintreffe. Im Kriegsrath der hohen verbündeten Monarchen war es aber anders entschieden und man beschloß dort, daß der Hauptangriff aller Heere erst am 18. stattfinden solle. Warum dies geschah, habe ich mit meinem einfachen Ver-

stande niemals begreifen können, und ich glaube auch, daß meine meisten Kameraden von der schlesischen Armee, mögen es nun Preußen oder Russen sein, die gleiche Ansicht mit mir theilen. Wahrscheinlich lag die Schuld wieder an der Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Oesterreicher. Die einzelnen österreichischen Bataillone und Schwadronen fochten wie stets auch in den Feldzügen von 1813—14 mit großem Muthe und vielem Geschick und man konnte sich keine besseren Kameraden wünschen, als die meisten Officiere, unter den höheren Generalen aber gab es eine große Zahl die besser im Großvaterstuhl wie an der Spitze von Truppen gepaßt hätten; wie dies ähnlich bei uns Preußen 1806—7 der Fall gewesen war. Der Fürst Schwarzenberg war ein sehr ritterlicher Kavalier und ein echter Soldat durch und durch, dem ein Jeder, der ihn nur einmal sah, von ganzer Seele zugethan sein mußte, und sein Generalstabschef der General Radetzky, der später mit Recht so berühmt wurde, überaus tüchtig und energisch, aber was wollten sie Beide gegen die Uebermacht der Unfähigkeit wohl ausrichten.

Der General Blücher sandte am Morgen des 17ten October den russischen Truppen den Befehl die Feinde vom rechten Partheufer zu vertreiben. Die Reiterei unseres Corps, unter dem stets unternehmungslustigen und kühnen General Wassiltschikof, der sich bei jeder Gelegenheit auszeichnete, machte eine prächtige Attaque auf französische Kavallerie unter dem General Arrighi. In dem Augenblick, als die russischen Regimenter sich zum Angriff ordneten, bemerkte ich auch meinen Freund den Husarenritt-

meister, der die Attaque mitmachte. Fest und stolz wie immer saß er im Sattel seines edlen Rosses, aber bleich war sein Gesicht und ernst der Ausdruck seiner sonst so munteren Züge. „Lebewohl Kamerad, mein Bedienter hat die Briefe, welche Du den Meinen senden sollst" rief er mir noch zu, dann schmetterten die Trompeten und die Mariapolschen, Alexandrinischen und Weißrussischen Husarenregimenter rasselten ab. Ich konnte der Lust nicht widerstehen, mitzureiten, da mich doch für den Augenblick kein bestimmter Auftrag anderweitig fesselte. Unsere Kavallerie ritt ungemein herzhaft drein und die Officiere, welche mit Neid gehört hatten, wie sehr sich am gestrigen Abend die Reiterei des Yorkschen Corps ausgezeichnet hatte, riefen unaufhörlich ihren Leuten „Paschol, Paschol" zu. Die feindlichen Regimenter hielten den Stoß nicht aus, drehten bald um und rissen in eiligem Jagen in der Richtung nach Leipzig zu aus, während wir wie das Donnerwetter hinter ihnen dreinstürmten. Hin und wieder kam es bei dieser Verfolgung zu kleinen Handgemengen. Bei einem solchen war mein braver Rittmeister mit einem westfälischen Officier zusammengerathen und dieser, ein geschickter Fechter, hatte ihm seinen Säbel mitten durch das Herz gestoßen, so daß er sogleich entseelt vom Pferde stürzte. Wir fanden bei unserem Rückritt die Leiche des Erstochenen auf dem Felde liegen. In seiner Brust steckte noch der feindliche Stahl, den sein Gegner wohl nicht so schnell wie er wollte zurückziehen konnte, da die Klinge von der Gewalt des Stoßes ganz krumm gebogen war, so daß sie sich nur mit vieler Mühe aus der Wunde entfernen ließ.

Als ich den Säbel genauer betrachtete, fand ich auf dem Knopfe des Griffes das Wappen einer bekannten hessischen Adelsfamilie eingravirt. So war mein Freund, wie er es nur zu richtig vorausgesagt, doch nun von der Hand eines Deutschen getödtet worden.

Bei dieser Attaque auf die Reiterei des Generals Arrighi jagten wir in kühnem Eifer fast bis an die Vorstädte von Leipzig. Wir machten bei dieser Gelegenheit viele Gefangene und auch ich nahm einem französischen Eskadronchef seinen Degen ab. Unser Verlust war übrigens nicht unbedeutend, da wir beim Rückritt das Feuer einiger französischer Infanteriekolonnen, hinter deren Front wir fortgestürmt waren, mit aushalten mußten. Bei dieser Gelegenheit ward mir mein Gefangener, dessen Pferd ich am Zügel hielt, von einer französischen Kugel erschossen. In seinem Pistolenhalfter fand ich mehrere Briefe und Tagebücher, die für seine Gattin, die, der darin befindlichen Adresse nach, auf einem Schlosse in Savoyen wohnte, bestimmt waren. In Naumburg gab ich später diese Briefe auf die Post, ebenso auch diejenigen, welche mir der Bediente meines gebliebenen Freundes eingehändigt hatte. Ob beide Packete, das eine nach Savoyen, das andere nach Liefland bestimmt, richtig angelangt sind, ist bei dem damals sehr mangelhaften Postenlauf freilich zweifelhaft; ich aber hatte wenigstens meine Schuldigkeit gethan. Das erbeutete Pferd, ein großes, aber schon hart mitgenommenes Thier, vertauschte ich an einen russischen Stabsofficier für einen starken Kosackengaul, so daß ich nun drei Reitpferde von der donischen Race besaß. Für

einen Feldzug, in dem es viele Strapazen giebt, eignen sich diese Kosackenpferde vortrefflich, sonst freilich haben sie manche Schönheitsfehler.

Während die Reiterei des Generals Wassiltschikoff diesen überaus kühnen Angriff machte, eine der besten Attaquen, die ich jemals von russischer Kavallerie ausführen sah, war die Infanterie des Sackenschen Corps ebenfalls nicht unthätig geblieben. Der General war auf dem rechten Flügel vorgegangen und bald auf die polnische Division Dombrowsky gestoßen. Ehre dem Ehre gebührt und wenn es auch mein Feind ist, und so muß ich gestehen, daß die Polen sich hier mit dem glänzendsten Muthe schlugen und die Angriffe der Russen, trotz der weit überlegenen Zahl derselben, wiederholt zurückschlugen. Endlich freilich mußten sie weichen, marschirten aber in guter Ordnung zurück und setzten sich in der Nähe von Leipzig wieder fest. Wenn Polen und Russen in diesem Kriege aufeinander stießen, so kämpften sie stets mit grimmiger Wuth und gaben sich selten Pardon, so tief war damals der Haß zwischen diesen beiden, sich theilweise so ähnlichen und doch auch wieder so sehr verschiedenen Nationen.

Der General von Blücher wollte nun mit seinem ganzen Heere die Erfolge dieses Morgens weiter fortsetzen und machte alle Anstalten über die Parthe zu gehen und Leipzig von dieser Seite anzugreifen, als plötzlich aus dem großen Hauptquartier der Befehl anlangte, alle weiteren Feindseligkeiten für diesen Tag gänzlich einzustellen. Unser Alter fluchte und brummte zwar gewaltig und ge-

brauchte manche derbe Ausdrücke über hohe Persönlichkeiten, was half dies aber, er mußte sich schon fügen. So ward denn auch hier das Gefecht abgebrochen und die Truppen bivouakirten auf den Plätzen die sie gerade besetzt hielten.

Ich für meine Person hatte am 17. October weiter keine sonderlichen Geschäfte und da mein vieljähriges Feldleben mir gezeigt, daß es recht gut ist, wenn man vorher tüchtig ausgeschlafen hat, indem man niemals weiß, ob in den nächsten Tagen wieder Zeit zum Schlafen gefunden wird, so verschlief ich fast den ganzen Nachmittag und Abend. Aus Mantel und Sattel hatte ich mir unter einem eroberten französischen Pulverkarren ein Lager gemacht und mochte nun auch noch so viel Lärm um mich her sein und Regimenter auf und abmarschiren, ich schnarchte so ruhig fort, als läge ich im weichsten Bette des traulichsten Schlafzimmers. Gegen Abend weckte mich mein Bursche mit einer kräftigen Suppe, die freilich aus dem Fleisch von einem erschossenen Pferde gekocht war. Es ist ein großer Unsinn, Vorurtheile gegen das Essen von Pferdefleisch zu hegen, ich selbst habe solches wiederholt genossen und mich stets ganz wohl dabei befnnden. So ein Braten von einem jungen, kräftigen Pferde, über dem Bivouakfeuer am Spieße geschmort, und dazu ein Stück Kommißbrod und einen gehörigen Schluck Kornbrandwein, eine bessere Mahlzeit bedarf der Soldat im Felde niemals um stets frisch und bei Kräften zu bleiben.

In den nächtlichen Stunden vom 17. auf den 18. October begleitete ich einen russischen Officier, den der Ge-

neral von Sacken in das große Hauptquartier gesandt hatte, auf diesem Ritt. Die Nacht war dunkel und kalt und ein scharfer Wind, der die dichten Regenwolken zu vertreiben schien, so daß wir für den kommenden Tag klares Wetter erwarten konnten, strich über die weite Leipziger Ebene. Tausende von Wachtfeuern brannten überall und selbst am fernen Horizont konnte man den Schein derselben entdecken; ein Zeichen, daß sich auch dort ein Theil der 400,000 Streiter, die hier in dem Umkreise einiger Meilen zusammengedrängt waren, gelagert hatte. Aus der Stadt Leipzig, deren dunkle Häusermasse man deutlich erkennen konnte, scholl ein dumpfes Getöse zu uns herüber und es schien, als wolle man die ganze Nacht dort an der Verstärkung der Befestigungswerke arbeiten. Auch auf den Thürmen brannte Licht, als wenn daselbst Officiere mit Nachtferngläsern aufgestellt wären. Ueberhaupt war in der Gegend, in der sich das französische Heer gelagert hatte, viel Leben und Geräusch bemerkbar. Man konnte den Tritt verschiedener Kolonnen, das Rasseln der Geschützräder, ja mitunter auch Trommelschall und Trompetensignale vernehmen. Wir kamen übrigens einmal den feindlichen Vorposten so nahe, daß ich die um das Wachtfeuer gelagerten einzelnen Gestalten ganz deutlich erkennen konnte. Zahlreiche Deserteure, fast lediglich Deutsche, namentlich Sachsen und Badenser, seltener Italiener und Polen, aber fast niemals geborene Franzosen, kamen von den feindlichen Heeren zu uns herüber. Sie sagten übereinstimmend aus, daß Napoleon noch an 160—180,000 Mann Truppen habe, fest entschlossen

sei es auf die Entscheidung einer Schlacht ankommen zu lassen und nicht schon jetzt den Rückzug anzutreten — eine Ansicht, die im verbündeten Heere vielfach verbreitet war — und an Munition noch großer Vorrath, an Lebensmittel aber ein entschiedener Mangel sei. Alle deutschen Deserteure versicherten, es herrsche unter ihren Truppentheilen die größte Unlust sich noch fernerhin für die Sache Napoleons zu schlagen, und es würden am morgenden Tage noch ganze Regimenter zu uns übertreten.

Auf dem Schlachtfelde herrschte noch viel Leben. Mit Fackeln versehen gingen Militairärzte umher, um den zahlreichen Verwundeten, die noch an dem Platze des heutigen Gefechtes umherlagen, wo möglich Hülfe zu bringen. Auch der zahlreiche Troß von Plünderern, Marodeuren und Gesindel aller Art, der sich leider stets nur zu zahlreich, den großen Heeren anzuschließen pflegt, und sogleich auf die verlassenen Schlachtfelder eilt, fehlte nicht und plünderte und stahl wo er nur konnte. Ein Kerl, mit einem so recht konfiscirten Gaunergesicht, ich glaube es war ein Jude aus Böhmen, war so eben von einem preußischen Militairarzt dabei ertappt worden, daß er einem verwundet daliegenden russischen Officier mit einem Messer die Kehle abgeschnitten hatte, um ihn zu berauben. Wir machten mit dem Schuft kurzen Proceß und ließen ihn sogleich von zwei Kosacken erschießen. In seinem Leibgurte fanden sich eine Menge Goldrollen, die wahrscheinlich die Kosacken als gute Beute für sich behalten haben, wenn auch freilich der Befehl ertheilt ward, solche an die Kriegs=

kasse abzuliefern. Doch wo giebt ein Kosack wohl etwas wieder heraus was er einmal gepackt hat!

Der Fürst Schwarzenberg, an den unser Auftrag lautete, hatte sein Hauptquartier in Rötha, wo auch der Kaiser Alexander, der es überhaupt von allen Monarchen am Meisten liebte, sich in der Nähe des Kampfplatzes zu befinden, sein Nachtlager genommen hatte. In dem Dorfe herrschte viel Lärm und Verwirrung, wie dies in der Regel bei solcher Veranlassung der Fall ist. Ich traf zufällig einige mir von Wilna her näher bekannte junge russische Officiere, es gesellte sich noch ein sehr angenehmer ungarischer Rittmeister zu uns und wir verplauderten die zwei Stunden, die es währte, bis der Befehl, den mein Begleiter zurückbringen sollte, fertig war, ganz angenehm. Die russischen Officiere hatten guten Thee und Rum, und dazu Zwieback und bewirtheten uns sehr gastfreundlich, wie dies überhaupt ihre liebenswürdige Sitte ist.

Der Morgen des blutigsten Tages, den die Geschichte Deutschlands überhaupt kennt, war bereits angebrochen, als ich zum General von Sacken zurückkehrte. Es versprach ein schöner, heller, frischer Herbsttag zu werden, ganz geeignet zu der schweren Arbeit, die uns Allen bevorstand. Mit der großen Anspruchslosigkeit und dem Mangel von jeglichem Egoismus, der ihn überhaupt so sehr charakterisirte, hatte unser alter Blücher dem Kronprinzen von Schweden für den heutigen Tag das ganze Langeronsche Corps abgetreten, um ihm dadurch jeglichen Vorwand zur Unthätigkeit, den er sich sonst gewiß gesucht hätte, zu neh-

men. „Der verdammte französische Racker geht mich sonst nicht vorwärts, und ob ich oder er nu den Langeron hat, bleibt sich einerlei, wenn wir man die Franzosen klopfen", hatte Blücher zu einem russischen Stabsofficier, der ihm Vorstellungen über diese Abtretung des bedeutendsten Corps seines Heeres machte, geantwortet. Da unser Obergeneral somit nicht viele Truppen zur freien Verfügung hatte, so konnte er auch nicht so energisch mehr in den Gang der Schlacht eingreifen, wie er dies sonst unzweifelhaft gethan haben würde. Ich bin fest überzeugt, hätte das schlesische Heer am 18. October noch 60,000 Mann statt 30,000 gehabt, wir wären noch an demselben Abend in Leipzig eingedrungen. Welch ganz andere Wendung hätte der Krieg dann angenommen und wie viel Blut wäre dadurch erspart worden. Ich traf unseren „Marschall Vorwärts" gegen 8 Uhr auf dem kleinen Windmühlenberg bei Mockau haltend, von wo man die ganze Gegend noch am Besten übersehen konnte. Er war sehr guter Laune, dampfte aus seiner Thonpfeife, wie er solche so sehr liebte und sagte nun lachend „Fritze heute wird es ein guter Tag und ganz anders wie da vor 7 Jahren bei Auerstedt, wo uns die Kerle so gehörig durchklopften." „Na det Brüüden geiht um" (das Necken geht um, ein bekanntes mecklenburgisches Sprichwort, wie denn der General Blücher es überhaupt mitunter liebte, einzelne plattdeutsche Worte zu gebrauchen).

Gegen 9 Uhr Morgens ertönte der erste Kanonendonner von der böhmischen Armee. „Aha, Kamerad Schwarzenberg ist schon munter und sagt den Franzosen

seinen guten Morgen, na denn müssen wir auch man den Anfang machen und zeigen, daß wir ebenfalls schon auf sind", scherzte der Alte und gab einem russischen Officier die Ordre, dem General von Sacken den Befehl zum Angriff gegen das Vorwerk Pfaffendorf zu überbringen. Der General von York sollte mit seinem sehr zusammengeschmolzenen Corps, dessen Reorganisation inzwischen am 17. nothdürftig geschehen war, von Wahren, wo er den letzten Tag gestanden hatte, aufbrechen und zwischen Gohlis und Eutrisch Stellung nehmen, um den Sackenschen Truppen nöthigenfalls zur Reserve zu dienen. „Auf den ist Verlaß, der läßt Euch nicht in Stich und beißt Euch schon heraus, wenn es ja nothwendig sein sollte," sagte mir der General von Blücher noch, als er mir den Befehl ertheilte an Sacken die Meldung zu machen, daß das Yorksche Corps ganz nahe an ihn heran zur Reserve vorrücken und ihm in jedem Fall zur Unterstützung dienen würde. Die russische Infanterie unter dem General Neverowsky stürmte zuerst gegen Pfaffendorf vor, während die Regimenter Kamtschatka und Ochotsky von Gohlis her, vordringen sollten. Polnische Truppen von der Division Dombrowsky, diese alten muthigen Gegner vom gestrigen Tage her, dann eine Abtheilung alter französischer Garde und zahlreiche Artillerie stand uns hier gegenüber und wir konnten daher auf einen hartnäckigen Widerstand gefaßt sein. Der ward uns denn auch in der That und obgleich es die russischen Soldaten wahrlich nicht an Muth fehlen ließen, so wollte der Angriff doch nicht gelingen. Die Franzosen sind ungemein geschickt, koupirtes

Terrain gut zu benutzen und Häuser, Gärten und Dörfer muthig zu vertheidigen und waren hierin den Russen zu damaliger Zeit weit überlegen, dies zeigte sich auch jetzt in sehr bemerklicher Weise. Vergebens setzten sich die russischen Stabsofficiere in diesem Gefechte aufs Aeußerste den feindlichen Kugeln aus, die Viele von ihnen, und darunter auch den Divisionskommandeur Neweroweky zusammenschmetterten, es wollte trotzdem nicht vorwärts gehen und wir vermochten Pfaffendorf nicht zu erobern. Besonders vom Rosenthal und aus der Halleschen Vorstadt eröffneten die Franzosen mit großem Geschick ein ungemein verheerendes Kanonenfeuer gegen uns und der hier kommandirende Marschall Marmont zeigte, daß er ein tüchtiger Artilleriegeneral sei. Von allen Seiten des großen Schlachtfeldes fingen jetzt Kanonendonner und Flintengeknatter immer heftiger zu ertönen an, überall stiegen dichtere Rauchwolken auf und verkündeten, daß der große Völkerkampf immer heftiger sich entwickelte. Die Schlacht in ihrem ganzen ungeheuren Umfange hatte bereits begonnen, in fünf starken Sturmkolonnen stießen unsere verbündeten Heere gegen die immer enger an Leipzig herangedrängten Franzosen – Europas Geschick für ganze Decennien sollte in den nächsten Stunden entschieden werden. Die Feinde vertheidigten sich auch diesmal wieder ganz vortrefflich, denn Napoleon, dieser große Soldatenkaiser, war ja in ihrer Mitte. Durch all das Kanonengebrüll und Kampfgetobe habe ich wiederholt den Schlachtenruf „vive l'empereur", mit dem die nationalfranzösischen Truppen stets in die Linie rückten, ganz deutlich vernehmen können. Wahr-

lich ich habe Napoleon aus tiefster Seele gehaßt, wie dies jeder Deutsche thun muß, aber um die Begeisterung, welche seine nationalfranzösischen Truppen trotz der ungeheuren Opfer, die er stets von ihnen forderte, oft mitten im heftigsten Kampfe ihm bezeigten, habe ich ihn sehr beneidet.

Es war dem General von Sacken, der bei jeder Gelegenheit einen sehr rühmlichen Ehrgeiz bewies, äußerst unangenehm, daß die russischen Truppen jetzt allein für sich Pfaffendorf nicht zu erobern vermochten. So lange es nur irgend gehen wollte, suchte er den Angriff seiner Bataillone fortzusetzen und ritt selbst wiederholt in das heftigste Geschützfeuer hinein, so daß die Kugeln von allen Seiten um uns einschlugen und mehrere Pferde und auch Soldaten der Eskorte getödtet wurden. Eine feindliche Kanonenkugel fuhr unter dem Bauch meines donischen Hengstes durch, so daß das erschreckte Thier sich hoch aufbäumte, setzte dann auf einen Prellstein dicht daneben auf und schmetterte nun einen Ordonnanzkosacken mit sammt seinem Pferde zusammen.

Die Feinde drängten jetzt so lebhaft vor und besonders die Polen von der Division Dombrowsky, fast lauter altgediente Soldaten, die schon in Spanien gefochten hatten, kämpften so geschickt, daß wir in Gefahr geriethen, auch das Dorf Gohlis wieder zu verlieren. In diesem kritischen Augenblick mußte der General von Sacken sich zuletzt doch entschließen den hinter ihm stehenden General von York um Unterstützung zu bitten. Schnelligkeit und Entschiedenheit besaß Letzterer stets in hohem Grade und kaum hatte Sacken um Hülfe gebeten, so erhielt auch der Ge-

neral von Horn schon Befehl mit 4 Bataillonen im Eilschritt vorwärts zu gehen. Solch einen Befehl ließ sich unser Horn, dieser Held ohne Furcht und Tadel, nicht zweimal geben.

„Frisch auf ihr Jungens, unsere tapferen Kameraden die Russen da vorne brauchen unseren Beistand" rief er dem Füselierbataillon des Leibregiments zu und mit einem lauten Hurrah ward diese Anrede aufgenommen. Dies Bataillon und das ostpreußische Füselierbataillon rückten nun im Sturmschritt gegen Gohlis vor, während zwei ost- und westpreußische Grenadierbataillone als Reserve auf einer Höhe hinter dem Dorfe aufmarschirten. Sollte dies aber nicht genügen, so war der General von York dazu erbötig, noch andere Truppen vorrücken zu lassen.

Als der General von Sacken die Flügelhörner der Füseliere hörte und sah mit welcher Eile dieselben anmarschirten, sagte er laut, „daß man sich stets auf die Preußen verlassen könne, wußte ich bereits, aber die Schnelligkeit, mit der sie jetzt zu uns gekommen sind, ist in der That bewundernswerth." Das Kamtschatkasche Infanterieregiment, welches schon sehr arge Verluste erlitten hatte, begrüßte die ostpreußischen Füseliere mit lautem Hurrah, was diese mit „Wir kommen schon ihr Russen und wollen Euch gut helfen" beantworteten.

Bald stießen nun auch unsere Truppen auf den Feind und ein heftiger Kampf begann. Ein französisches Gardebataillon marschirte mit lautem „vive l'empereur" vor, kaum hörten unsere Füseliere diese ihnen verhaßten Töne, so brachen sie wie von selbst in den einstimmigen Ruf

„Hoch unser König Friedrich-Wilhelm" aus, stürmten dann gegen den Feind vor und drängten solchen wieder zurück. Dieser Ruf unserer braven Soldaten mitten im heftigsten Gefecht machte einen so freudigen Eindruck auf mich, daß ich solchen niemals wieder vergessen werde. So muß es sein, mitten im Kanonendonner und Schlachtenlärm müssen Preußens Krieger stets den Namen ihres Königs ertönen lassen, und dann mit freudigem Muthe zu Ehren desselben vorwärts stürmen, was für ein Feind ihnen auch gegenüberstehe. Nur wenn dies stets geschieht, wird unser Vaterland mächtig und von Allen gefürchtet sein.

Da das Dorf Gohlis jetzt durch diese beiden preußischen Bataillone hinlänglich gesichert war, so ließ um drei Uhr Nachmittags der General Sacken seine Truppen abermals gegen Pfaffendorf vorrücken. Nach langem Kampfe gelang es endlich einigen Bataillonen bis in die Mitte dieses weitläuftigen Gehöftes vorzudringen. Die Franzosen beschossen aber von ihren im Rosenthal sehr zweckmäßig angelegten Batterien, diesen Platz mit solcher Wirkung, daß die Unseren ihn auf die Länge nicht zu halten vermochten, sondern nach einigem Aufenthalt wieder räumten. Bei dieser Gelegenheit ging ein großes Gebäude, in welchem einige hundert französische-, aber auch polnische und russische Verwundete lagen, in Flammen auf. Es war ein furchtbarer Anblick, wie diese Unglücklichen sich zu retten versuchten, häufig dies aber wegen ihrer Schwäche oder zerschmetterten Glieder nicht mehr vermochten, und dann den qualvollen Tod des Verbrennens erleiden mußten. Viele russische Soldaten trotzten zwar den Flammen wie

den feindlichen Geschützkugeln, die häufig in das brennende Gebäude einschlugen, und drangen in den Qualm hinein, um wenigstens ihre dort liegenden verwundeten Kameraden zu retten, doch wollte ihnen dies nicht immer gelingen und es fanden Manche der Retter selbst bei ihrem edelmüthigen Werke den Tod. Von den Verwundeten kamen Einzelne oft nur mit einem Hemde bekleidet, von Rauch geschwärzt, mit eiternden Wunden, von denen der Verband jetzt abgefallen war, zu uns gehinkt; ein ebenso trostloser, wie Mitleid erregender Anblick. Einen jungen polnischen Officier, dem Nase, Kinnbacken und das eine Auge durch einen Schuß fortgerissen war und der trotz dieser gräßlichen Wunde doch noch mit seltener Zähigkeit am Leben hing, nahm ich eine Zeit lang vor mir auf den Sattel, um ihn in unsere Ambulance zu bringen. Da mir auf dem Wege dahin ein anderer Befehl zukam, so übergab ich einem leicht verwundeten russischen Soldaten meinen Schützling um ihn weiter zu führen. Kaum waren Beide einige Schritte von mir entfernt, als eine Kanonenkugel, die aus einer im Rosenthal aufgefahrenen französischen Batterie kam, sie so zerriß, daß die blutigen Fetzen ihrer Körper förmlich umherflogen. Dies in Flammen stehende französische Lazareth bei Pfaffendorf bot mit den schrecklichsten Anblick dar, der mir während meines ganzen kriegerischen Lebens jemals zu Theil wurde.

Die russischen Truppen unterhielten nun bis gegen Abend mit den uns gegenüberstehenden feindlichen noch ein ziemlich lebhaftes Tirailleurgefecht, wobei übrigens auf

beiden Seiten nicht allzuviel herauskam. Einem Jäger-bataillon gelang es später von Gohlis aus, über die Pleiße in das Rosenthal einzubringen, doch vermochte dieser Platz auf die Länge nicht behauptet zu werden und mußte nach kurzer Frist wieder geräumt werden.

Die im October schon ziemlich früh eintretende Dunkelheit machte endlich dem blutigen Kampfe auf allen Seiten des Schlachtfeldes ein Ende. Sieger waren zwar die verbündeten Truppen überall gewesen und die Erfolge, die wir errungen, konnten die ungeheuren Opfer, welche sie gekostet hatten, schon ausgleichen; unsere Hoffnung aber, schon an dem Tage in Leipzig einzurücken, ward leider nicht erreicht und doch wäre dies bei einer kräftigeren und energischeren Leitung aus dem großen Hauptquartier sehr wahrscheinlich möglich gewesen. Der Hauptfehler, der begangen wurde, lag darin, daß die 5 großen Sturmkolonnen der verbündeten Heere nicht zu gleicher Zeit vorrückten und dann Alle rücksichtslos auf das eine gemeinsame Ziel: Leipzig, zustürmten. Wäre dies geschehen, so hätten wir trotz der seltenen Geschicklichkeit, mit welcher Napoloeon auch an diesem Tage wieder zu manövriren wußte und der Tapferkeit, die seine polnischen und französischen Truppen zeigten, bei unserem großen numerischen Uebergewicht Leipzig schon am 18. October erobern müssen. Ich will dem Fürsten Schwarzenberg gewiß hierdurch keinen Vorwurf machen, denn die Aufgabe, die ihm in diesen Tagen zu Theil wurde, war die schwerste die wohl jemals einem Feldherrn zugemuthet ward, und die Art wie er sich, trotz der Hemmnisse die

ihm von allen Seiten entgegenstanden, derselben erledigte, verdient gewiß den allgemeinsten Dank.

Am Abend des 18. erhielt das Corp des General York plötzlich noch den Befehl gegen Halle abzurücken, um dem Feinde die Straße über Merseburg abzuschneiden. Die beiden in Gohlis stehenden Bataillone mußten sich diesem nächtlichen Marsche ebenfalls anschließen, obschon sie sehr ermüdet waren. Die russischen Truppen riefen ihnen einen lauten Dank nach für ihre so sehr schnelle und rechtzeitige Hülfe. Bei dem Yorkschen Corps, zu dem ich ebenfalls am Abend noch hinritt, da ich einen Bekannten dort zu sprechen wünschte, fand ich zwei leichte sächsische Regimenter Kavallerie, die übergegangen waren, und hörte, daß andere sächsische und württembergische Regimenter ebenfalls die feindlichen Reihen verlassen hatten. Es war erfreulich, daß von jetzt an wenigstens nicht so viele Deutsche mehr gegen Deutsche zu kämpfen brauchten, sonst aber hatten diese Truppen etwas lange auf sich warten lassen und in militairischer Hinsicht konnte uns nach den ungeheuren Erfolgen, die wir nun schon erreicht hatten, ihre Hülfe ziemlich gleichgültig sein. Ob jetzt nach dem Leipziger Siege ein Paar tausend Sachsen und Württemberger sich noch bei den Franzosen befanden, änderte im Gange der Verhältnisse nicht das Mindeste mehr, während es von ungemeiner Bedeutung gewesen wäre, wenn sich solche sogleich beim Beginn des Feldzuges von 1813, unserer gerechten Sache angeschlossen hätten.

Die Nacht vom 18. auf den 19. October verbrachte ich in einem Bivouak unweit Gohlis. Ich hatte den gan-

zen Tag nichts genossen und war sehr ermüdet, daher mir ein Gericht von Aepfeln, Kartoffeln und Brod, welches mir ein Bedienter in einem Feldkessel am Bivouakfeuer kochte, ganz vortrefflich schmeckte und ein fester Schlaf auf harter Erde mich zu neuer Thätigkeit stärkte.

Am Morgen des 19. Octobers war ich zeitig wieder im Sattel, trank einen Schluck Brandwein aus der Feldflasche, aß dazu ein Stücklein Speck, denn Brod war nicht aufzutreiben und trabte dann mit einem Befehl zu unserem Obergeneral. Wir wußten sicher, daß wir an diesem Tage noch als Sieger in Leipzig einziehen würden, aber eben so sicher auch, daß uns vorher eine blutige Arbeit erwartete, denn die Feinde vertheidigten sich noch mit der allergrößten Hartnäckigkeit. Schon um 9 Uhr konnten wir vom böhmischen Heere eine starke Kanonade vernehmen und bald entbrannte auch auf unserer Seite ein heftiger Kampf. Ich befand mich bei den russischen Jägern, welche Pfaffendorf, wo am Abend vorher so heftig gekämpft war, erstürmen sollten. Die französische Division Durutte vertheidigte sich hier mit einem Muthe, der gar nicht größer sein konnte und es währte lange bis unsere Truppen einen entschiedenen Erfolg errungen hatten. Im zerstreuten Einzelgefecht, wo es nicht allein auf Muth und Disciplin, sondern auch auf selbstständige Umsicht der Soldaten so sehr ankommt, konnte sich die russische Infanterie selten rascher Erfolge erfreuen.

Im Verein mit den Truppen des Langeronschen Corps, welches sich überhaupt in der Schlacht bei Leipzig so große Verdienste erworben hat, gelang es endlich die Franzosen

vollständig zu vertreiben, und in die Vorstädte von Leipzig einzudringen. In allen Gärten, Häusern, Höfen und Straßen wurde jetzt theilweise mit der äußersten Erbitterung gekämpft. Der Feldmarschall Blücher, der sehr gern den Ruhm haben wollte, mit seinem Corps die Stadt zuerst zu besetzen, befand sich persönlich mit an der Spitze einer Sturmkolonne, die aus den Regimentern Ekatharinenburg, Rilsk, Polotzk, Alt-Ingermannland und Archangel gebildet war, und ließ sein beliebtes „Vorwärts, vorwärts Ihr braven Russen, man immer frisch druf und gebts ihnen gehörig" erschallen. Es war ein ungewöhnlich heftiges Kämpfen hier und ebenso blutig wie das schlesische Heer bei Möckern die Schlacht bei Leipzig begonnen hatte, beschloß es solche auch jetzt durch diese Erstürmung des fest verbarrikadirten Halleschen Thores. Das Regiment Ekatharinenburg, welches sich 1812 bei Borodino so sehr ausgezeichnet hatte, war jetzt das Erste was durch das Thor in die Gerbergasse eindrang, bald folgten auch Soldaten von Alt-Ingermannland und Archangel. Aber immer noch kämpften die Feinde, von Ergebung und Strecken der Waffen war keine Rede, und auch Gefangene wurden wenige gemacht, denn unsere erbitterten Soldaten schlugen Alles, was sie erreichen konnten, schonungslos nieder. Es kamen gar häufig Scenen des erbittertsten Kampfes vor. So entsinne ich mich noch, daß ein großes Haus in der Gerbergasse von polnischen Soldaten stark besetzt war, welche ein sehr heftiges Feuer gegen unsere Truppen unterhielten. Eine Compagnie des Regiments Archangel stürmte mit dem Bajonnett darauf los, allein

im Augenblick hatten die drei Officiere derselben so schwere Verletzungen erhalten, daß sie dadurch gefechtsuntüchtig wurden. Die ihrer Führer beraubten Soldaten gingen nun etwas in Unordnung zurück, sammelten sich jedoch sogleich wieder und schlossen sich einer anderen vorrückenden Compagnie an. Nach mehrfachen Verlusten gelang es endlich den russischen Sappeurs, die verbarrikadirten Thüren einzuschlagen und so den Soldaten den Eingang zu öffnen. Der General von Sacken sandte mich sogleich in dies Haus, um weitere Mordscenen zu verhindern, und in seinem Namen den russischen Soldaten zu befehlen, den Feinden Pardon zu geben, wenn sie die Waffen niederlegen wollten. Nur mit vieler Mühe und Gefahr gelang mir der Eingang, denn die untere Hausflur war von kämpfenden russischen Soldaten angefüllt, während sich die Polen schon eine Treppe höher geflüchtet und das Treppenhaus mit Mobilien, durch deren Lücken sie nun auf uns herabschossen, verrammelt hatten. Viele feindliche Leichen lagen übrigens bereits vor der Hausthür, auf dem Flur, der Treppe, in den unteren Zimmern und auf dem Hofe, wie auch von unseren Soldaten viele getödtet oder mehr oder minder schwer verletzt waren. Es bedurfte großer Anstrengung und ich mußte den hier befehligenden russischen Hauptmann persönlich im Namen des Generals von Sacken dafür verantwortlich machen, um unsere erbitterten Soldaten endlich vom ferneren Kampfe abzubringen. Mit einem weißen Tuche wehend, stieg ich nun die Treppe hinauf und rief dem kommandirenden polnischen Officier zu — es schien ein älterer Major zu sein

— „er möge im Namen des Generals von Sacken Pardon annehmen.“ „Niemals ergebe ich mich einem Russen, fort oder ich laß auch auf Sie schießen“ brüllte mir dieser mit dem Tone der höchsten Wuth entgegen. Kaum war ich einige Schritte zurückgesprungen, so schossen die Polen, eine Kugel riß mir die Mütze vom Kopfe und mehrere russische Soldaten wurden getroffen. Jetzt war der fernere Kampf nicht mehr zu verhindern. Die ergrimmten Russen erstürmten die Treppe, drangen in die oberen Stockwerke ein und stachen nach verzweifelter Gegenwehr alle Feinde mit dem Bajonnett zusammen. Es sollen — wie mir später der hier kommandirende Hauptmann vom Regiment Archangel erzählte — in diesem Hause allein 35 Feinde getödtet sein, während 11 russische Soldaten dabei erschossen und 17 verwundet wurden.

Mit lautem Hurrah und schlagenden Tambouren, blasenden Hornisten; kurz mit allen möglichen Lärm, der nur gemacht werden konnte, drangen wir nun immer weiter vor und kamen bald auf dem „Fleischerplatz“ an, wo eine Menge zusammengefahrener Munitionskarren, Geschütze, gekoppeltes Schlachtvieh, uns den Weitermarsch versperrte. Der feindliche Widerstand hatte nach und nach ganz aufgehört; was von den Feinden nicht getödtet war, floh in wilder Eile oder warf von selbst die Waffen fort und bat um Pardon. Wir Officiere hatten genug zu thun, ihnen diesen zu verschaffen, denn die vom Sturm erhitzten und wüthenden russischen Soldaten, zeigten anfänglich große Lust Alles schonungslos zu tödten. Ein Adjutant des Kaiser Alexander von Rußland kam jetzt

angesprengt und machte alle Corpsbefehlshaber persönlich dafür verantwortlich, daß ihre Truppen nicht in den Häusern plünderten oder sonst Brutalitäten gegen die Einwohner ausübten. Dieser Befehl war sehr schwer durchzuführen, denn bei dem Sturm waren die verschiedenen Truppentheile durcheinander gekommen und die Officiere hatten ihre Leute nicht beisammen. Wir mußten häufig absitzen und in die Häuser dringen, um die darin befindlichen Plünderer mit flachen Säbelhieben daraus zu vertreiben. Der General von Sacken ließ einem Ordonnanzkosacken, den er plündernd in einem Hause bemerkt hatte, 50 Hiebe mit dem Kantschuh aufzählen. Selbst einen Trupp ostpreußischer Landwehrsoldaten vom Bülow'schen Corps, die ich in einem Materialwaarenladen plündernd gefunden hatte, konnte ich nur durch tüchtige flache Säbelhiebe daraus entfernen; ließ auch 2 Kerle, die sich meinem Befehle widersetzen wollten, durch Kosacken arretiren und an ihr Bataillon abliefern. Bei der großen Menge roher Menschen, die sich auch in dem besten Heere befinden, wird man im Kriege, wo ohnehin Alles schon mehr zur Entfesselung wüster Leidenschaften geneigt ist, niemals ohne sehr strenge körperliche Strafen, die wo möglich auf frischer That folgen müssen, die nöthige Disciplin erhalten können; dies ist meine feste Ueberzeugung, obgleich ich sonst ein entschiedener Anhänger einer humanen Behandlung und einer möglichsten Erweckung des Ehrgefühles bei allen Soldaten bin. Uebrigens hatten bei dieser Erstürmung von Leipzig unsere Soldaten gar nicht nothwendig bei den Einwohnern

zu plündern, da sie bei den gefangenen Feinden und der großen Menge der erbeuteten Bagagewagen, ohnehin mehr Beute fanden, als sie mitfortschleppen konnten. Besonders erhielten wir auch viel Schlachtvieh, was freilich schon sehr verhungert und zum Theil so matt war, daß es kaum noch stehen konnte. Unsere Soldaten verkauften solches sehr wohlfeil und ich sah, daß ein russischer Musketier, einem Leipziger Bürger einen Ochsen für ein Glas Brandwein und ein großes Brod vertauschte.

Um die russischen Truppen des Sackenschen und Langeronschen Corps, die sehr durcheinander gekommen waren, wieder mehr zu sammeln, wurde gegen 4 Uhr Nachmittags Appell geschlagen und dann der Rückmarsch gegen Skeuditz zu angetreten. Viele Soldaten fehlten aber noch, hatten sich in den Häusern und Straßen verirrt oder waren zu anderen Corps gekommen und von diesen mit in den großen Strom der Verwirrung fortgerissen worden. Man bedenke nur, welche Unordnung selbst bei der strengsten militairischen Disciplin entstehen muß, wenn über 200,000 Soldaten der verschiedenartigsten Nationen eine große Stadt, die von 150,000 muthigen Feinden vertheidigt wird, nach mehrtägigen hartnäckigen Kämpfen endlich gewaltsam erstürmen.

Ich hielt gerade auf dem „Fleischerplatz," als die Sprengung der Hauptbrücke über die Elster, wodurch so viele Feinde noch in unsere Gefangenschaft geriethen, erfolgte. Die Explosion war sehr bedeutend, Quadersteine, Holzwerk und zerrissene Pferde und Menschenkörper flogen durch die Luft und ein großer brennender Balken, der dicht

neben mir niederfiel, würde mich sicherlich erschlagen haben, wenn nicht in dem Augenblick mein erschrecktes Pferd einen weiten Satz gemacht hätte. Zwei russische Jäger, die neben mir standen, wurden zerschmettert. Die Verwirrung unter den Flüchtlingen, die in dichten Haufen dieser Brücke zueilen wollten, wurde unbeschreiblich, während jetzt die russischen Jäger immer eifriger in den dichten Schwarm hineinschossen, bis Alles die Waffen gestreckt hatte. Wir nahmen jetzt viele Tausende gefangen und mir selbst überreichten so viele französische und auch einige badische Officiere ihre Degen, daß zwei Kosacken, die ich bei mir hatte, mindestens 20 Stück trugen. Ich wußte zuletzt gar nicht, was ich mit allen diesen Waffen beginnen sollte, da ich sie den Gefangenen nicht wieder zurückstellen konnte, und so ließ ich die Klingen von den Kosacken an einem französischen Lafettenrad zerbrechen. Es war mir in dem Augenblick zwar selbst schmerzlich, daß so schöne Waffen, die vielleicht von muthigen Kriegern im blutigen Kampfe bereits viele Jahre geführt waren, jetzt so schmählich vernichtet wurden, doch was sollte ich anders damit anfangen. Einem alten französischen Obersten, einer so echten Kriegergestalt wie man solche häufig unter den lang gedienten Soldaten Napoleons fand, traten die Thränen in die Augen, als ihm sein schöner Säbel, auf dessen Klinge eine Inschrift zu sein schien, auf diese Weise von den Kosacken zerbrochen wurde. „Ich erhielt solchen von Napoleon in Aegypten und führe ihn nun schon über 16 Jahren mit Ehren" sagte er mir. Ich konnte mich so recht in die Seele dieses alten Veteranen hineinversetzen,

nahm den sehr fein gearbeiteten und reich verzierten Griff und gab solchen dem Obersten mit den Worten zurück. „Nun so behalten Sie wenigstens den Griff zum Andenken und verwahren ihn während ihrer Gefangenschaft in der Tasche, daß er Ihnen nicht abgenommen wird".

Bald nachher sah ich auch die ersten preußischen Truppen und eilte ihnen voll Freude entgegen. Es waren Jäger und ostpreußische Landwehrsoldaten, wackere Männer, die soeben aus blutigem Streite kamen. Welcher Jubel erfüllte sie jetzt, wie freudig ertönte ihr „Hurrah" und „Es lebe unser König Friedrich Wilhelm" von den Lippen, die noch vom Pulver der abgebissenen Patronen ganz geschwärzt waren. Den Russen galt der Gewinn der Leipziger Schlacht nicht höher, als der jeder anderen großen Feldschlacht, in der sie sehr muthig gekämpft hatten, wir Deutschen aber durften solchen als den völligen Anfang der endlichen Befreiung unseres Vaterlandes vom drückenden Joch der verhaßten Feinde betrachten, daher unsere Freude mit vollem Recht eine so viel reinere war. Besonders die preußischen Officiere waren voll Jubel und selbst persönlich sich Unbekannte umarmten sich und riefen: „Welch schöner Tag, nun sind wir für immer vom Feinde geretlet." Ein junger Lieutenant der ostpreußischen Landwehr, ein früherer Kandidat der Theologie, den ich selbst im April als freiwilliger Jäger angenommen hatte, kam mit zerschossenem Arm auf mich zu und rief, den Schmerz der Wunde nicht achtend, „Solchen frohen Tag zu erleben, habe ich niemals mehr gehofft, Herr Rittmeister." Ein alter Hauptmann der Landwehr, der früher Officier und

dann längere Jahre bereits Postmeister gewesen war, sprach zu einem Kreise von Officieren „Zwei meiner Söhne sind bereits geblieben und so eben erhalte ich die Nachricht, daß mein dritter Junge bei Möckern erschossen wurde, aber solch ein Sieg wie dieser, ist damit nicht zu theuer erkauft. Wozu hätte Gott mir auch Söhne gegeben, wenn sie nicht für unseren König und unser preußisches Vaterland sterben könnten.“ Solche Ausbrüche der größten Freude, die für den Augenblick jedes Gefühl des Schmerzes völlig vergessen ließen, erlebte ich an diesem Tage gar viele. Für mein ganzes Leben werden solche mir unvergeßlich bleiben.

Noch auf dem „Fleischerplatz“ ritt unser alter Heldenmarschall Blücher, der an dem Ruhm des heutigen Tages einen so vollgültigen Antheil hatte, bei mir vorüber. Er nickte wohlwollend mit dem Kopfe und rief: „Heute ging es gut Fritz, die haben wir gehörig ausgeschmiert und nun man gleich munter drauf los bis nach Paris und dort erst Friede gemacht.“

Ich wollte so sehr gern unsern König Friedrich Wilhelm sehen, da ich diesen von mir so hoch verehrten Monarchen seit dem Unglücksjahr 1807 noch nicht wieder erblickt hatte, erhielt aber leider in dem Augenblick als derselbe mit dem Kaiser Alexander von Rußland sich uns näherte, von dem General von Sacken einen Auftrag der dies verhinderte. So ward mir diese Freude erst mehrere Monate später zu Theil. Erwähnen darf ich aber wohl hier, daß mir für mein Benehmen während der Schlacht am 18. October das „Eiserne Kreuz II. Klasse“ dies höchste

Ehrenzeichen, welches jemals meine Brust schmückte, verliehen ward.

Noch am Abend kehrte ich von meinem Auftrag nach Leipzig zurück und begab mich nun auch in das Innere der eigentlichen Stadt. Selten sind wohl auf einem kleinen Fleck so viele freudige und trauernde Menschen vereinigt gewesen, selten konnte man so wechselnde Scenen des größten Schmerzes, der bittersten Noth und wieder der lebhaftesten Freude der höchsten Begeisterung, unmittelbar neben einander erblicken. Tausende von französischen und russischen, deutschen und österreichischen Verwundeten lagen auf den Fluren, Böden, Treppen, ja theilweise Straßen und Plätzen umher und es war bei ihrer großen Zahl nicht möglich ihnen schnelle Hülfe, ärztliche Pflege, ja nur Nahrung zu verschaffen. Oft flehten diese Unglücklichen vergebens um einen Trunk Wasser. Ich selbst habe mit einem ledernen Feuereimer, den ich zufällig fand, aus einer Pumpe Wasser geholt, einer ganzen Reihe französischer Verwundeter, die neben einander auf dem Steinpflaster lagen, den Durst damit gestillt und mehr dankende Worte dafür empfangen, wie mir je früher zu Theil geworden sind. Zu ganzen Trupps wurden auch die Gefangenen zusammengetrieben; sie alle waren verhungert, erschöpft und griffen gierig nach dem halb verschimmelten, groben Kleienbrod, welches zwischen sie geworfen wurde. Manche Officiere und Soldaten tödteten sich in größter Verzweiflung selbst und wiederholt knallten die Schüsse, mit denen diese Unglücklichen ihrem Leben ein Ende machten. Auf der anderen Seite waren die

alliirten Truppen und besonders die Preußen, welche noch in der Stadt sich befanden, voll des frohsten und berechtigtsten Siegesjubels. Man hörte laut singen, lachen, scherzen; kurz die Freude machte sich in der verschiedenartigsten Weise Luft. Auch die religiösen Gefühle unserer braven Leute traten bemerklich hervor. Ein Kreis pommerscher Landwehrsoldaten sang das schöne, feste Kernlied: „Eine feste Burg ist unser Gott", von anderen hörte ich das Lied „Heil Dir im Siegerkranz" anstimmen, unter dessen lautem Gesang einige Bataillone des Blücher'schen Corps auch am 18. October in das Feuer marschirt sein sollen. Wo übrigens Preußen beisammen waren, da konnte man sicherlich oft ihr lautes Jubelgeschrei: „Unser König Friedrich Wilhelm soll leben hoch und abermals hoch" vernehmen. Auch die Einwohner von Leipzig waren voller Jubel, wehten mit Tüchern aus den Fenstern, brachten den verbündeten Monarchen und ihren Heeren ein Hoch nach dem anderen und vertheilten was sie an Lebensmitteln noch besaßen — sehr viel war es freilich nicht — bereitwillig an unsere Truppen.

Mit einigen Officieren des Bülow'schen Corps, alte, gute Kriegskameraden von mir, fand ich mich zusammen, um am Abend in einer Restauration zu essen. Wir zeigten Goldstücke, sparten keine Worte und fanden dann endlich auch einen Wirth, der uns in einem Hinterstüblein ein erträgliches Mahl und einige Flaschen Wein vorsetzte, die wir vergnügt auf unseren König und auf das Gedeihen und Wachsen unseres preußischen Vaterlandes leerten.

Siebentes Kapitel.

Verfolgung der Feinde. — Kantonnirungen am Rhein. — Friedensgerüchte. — Unwillen des Feldmarschalls v. Blücher über dieselben. — Uebergang über den Rhein am 1. Januar bei Mannheim. — Gefechte und Patrouillenritte. — Gute Gesinnung der deutschen und schlechte der französischen Bevölkerung Frankreichs. — Einzug in Metz. — Sehr heftiger Kampf in Brienne. — Schlacht bei la Rothière und muthiger Kampf des Sackenschen Corps in derselben. — Beschwerden des Winterfeldzuges. — Ungünstige Gefechte bei Montmirail und Chateau-Thierry und weitere Unfälle des schlesischen Heeres. — Die Friedensfreunde des Hauptquartiers. — Energie Blüchers und seiner Umgebung. — Abermaliger Vormarsch gegen Paris.

Wir brachen am 20. October wieder zur Verfolgung des fliehenden Feindes auf. Es ist von vielen Seiten hart getadelt worden, daß nicht bereits am 19. October die davon eilenden Trümmer des feindlichen Heeres nachdrücklicher verfolgt wurden, wodurch sie leicht vollständig aufgerieben werden konnten. Man hat theoretisch mit diesem Vorwurfe entschieden recht, muß aber auch auf die thatsächlichen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Der Kampf um

Leipzig und die Anstrengungen, welche dabei den verbündeten Truppen zugemuthet waren, hatten bei Allen eine gewisse Abspannung, die selbst in völlige Erschöpfung überzugehen drohte, erzeugt, wodurch eine kurze Erholung nothwendig wurde. Das Yorksche Corps konnte sich noch immer nicht wieder ganz von seinen Verlusten bei Möckern erholen und seine Reorganisation ging auf dem Papier rascher wie in der Wirklichkeit vor sich. Man muß nur erwägen, daß bei uns Preußen sich viele junge Soldaten und ungeübte Landwehrmänner befanden und wir bei unserer Reiterei, der doch hauptsächlich die Aufgabe der schnellen Verfolgung zufiel, eine große Menge schlechter, schwacher Pferde besaßen, die man im Frühling bei den ungeheuren Kriegsrüstungen aus Mangel an besseren nothgedrungen hatte einstellen müssen. Gegen diesen Uebelstand, der auch noch 1814 manchen Nachtheil brachte, konnte selbst ein Blücher nicht ankommen. Bei den Russen war das Material der Pferde zwar ungleich besser als bei uns, aber ihr Verpflegungswesen war langsam und schlecht geordnet und erschwerte jede schnelle Bewegung größerer Heeresmassen. Wie oft hat sich der alte Blücher nicht über diese schlechte und langsame Verpflegung der russischen Truppen in den heftigsten Zorneswörten ergossen, ohne daß dadurch nur das Mindeste geändert würde. Das Uebel lag hier viel zu tief. Ein Theil dieses Heeres war aber auch gar nicht kriegslustig mehr gestimmt, glaubte genug gethan zu haben und sehnte sich nach Frieden und der Rückkehr nach Rußland. Besonders nach der Schlacht bei Leipzig machte sich diese Ansicht bei vielen russischen Officieren, ja

selbst Soldaten ziemlich bemerkbar, wozu wohl die ungeheuren Verluste, welche die Russen in diesem Kampfe erlitten hatten, mit beigetragen haben mochten. Sie sprachen offen die Ansicht aus, der Zweck des Krieges sei nun für sie erreicht und eine fernere Theilnahme an demselben nur vom Uebel. Glücklicher Weise blieb der Kaiser Alexander bis zum letzten Augenblick kriegslustig gesinnt.

Von den Oesterreichern aber irgend wie eine schnelle Bewegung zu verlangen, war bei der Zusammensetzung ihres Hauptquartiers und dem Schlendrian und Zopfthum, dem ein großer Theil ihrer Generale nun einmal ergeben war, ein Ding der Unmöglichkeit. Was konnte dagegen selbst ein Schwarzenberg und dessen rechte Hand, Radetzky, was die Vortrefflichkeit der österreichischen Kavallerie, die Schnelligkeit und Bravour der ungarischen Husaren ausrichten.

Unter solchen Umständen war unser Blücher daher der Einzige von dem etwas Kräftiges zu erwarten war und am 20. des Mittags brachen wir nun zur Verfolgung der Feinde auf. Ich ward an diesem Tage mit einer Meldung zum General von York abgeschickt. Der alte „Isegrim" war sehr schlechter Laune und brummte und murrte gewaltig, daß er mit seinem Corps nicht an der Erstürmung von Leipzig hätte theilnehmen dürfen, was er einer Intrigue des Generals Gneisenau zuschrieb, obgleich es die reine Nothwendigkeit gewesen war, seine bei Möckern ohnehin so sehr zusammengeschmolzenen Truppen wenigstens einigermaßen zu schonen.

Am 21. bei Weißenfels erhielten wir die frohe Nach-

richt, daß Se. Majestät der König die Gnade gehabt hatte unseren General Blücher zum Feldmarschall zu ernennen, nachdem unsere Soldaten ihn schon längst „Marschall Vorwärts" genannt hatten. Selten ist wohl eine Beförderung verdienter gewesen, selten aber auch von seinen Truppen allgemein mit größerem Jubel begrüßt worden, als diese. Alle ohne Unterschied, Preußen wie Russen freuten sich über diese Ernennung ungemein und besonders der General von Sacken, der von dem Tage bei der Katzbach her ein so unbedingter Verehrer Blüchers geworden war, beglückwünschte ihn deshalb auf die herzlichste Weise.

Daß das feindliche Heer bei Leipzig in seiner ganzen Organisation stark erschüttert worden war, konnten wir bei dieser Verfolgung deutlich verspüren. Wir machten sehr viele Gefangene und fanden oft ganze Haufen halb verhungerter und erschöpfter Soldaten, die sich, ohne nur einen Widerstand zu versuchen, unseren Kavalleriepatrouillen ohne Weiteres ergaben. Auch viele Beute an Wagen, Geschützen, Pferden u. s. w. machten wir jetzt und die Kosacken, welche wie immer, den fliehenden Feinden zunächst folgten, hielten wieder eine reiche Ernte. Wo aber Napoleon sich persönlich befand, da schlugen sich auch jetzt noch seine Truppen vortrefflich und die große Zuversicht, welche dieser seltene Feldherr seinen Soldaten einzuflößen vermochte, war recht bemerklich. Auf dieser Verfolgung berührte ich auch einen Theil des Schlachtfeldes von Auerstedt und gar verschiedene Empfindungen durchzuckten dabei mein Inneres. Welch ungeheurer Un-

terschied war zwischen dem October 1806 und dem des Jahres 1813 für Preußen eingetreten. Aber wie Viele meiner lieben, braven Kameraden, die auch damals zuerst mit so freudigem Muthe in die Schlacht ritten, durften sich dieser schönen Jetztzeit nicht mehr erfreuen. Auf den verschiedensten Schlachtfeldern Deutschlands, Rußlands und der pyrenäischen Halbinsel, kurz überall wo nur die Waffen gegen den übermüthigen französischen Tyrannen klirrten, hatten sie den Soldatentod gefunden. Nun es war nicht vergeblich gewesen, von jetzt an war seine Riesenmacht für immer gebrochen, das konnte mich schon über ihren Verlust, der sich mir bei diesem Ritte wieder so recht lebhaft aufdrängte, trösten.

Am 26. October hatten wir am Hörselberge unweit Eisenach noch ein ziemlich lebhaftes Gefecht mit der französischen Nachhut unter dem General Bertrand, an dem ich zufällig persönlichen Antheil nahm. Die preußischen Truppen schlugen sich sehr gut, erlitten aber beträchtlichen Verlust. Mir selbst ward ein Pferd durch eine französische Kugel so verletzt, daß ich es todtschießen ließ. Es war das siebente Roß, welches mir in meinem Kriegsleben auf diese Weise verloren ging. Dies Gefecht war übrigens das Letzte, welches ich auf deutschem Boden mit den Feinden zu bestehen hatte und außer Gefangenen — diese freilich in großer Zahl — sah ich nun keine Franzosen mehr auf dem rechten Rheinufer.

Wir marschirten bei schlechten Wegen und übler Witterung ziemlich langsam und unter lässiger Verfolgung der Feinde an den Rhein. Es hieß jetzt wieder „Immer

langsam voran, daß das große Hauptquartier auch nachkommen kann." Wir schienen Napoleon absichtlich entwischen zu lassen, obgleich wir ihn so leicht jetzt ganz gefangen nehmen konnten, da der bairische General Wrede bei Hanau den Weg zu versperren suchte und wir dadurch das feindliche Heer leicht zwischen zwei Feuer gebracht hätten, wenn wir nur etwas rascher nachgerückt wären. Aber wenn erst wieder diplomatisches Ränkespiel beginnt, wird freilich das Blut vieler tapferer Soldaten nutzlos geopfert.

Ich erlebte in den Monaten November und December sehr wenig, hatte in und um Mannheim meist gute Quartiere und nur unbedeutende Geschäfte und fand hinlängliche Zeit mich von den vielen Strapazen der letzten Jahre zu erholen. Ich ritt spazieren, ging viel auf die Jagd, suchte meine alten Bekannten in den verschiedenen Corps, die ich während des Krieges nicht gesehen hatte, auf und brach gar mancher Flasche Rheinwein, von dem berühmten 1811 Jahrgang, der eben recht trinkbar wurde, den Hals. Häufig empfing ich auch Briefe aus dem stillen Pfarrhaus in Ostpreußen, das für mich jetzt den höchsten Schatz meines Lebens umfaßte und es war stets ein Festtag für mich, wenn mein Diener mir ein solches Briefpacket überbrachte. Mein sächsischer Bedienter, den ich mit aus Rußland mitgenommen, war in seine Heimath zurückgekehrt und ich hatte jetzt einen westpreußischen Dragoner und außerdem einen Kosacken als Ordonnanz.

Ich hätte dies bequeme, faule Leben wohl schon ver-

tragen können, wenn mich nicht oft der Gedanke in gerechten Zorn versetzt hätte, daß wir hier unnütz die schöne Zeit auf der Bärenhaut vertrödelten und dadurch Napoleon hinlänglich Muße gaben sich abermals zu rüsten. Die verschiedenartigsten Gerüchte durchkreuzten sich jetzt. Bald hieß es, der Friede würde geschlossen und Napoleon das ganze linke Rheinufer als Besitz behalten, dann wieder, der Krieg ginge von Neuem an und wir marschirten bald über den Rhein. So wußte kein Mensch was wahr oder falsch sei. Die Rüstungen wurden allerdings ziemlich eifrig betrieben und eine Menge Reconvalescenten, die in den Hospitälern zurückgelassen waren, traten wieder in die Glieder ein. So sah ich denn im York'schen Corps jetzt manche alte Kameraden wieder, die von ihren in den früheren Gefechten erhaltenen Wunden geheilt, mit frischem Muthe bereit waren ihr Blut abermals für ihren König und ihr Vaterland zu vergießen. Der Geist in unseren preußischen Corps war überhaupt der beste, der nur gewünscht werden konnte. Niemand dachte hier an Frieden, Alle wollten den Krieg und selbst die Landwehrmänner, die oft Frau und Kind in ärmlichen Verhältnissen daheim zurückgelassen hatten, beschämten durch ihren wahren patriotischen Sinn gar viele vornehme Excellenzen, die mit ihren im Dampf der Suppenschüsseln verdienten Großkreuzen so unverschämt herumliefen.

„Die Franzosen sind oft genug in Berlin gewesen, also müssen auch wir jetzt mal nach Paris und lassen wir den Napoleon jetzt in Ruhe, so fängt er sein Spiel bald wieder von Neuem an, und wir müssen dann

abermals von Frau und Kind fort und unters „Gewehr“ so lauteten die einfachen, aber richtigen Urtheile unserer Landwehrsoldaten, mit deren gesunder Kraft sie alle noch so spitzfindigen Raisonnements der schwachköpfigen Friedensfreunde niederschlugen. Der kräftigste und wirksamste Vertreter eines schleunigen Uebergangs über den Rhein war natürlich wieder unser alter Blücher. Ich war wiederholt in seinem Hauptquartier und es war wirklich eine Freude zuzuhören, mit welch groben Worten er Einige von diesen fein und überweise und vornehm sein wollenden Diplomaten abtrumpfte.

In der letzten Hälfte des December hieß es allgemein, daß der Rheinübergang beschlossen sei, unsere Truppen wurden enger zusammengezogen und groß war die Freude in unserem Heere darüber. Den Weihnachtsabend, den ich von Kindheit an gern recht festlich zu feiern pflege, wenn sich nur einigermaßen die Gelegenheit dazu findet, verbrachte ich nicht weit von Worms im frohen Kreis einer Gesellschaft guter Kameraden. Wir füllten die großen Römer mit dem köstlichen „Liebfrauenmilch“, der hier wächst und tranken zuerst auf das Wohl unserer fernen Lieben, und dann auf baldigen Rheinübergang und fröhlichen Einzug in Paris. Das war jetzt doch wahrlich ein ganz anderer Weihnachtsabend, als die 1809 auf der Insel Wight und 1810 und 11 auf der pyrenäischen Halbinsel, wo die Befreiung unseres deutschen Vaterlandes noch in so weiter Ferne lag, daß wirklich ein festes Vertrauen dazu gehörte, um nicht zuletzt daran zu verzweifeln.

Am 1. Januar setzte die Vorhut des Sacken’schen

Corps bei Mannheim über den Rhein. Se. Majestät der König von Preußen war jetzt hier anwesend und bei dieser Gelegenheit hatte ich die Freude meinen geliebten Monarchen nach so langen traurigen Jahren wiederzusehen, ja selbst zu sprechen. Der König mit seinem ausgezeichneten Gedächtniß erkannte mich wieder und hatte die Gnade mir die freundlichen Worte zu sagen: „Tragen schöne Ehrenzeichen auf der Brust — dafür auch eine gehörige Narbe auf der Backe — Habe mit Vergnügen gehört, daß Sie sich überall gut benommen haben. Ist mir lieb einen solchen Officier in meiner Armee zu besitzen. — Fahren sie nur so fort, wir werden wohl noch viele Arbeit da drüben bekommen. Adieu."

Die russischen Jäger setzten mit Kähnen über den Rhein, konnten aber erst nach harten Verlusten, eine starke, mit Geschützen besetzte Schanze am jenseitigen Ufer, welche die Franzosen sehr muthig vertheidigten, erstürmen. Am Nachmittag war die große Schiffbrücke vollendet und wir konnten mit einem beträchtlichen Theil unseres Corps übergehen und noch bis Frankenthal marschiren. Mit ungefähr 60 Kosacken ward ich noch in der Nacht abgesandt, um eine Verbindung mit den nächsten Truppen des York'schen Corps zu suchen. Die Freude, mit welcher die deutschen Bewohner des linken Rheinufers uns als ihre Befreier von dem französischen Joche empfingen, war allgemein und aufrichtig. Wir wurden in den Dörfern mit dem besten Wein und reichlichen Lebensmitteln bewirthet, und freiwillig theilten uns die Einwohner alle möglichen Nachrichten über die Stellung der Feinde mit. Ein Haufe

von ungefähr 300 französischen Douaniers, berittenen Gensd'armen und Dragonern, verfolgte uns bei dieser Gelegenheit sehr eifrig und wir mußten unsere Rettung in der Schnelligkeit unserer raschen Pferde suchen, da meine Kosacken nicht dahin zu bringen waren, gegen eine solche Uebermacht Stand zu halten. Es war mir zwar sehr unangenehm, daß mein erstes Gefecht am linken Rheinufer sogleich mit einer Flucht endigen sollte, allein was konnte ich dagegen anfangen!

Uebrigens erreichte ich meinen Zweck vollkommen, fand preußische Truppen, die mich sehr kameradschaftlich begrüßten und kehrte auch glücklich wieder zum Sacken'schen Corps zurück, wohin ich noch 6—8 Gefangene, die ich unterwegs machte, mitnahm. Einen Trupp eben ausgehobener Konscribirter, lauter Rheinpfälzer, welche gezwungener Weise nach Metz marschiren sollten, befreite ich ebenfalls auf diesem Streifzug. Die armen Kerle, lauter blutjunge Bürschleins von 18—19 Jahren, zeigten nicht die mindeste Lust, für den Ehrgeiz Napoleons und den Ruhm der großen französischen Armee ihr junges Leben zu opfern, waren sehr erfreut, daß ich ihre Gensd'armerieeskorte gefangen nahm und liefen jubelnd auseinander um in ihre Heimathsorte zurückzukehren, wozu ich ihnen gern die Erlaubniß ertheilte.

Am 3. Januar erfolgte die Vereinigung des linken Flügels des York'schen Corps mit den von Sacken'schen Truppen. Da die Kälte sehr empfindlich wurde, so machten wir jetzt zwei Tage Halt, was wie ich glaube nicht recht gehandelt war, und gingen am 11. Januar über die Mosel. So

wie wir in das eigentliche Frankreich einrückten, wo die Landessprache französisch war, änderte sich sogleich die Stimmung der Bevölkerung gegen uns. Statt der unverhohlenen Freude mit der uns die Deutschen, welche Napoleon zwangsweise mit seinem Lande vereinigt hatte, begrüßten, trat uns jetzt häufig eine offenbare Gehässigkeit, die sich auf die verschiedenste Weise Luft zu machen suchte, entgegen. Diese übermüthigen Franzosen wollten sich noch nicht recht an den Gedanken gewöhnen, daß auch sie feindliche Einquartirung erhalten könnten, nachdem sie selbst so viele Jahre unser deutsches Vaterland arg genug mitgenommen hatten. Häufig kam es nunmehr zu Streitigkeiten mit der Bevölkerung und obgleich uns die strengste Mannszucht anempfohlen ward, so mußten wir doch öfters Gewalt gebrauchen, um unseren Willen zu erreichen.

Da ich ziemlich geläufig, wenn auch mit sehr schlechter Aussprache, französisch redete, so ward ich häufig zu Verhandlungen mit den Behörden gebraucht. So lange diese Leute artig blieben und uns Alles, was wir nach Kriegsgebrauch nun einmal beanspruchen konnten, bewilligten, blieb auch ich artig, wollten sie sich aber hochmüthig benehmen und sogar versuchen mir zu imponiren, so änderte ich auch sogleich mein Benehmen und zeigte ihnen, daß sie jetzt die Besiegten und wir die Sieger wären. Das Blatt hatte sich gewendet, das mußten diese unverschämten Kerle jetzt auch durch die That fühlen lernen.

Am 17. Januar zog unser Feldmarschall Blücher in das reiche Metz ein und ich hatte das Vergnügen mit in

seinem Hauptquartier zu sein. Der Alte war an diesem Tage sehr guter Laune und erzählte am Abend einige lustige Stücklein aus dem Feldzug von 1793, wo er sich zuerst seinen Ruhm als kühner Reiterführer erworben hatte. Bei Aubin wohnte ich am 23. Januar einem Vorpostengefecht bei, welches Wassiltschikof, dieser beste Kavalleriegeneral der russischen Armee, den Franzosen lieferte und hatte Gelegenheit mich gegen den heftigen Angriff eines feindlichen Gensd'armen zu vertheidigen. Mein Gegner, eine mächtige, recht kriegerisch aussehende Gestalt, wußte seinen Pallasch vortrefflich zu gebrauchen und machte mir viel zu schaffen. Ich blieb zuletzt doch Sieger und nahm ihn gefangen, wozu wohl meine größere Gewandtheit im Reiten das Meiste beigetragen haben mochte, denn in der Führung der Klinge war mir der Gensd'arm fast überlegen. So ein persönliches Gefecht zu Pferde mit einem muthigen Gegner, ist für mich stets ein großes Vergnügen gewesen, was mir auch in der Erinnerung noch viele Freude gewährt. Schillers herrliche Worte „da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein", finden auf einen solchen Reiterzweikampf ihre volle Anwendung.

Bisher hatten die französischen Truppen stets vor uns den Rückzug angetreten und waren jedem ernsten Zusammenstoß möglichst ausgewichen, so wie aber Napoleon wieder bei ihnen ankam, änderte sich plötzlich ihre Haltung.

Am 27ten Januar rückten wir in Brienne an der Aube ein und bildeten somit gleichsam den Vortrab der großen böhmischen Hauptarmee, welche endlich bis Langres marschirt war. Kaum waren wir nun wieder so weit, so

nahm auch das Intriguiren und Kabalisiren nach Frieden in dem großen Hauptquartier wieder seinen Anfang und auch Einige von unseren preußischen Generalen, die freilich etwas Besseres hätten thun sollen, betheiligten sich leider dabei. Es war wirklich als ob diese Herren eine heilige Scheu schon vor dem bloßen Namen Napoleons hätten, so zaghaft und kleinmüthig wurden sie sogleich, wenn es hieß, daß dieser uns persönlich gegenüberstehe. Die Schockschwerenoth konnte man sich an den Hals ärgern, wenn man dies Gewäsch im großen Hauptquartier mit anhören mußte und doch aus Subordination auch keine Miene dabei verziehen durfte, da es meist von hohen Generalen und anderen vornehmen Persönlichkeiten auszugehen pflegte.

„Is sich all nicks hier Kamerad Preuß, haben wir zu viele hohe Herren, die nehmen nur die Feder und nicht den Säbel in die Hand und machen viel zu viel Wort und verschmieren das schöne weiße Papier. Wenn wir Kaiserlichen nur hätten allein den Radetzky, und Ihr Preußen den Blücher und die Russen den Wassiltschikof, teremtete in vier Wochen wollten wir sein gewiß in Paris", sagte mir einst ein alter ungarischer Husarenrittmeister, indem er verdrießlich seinen langen Schnurrbart mit den Fingern zwirbelte.

„Hast Recht Kamerad, hole der Teufel alle diese Federfuchser, komm laß uns anf die Gesundheit aller Soldaten, die wünschen, recht bald in Paris einzuziehen, anstoßen" antwortete ich ihm und mehrere österreichische Ulanen-, Husaren- und Jägerofficiere, die mit im Zimmer

waren, stießen jubelnd auf diesen Wunsch mit an. Ich kam überhaupt jetzt häufiger mit den Officieren der österreichischen Vortruppen zusammen und fand gar oft lustige, frische Kameraden mit denen sich schon vergnüglich ein gutes Glas Wein trinken ließ, unter denselben. Da gab es manche heitere Stunde und dem trefflichen französischen Wein ward gehörig zugesprochen.

Am 29ten Januar hatten wir bei Brienne einen Massenangriff der Franzosen zu bestehen, und wie damals im August in Schlesien, konnte man sogleich aus dem ungestümen Andrang derselben sehr gut erkennen, daß sich der Kaiser Napoleon persönlich bei den Truppen befinde.

Gegen 2 Uhr Nachmittags hörte ich bei Lesmont zuerst den feindlichen Kanonendonner, der auf einen ernsthafteren Angriff gegen Brienne, welches von einem russischen Infanteriecorps unter dem General Olsuwief besetzt war, schließen ließ. Wir befanden uns mit dem Hauptcorps noch ¼ Meile von der Stadt entfernt und der General von Sacken ertheilte mir den Befehl, sogleich dahin zu jagen und seine baldige Ankunft zu verkünden. Rastlos trieb er seine Truppen vorwärts und Menschen wie Pferde mußten sich auf das Aeußerste anstrengen, um ihren schon im heftigsten Gefechte begriffenen Kameraden zur Hülfe zu eilen. Ein hartnäckiger Kampf tobte bereits in der Stadt und ich befand mich daselbst alsbald in einem feindlichen Feuer, daß Alles nur so um mich herum krachte. Die Russen waren anfänglich etwas geworfen worden, sammelten sich aber bald wieder und drängten unter lautem

griff gegen uns unternehmen. Von verschiedenen Seiten stürmte französische Gardeinfanterie und Kavallerie auf uns ein und es fehlte nicht viel so wären sowohl Blücher wie Sacken Beide gefangen genommen worden. Wahrhaftig das wäre eine schöne Geschichte gewesen.

Mitten in den engen Straßen des zum Theil brennenden Brienne, kam es nun noch zu einem wilden, gegenseitig so erbitterten Kampf, wie ich solchen während meines ganzen Kriegslebens niemals heftiger gesehen habe. Selbst der General von Sacken mußte den Säbel ziehen und sich herumschlagen und sein erster Adjutant, der Graf Rochechouant, ein sehr liebenswürdiger und tapferer Mann, ward unmittelbar nebeu ihm zusammengehauen. Ich für meine Person war ebenfalls gehörig im Kampfe, gebrauchte meine Waffe tüchtig und erhielt einen derben Säbelhieb über die Schulter, der glücklicher Weise nur flach fiel, aber doch nicht wenig schmerzte. Nun mein Gegner ein französischer Gardelancier bekam auch seine Wiedervergeltung dafür, und als ich meine Klinge aus seiner Brust herauszog, war sie bis zum Griffe von Blute roth, wie ich beim Schein der in Flammen stehenden Häuser erkennen konnte. Wir hielten uns lange und unsere Truppen leisteten den hartnäckigsten Widerstand, aber endlich mußten wir uns doch zur Räumung der Stadt entschließen und marschirten um Mitternacht ab. Wie es bei einem so erbitterten nächtlichen Kampfe sehr leicht geschieht, so waren jetzt auch unsere Truppentheile vielfach durcheinander gekommen und es währte bis zum Morgen bis die nothdürftigste Ordnung erst einigermaßen wiederhergestellt wer-

Hurrah mit einem gewaltigen Bajonnettangriff die Feinde wieder zurück.

Die Dämmerung war bereits angebrochen, als französische Garde, die an ihren hohen Bärenmützen erkennbar war, unter Marschall Ney gegen uns vorstürmte. Wenn solche Truppen unter einem solchen Führer kommen, konnte man schon einen kräftigen Angriff erwarten und dieser blieb auch in der That nicht aus. Umsonst aber war unser „Marschall Vorwärts" hier nicht persönlich anwesend und wußte Gleiches mit Gleichem zu begegnen. Alles was von russischer Kavallerie nur zu haben war, mußte sich zusammen vereinigen, wir Adjutanten jagten umher, daß trotz der Januarkälte unseren Pferden der Schaum herableckte, und nun ging es denn in kraftvoller Attaque gegen die feindliche Infanterie vor. Es war schon ziemlich dunkel, als wir diesen Angriff begannen, allein es schadete nichts, was stürzte das stürzte, wir Anderen kehrten uns weiter nicht daran, wußten den Feind schon zu finden und warfen ihn gehörig zurück, wobei er große Verluste erlitt.

Wir besetzten nun Brienne und glaubten die Schlacht schon gänzlich gewonnen zu haben und uns der Ruhe hingeben zu können, wozu ich mich herzlich freute, denn ich war sehr ermüdet, allein es kam leider anders. Der Kaiser Napoleon wollte nicht dulden, daß sein gefährlicher Gegner Blücher in dem Schlosse zu Brienne, in dem er selbst seine militairischen Studien begonnen und, wie nicht zu läugnen, sehr viel darin gelernt hatte, ruhig übernachten sollte und ließ plötzlich wieder einen heftigen An-

den konnte. Unsere Feinde hatten aber ebenso bedeutende Verluste erlitten, waren gleich ermüdet und auseinander gekommen und somit nicht im Stande uns weiter zu verfolgen. Wir verloren übrigens bei dieser nächtlichen Räumung der brennenden Stadt sehr viel Gepäck und ich fürchtete anfänglich auch, daß meine Handpferde mit all meinem Eigenthum eine Beute der Feinde geworden wären. Glücklicher Weise hatte mein Kosack sich aber noch rechtzeitig gerettet und ich fand am anderen Morgen die Pferde wieder, obgleich von den Sachen Manches verloren war. Auch mein preußischer Dragoner wurde bei dieser Gelegenheit leider gefangen und kam erst in Paris wieder zu mir.

Das Sackensche Corps stellte sich nun eine Meile hinter Brienne unweit la Rothière in Schlachtordnung auf, und da wir wußten, daß Napoleon uns persönlich gegenüberstehe, so konnten wir auch mit Recht am anderen Morgen abermals einen kräftigen Angriff erwarten. Von Zögern und Zaudern nach der beliebten Weise unseres großen Hauptquartiers war der Schlachtenkaiser kein Freund, dies hatte er uns nur zu oft schon durch die That bewiesen. Unter solchen Umständen war denn natürlich auch für mich an keine Ruhe zu denken und ich und meine Pferde mußten das Letzte was wir noch an Kräften besaßen hergeben. Der 29. und 30. Januar wurden wirklich recht angestrengte Tage für mich, in denen ich die Beschwerden des Kriegszustandes wieder einmal so recht kennen lernen konnte.

Als gegen 11 Uhr Morgens der Nebel, der bis da-

hin die ganze Gegend so dicht verhüllte, daß selbst ich mit meinen äußerst scharfen Augen, keine hundert Schritte um mich sehen konnte, sich einigermaßen verzogen hatte, marschirte eine beträchtliche Masse französischer Reiterei gegen uns auf. Wir hätten dieselbe sehr gern angegriffen, allein der fette Boden war von Regen- und Tauwetter so durchweicht, daß es mit dem besten Willen nicht möglich war, mit der Kavallerie die Straßen zu verlassen. Selbst wir Ordonnanzofficiere konnten einzeln mit den Pferden mitunter kaum mehr durchkommen und wiederholt mußte ich absitzen und mein armes Roß unbarmherzig mit den Kantschuh antreiben, damit es sich nur aus dem tiefen Schlamm, in welchem es bis über die Knie versunken war, wieder herausrappelte. Bei solchem Terrain verbieten sich Kavallerieattaquen von selbst und auch das „Vorwärts, Vorwärts" eines Blücher verliert seine Wirkung. So wurde denn aus dem Einhauen und Vorwärtsstürmen nichts und wir begnügten uns mit einer gegenseitigen sehr heftigen Kanonade. Die französischen Artilleristen schossen übrigens besser wie die russischen, die nun einmal damals selten die übele Gewohnheit ablegten, ihre Geschütze viel zu hoch zu richten, und wir hatten einen ziemlich beträchtlichen Verlust an Pferden und Menschen.

In der Nacht vom 30. bis zum 31. Januar fand ich endlich etwas Zeit mich auszuruhen und schlief in einem feuchten Graben, den Kopf auf einen Haufen zusammengefegtes dürres Laub gestützt, so sanft wie in dem weichsten Federbette. Die bösen Nachwehen von solchen Näch-

ten bleiben freilich nicht aus, und wenn später der Rheumatismus uns alte Veteranen gar weidlich gezwickt und gezwackt, so dürfen wir uns nicht darüber verwundern.

Am 31. Januar kam es ebenfalls noch nicht zur Schlacht, doch erhielten wir einige Unterstützungen von der großen Hauptarmee des Fürsten Schwarzenberg gesandt, die wir sehr gut gebrauchen konnten, da das feindliche Heer uns weit überlegen war. Bewundern mußte ich nur, daß es dem Kaiser Napoleon abermals möglich gewesen, so viele und so gute Soldaten in dieser kurzen Zeit wieder zusammenzubekommen und sie so tüchtig zu führen. Meine Achtung vor dem ungeheuren militairischen Talente dieses seltenen Feldherrn, stieg überhaupt während des Feldzuges von 1814 in Frankreich noch immer mehr.

Am 1. Februar griffen wir nun bei starkem Schneegestöber die Franzosen, die schon den Rückzug angetreten hatten, lebhaft an. Wir hatten hohen Besuch vom Hauptquartier bekommen und der Kaiser von Rußland, unser König mit zwei königlichen Prinzen und noch mehrere andere vornehme Persönlichkeiten fanden sich bei uns ein. Ich selbst war an diesem Tage größtentheils wieder bei der Reiterei von Wassiltschikof und wir machten so gut es in dem schlechten Boden nur gehen wollte, eine herzhafte Attaque auf die französische Reiterei des Generals Nausauty und nahmen derselben 28 Kanonen, wobei ich das Glück hatte, mit einigen russischen Husaren selbst 2 Geschütze zu erobern. Das Schneegestöber war aber mit kleinen Unterbrechungen an diesem Tage so dicht, daß ich nur sah was in meiner nächsten Nähe vorging.

Einmal ward ich zum Kronprinzen von Württemberg, der rechts vom Sacken'schen Corps befehligte, mit einer Meldung gesandt. Dieser ritterliche, junge Fürst, der mir überhaupt damals einen sehr angenehmen Eindruck machte, führte seine württembergischen Truppen überaus muthig vorwärts und zeigte, daß er tüchtiges Soldatenblut in seinen Adern hatte.

Als ich wieder zum Sacken'schen Corps zurückkehrte, erstürmte eine Infanteriedivision desselben eben das von den Franzosen so hartnäckig vertheidigte Dorf la Rothière. Mitten in dem heftigsten Gefecht traf ich wieder unseren alten Feldmarschall Blücher, die stürmenden russischen Grenadiere durch sein lautes Vorwärts antreibend. Es standen alte französische Garden uns hier gegenüber und die machten uns den Kampf so schwer, daß schon die vollständige Dunkelheit eingetreten war, als wir endlich den vollständigen Sieg errungen hatten.

Es war dies ein heißer Tag für uns gewesen, an dem das tapfere Sacken'sche Corps zwar den größten Ruhm geerntet, aber auch den bedeutendsten Verlust erlitten hatte. Ich mußte den Verlust mancher lieber Kameraden, von denen Einige mir schon bei Eylau Waffenbrüder gewesen waren, betrauern. Noch in der Nacht ging ein Theil der Reiterei von Wassiltschikof wieder vor, wobei ich jedoch nicht mit anwesend war, sondern zwischen den Trümmern des in Flammen aufgegangenen Dorfes la Rothière bivouakirte. Unsere Kosacken hatten, ich weiß nicht wo, Champagnerflaschen erbeutet und so bildete ein Champagnerpunsch und dazu grobes, trockenes Kommißbrod unsere

Abendmahlzeit, die aber auch zugleich das fehlende Mittagsessen mit ersetzen mußte.

Nach der gewonnenen Schlacht bei La Rothière marschirten wir nun mit gewohnter Langsamkeit, wenn uns die Befehle aus dem großen Hauptquartier zukamen, und ließen Napoleon vollständig Zeit seine geschlagene Armee wieder zu ordnen und uns zu entwischen. Bald wurde aber zu unser Aller Freude das schlesische Heer von dieser Verbindung erlöst, Blücher führte allein den Befehl über uns und sogleich ging es wieder schneller vorwärts. Wir kamen nun bald in die Champagne und in dieser öden, unfruchtbaren Gegend steigerten sich die Schwierigkeiten unserer Verpflegung ungemein. Freiwillig gaben die Bewohner uns auch nicht das Mindeste, wir mußten die größten Kleinigkeiten gewaltsam erzwingen und daß bei derartigen Gelegenheiten dann leicht weitere Unordnungen einreißen und es an verdrießlichen Scenen aller Art nicht fehlen konnte, war natürlich. Dazu mangelte es auch häufig an Holz und da wir bei der naßkalten Februarwitterung unmöglich ohne Feuer im Freien bivouakiren konnten, so mußten Zäune, Thüren, Mobilien, ja selbst mitunter die Dächer der Häuser, das Material zum Verbrennen hergeben, während das halbvermoderte Dachstroh das einzige Futter unserer armen Pferde bildete. Ein Theil der Bevölkerung war aufgestanden und organisirte unter Führung ehemaliger Soldaten, Flurschützen und Gensd'armen bewaffnete Banden, die uns großen Schaden zufügten und besonders auch die Zufuhr von Lebensmitteln aus weiter entfernten Gegenden sehr erschwerten. Auch wir Ordon=

nanzofficiere, die häufig von einem Truppentheil zum anderen reiten mußten, wurden durch diese Banden der Bauern sehr belästigt und konnte ohne eine starke Eskorte von Kosacken selten uns entfernen. Ich selbst bin wiederholt in Gefahr gewesen von solchen bewaffneten Banden, die übrigens alle gemachten Gefangenen sogleich tödteten, aufgehoben zu werden und nur die Gewandtheit meiner Kosacken und die Ausdauer unserer Pferde, vermochte uns zu retten.

Wir ertrugen aber alle diese vielen Widerwärtigkeiten, Strapazen und Gefahren mit fröhlichem Muthe und die Stimmung in unserem Heere blieb sehr gut, da der Feldmarschall Blücher uns gesagt hatte, daß wir jetzt gradeswegs nach Paris gingen. Leider sollten wir aber nicht so rasch in dies moderne Babylon hineinkommen, wie Manche von uns in allzufreudiger Siegeshoffnung bereits geglaubt hatten. Der Kaiser Napoleon übertraf sich in seinen genialen Manövern und der energischen Durchführung derselben jetzt selbst. In dem Hauptquartier unseres schlesischen Heeres war man aber entschieden zu unvorsichtig gewesen, hatte zu schnell gegen Paris vorstürmen wollen, die Kräfte der Feinde unterschätzt und deshalb unsere 4 Hauptcorps zu weit von einander getrennt, so daß sie von Napoleon einzeln überfallen wurden und sich gegenseitig nicht rechtzeitig unterstützen konnten.

Der arme General Olsuwief war der Erste, der am 10. Februar von weit überlegener feindlicher Macht angegriffen, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, bei der seine russischen Truppen wirklich das Außerordentlichste an

Tapferkeit leisteten, endlich vollständig unterliegen mußte. Ich selbst befand mich am 10. Februar aber bei der Reiterei vom General Wassiltschikoff nur noch 5—6 Meilen von Paris entfernt, als die Kosacken uns die Nachricht von der vollständigen Vernichtung des Olsuwief'schen Corps brachten. Jetzt war guter Rath theuer, denn wenn Napoleon auf der einen, der Marschall Macdonald, den wir vor uns hatten, auf der anderen Seite uns schnell angriffen, so kamen wir gehörig zwischen zwei Feuer. In einem angestrengten Nachtmarsch, wobei Alles die letzten Kräfte hergeben mußte, marschirten wir nun bis Montmirail wieder zurück, wo wir am anderen Morgen auch glücklich anlangten. Wäre nun der General York nicht ein so eigensinniger, widerspenstiger Mann gewesen, der niemals gehorchen, sondern stets nur nach seinem eigenen Ermessen handeln wollte, so hätte er sich dem Befehle Blüchers fügen und ebenfalls gegen Montmirail marschiren müssen, wo er dann bei gehöriger Anstrengung noch rechtzeitig bei dem Sacken'schen Corps eintreffen konnte. Leider geschah dies aber nicht, der General von York beging den großen Fehler nicht zu kommen und wir saßen nun allein in der Patsche.

Gegen 10 Uhr Morgens griff die Reiterei des Generals Wassiltschikoff die französische Gardekavallerie unter Nausauty an, und obschon unsere Pferde auf das Aeußerste ermüdet waren, so gelang es uns doch die Feinde zurückzudrängen. Freilich ritten die Franzosen fast lauter abgetriebene Schindmähren, die kaum noch auf drei Beinen forthumpeln konnten. Bald kam es jedoch zu einem all-

gemeinen Gefecht und eine Division der alten Garde vom Marschall Ney selbst geführt, stürmte unter lautem „vive l'empereur" gegen uns vor.

Das Dorf La Haute-Epine, der Mittelpunkt unserer Stellung ward uns nach der hartnäckigsten Vertheidigung endlich genommen und obgleich die Russen überall sehr muthig kämpften, geriethen wir immer mehr in Nachtheil. Besonders das Dorf Marchais ward von uns auf das Hartnäckigste vertheidigt und Napoleon sandte zuletzt sogar alle Gardebataillone, die von Marschällen gleich Bataillonskommandeuren befehligt wurden, gegen dasselbe, bis ihm zuletzt gegen 5 Uhr Abends, die Eroberung gelang.

Jetzt endlich als es eigentlich zu spät war, um noch einen Sieg für uns zu erkämpfen, erschien die preußische Brigade Pirch vom Yorkschen Corps auf dem Kampfplatz, wurde aber anfänglich von der alten französischen Garde zurückgetrieben, bis der wackere General Horn, dieser Bayard unseres Heeres, mit seiner Brigade zu ihrer Unterstützung herbeieilte und nun die Feinde zurücktrieb. Die inzwischen eingetretene Dunkelheit machte bald dem Kampfe hier ein Ende.

Wir hatten, wie nicht zu leugnen war, eine arge Schlappe erlitten und die Stimmung im russischen Heere war nicht die beste. Besonders über den General York mußte ich jetzt manchen harten Tadel vernehmen, der auch den preußischen Officier empfindlich berührte, wenn ich ihn auch nicht ganz unbegründet finden konnte. Dieser Rückmarsch geschlagener, dabei halbverhungerter Truppen in grundlosen Wegen, während der Nacht des 11. zum 12.

nahm auch das Intriguiren und Kabalisiren nach Frieden in dem großen Hauptquartier wieder seinen Anfang und auch Einige von unseren preußischen Generalen, die freilich etwas Besseres hätten thun sollen, betheiligten sich leider dabei. Es war wirklich als ob diese Herren eine heilige Scheu schon vor dem bloßen Namen Napoleons hätten, so zaghaft und kleinmüthig wurden sie sogleich, wenn es hieß, daß dieser uns persönlich gegenüberstehe. Die Schockschwerenoth konnte man sich an den Hals ärgern, wenn man dies Gewäsch im großen Hauptquartier mit anhören mußte und doch aus Subordination auch keine Miene dabei verziehen durfte, da es meist von hohen Generalen und anderen vornehmen Persönlichkeiten auszugehen pflegte.

„Is sich all nicks hier Kamerad Preuß, haben wir zu viele hohe Herren, die nehmen nur die Feder und nicht den Säbel in die Hand und machen viel zu viel Wort und verschmieren das schöne weiße Papier. Wenn wir Kaiserlichen nur hätten allein den Radetzky, und Ihr Preußen den Blücher und die Russen den Wassiltschikof, teremtete in vier Wochen wollten wir sein gewiß in Paris", sagte mir einst ein alter ungarischer Husarenrittmeister, indem er verdrießlich seinen langen Schnurrbart mit den Fingern zwirbelte.

„Hast Recht Kamerad, hole der Teufel alle diese Federfuchser, komm laß uns auf die Gesundheit aller Soldaten, die wünschen, recht bald in Paris einzuziehen, anstoßen" antwortete ich ihm und mehrere österreichische Ulanen-, Husaren- und Jägerofficiere, die mit im Zimmer

waren, stießen jubelnd auf diesen Wunsch mit an. Ich kam überhaupt jetzt häufiger mit den Officieren der österreichischen Vortruppen zusammen und fand gar oft lustige, frische Kameraden mit denen sich schon vergnüglich ein gutes Glas Wein trinken ließ, unter denselben. Da gab es manche heitere Stunde und dem trefflichen französischen Wein ward gehörig zugesprochen.

Am 29ten Januar hatten wir bei Brienne einen Massenangriff der Franzosen zu bestehen, und wie damals im August in Schlesien, konnte man sogleich aus dem ungestümen Andrang derselben sehr gut erkennen, daß sich der Kaiser Napoleon persönlich bei den Truppen befinde.

Gegen 2 Uhr Nachmittags hörte ich bei Lesmont zuerst den feindlichen Kanonendonner, der auf einen ernsthafteren Angriff gegen Brienne, welches von einem russischen Infanteriecorps unter dem General Olsuwief besetzt war, schließen ließ. Wir befanden uns mit dem Hauptcorps noch ¾ Meile von der Stadt entfernt und der General von Sacken ertheilte mir den Befehl, sogleich dahin zu jagen und seine baldige Ankunft zu verkünden. Rastlos trieb er seine Truppen vorwärts und Menschen wie Pferde mußten sich auf das Aeußerste anstrengen, um ihren schon im heftigsten Gefechte begriffenen Kameraden zur Hülfe zu eilen. Ein hartnäckiger Kampf tobte bereits in der Stadt und ich befand mich daselbst alsbald in einem feindlichen Feuer, daß Alles nur so um mich herum krachte. Die Russen waren anfänglich etwas geworfen worden, sammelten sich aber bald wieder und drängten unter lautem

selbst Soldaten ziemlich bemerkbar, wozu wohl die ungeheuren Verluste, welche die Russen in diesem Kampfe erlitten hatten, mit beigetragen haben mochten. Sie sprachen offen die Ansicht aus, der Zweck des Krieges sei nun für sie erreicht und eine fernere Theilnahme an demselben nur vom Uebel. Glücklicher Weise blieb der Kaiser Alexander bis zum letzten Augenblick kriegslustig gesinnt.

Von den Oesterreichern aber irgend wie eine schnelle Bewegung zu verlangen, war bei der Zusammensetzung ihres Hauptquartiers und dem Schlendrian und Zopfthum, dem ein großer Theil ihrer Generale nun einmal ergeben war, ein Ding der Unmöglichkeit. Was konnte dagegen selbst ein Schwarzenberg und dessen rechte Hand, Radetzky, was die Vortrefflichkeit der österreichischen Kavallerie, die Schnelligkeit und Bravour der ungarischen Husaren ausrichten.

Unter solchen Umständen war unser Blücher daher der Einzige von dem etwas Kräftiges zu erwarten war und am 20. des Mittags brachen wir nun zur Verfolgung der Feinde auf. Ich ward an diesem Tage mit einer Meldung zum General von York abgeschickt. Der alte „Isegrim" war sehr schlechter Laune und brummte und murrte gewaltig, daß er mit seinem Corps nicht an der Erstürmung von Leipzig hätte theilnehmen dürfen, was er einer Intrigue des Generals Gneisenau zuschrieb, obgleich es die reine Nothwendigkeit gewesen war, seine bei Möckern ohnehin so sehr zusammengeschmolzenen Truppen wenigstens einigermaßen zu schonen.

Am 21. bei Weißenfels erhielten wir die frohe Nach-

richt, daß Se. Majestät der König die Gnade gehabt hatte unseren General Blücher zum Feldmarschall zu ernennen, nachdem unsere Soldaten ihn schon längst „Marschall Vorwärts“ genannt hatten. Selten ist wohl eine Beförderung verdienter gewesen, selten aber auch von seinen Truppen allgemein mit größerem Jubel begrüßt worden, als diese. Alle ohne Unterschied, Preußen wie Russen freuten sich über diese Ernennung ungemein und besonders der General von Sacken, der von dem Tage bei der Katzbach her ein so unbedingter Verehrer Blüchers geworden war, beglückwünschte ihn deshalb auf die herzlichste Weise.

Daß das feindliche Heer bei Leipzig in seiner ganzen Organisation stark erschüttert worden war, konnten wir bei dieser Verfolgung deutlich verspüren. Wir machten sehr viele Gefangene und fanden oft ganze Haufen halb verhungerter und erschöpfter Soldaten, die sich, ohne nur einen Widerstand zu versuchen, unseren Kavalleriepatrouillen ohne Weiteres ergaben. Auch viele Beute an Wagen, Geschützen, Pferden u. s. w. machten wir jetzt und die Kosacken, welche wie immer, den fliehenden Feinden zunächst folgten, hielten wieder eine reiche Ernte. Wo aber Napoleon sich persönlich befand, da schlugen sich auch jetzt noch seine Truppen vortrefflich und die große Zuversicht, welche dieser seltene Feldherr seinen Soldaten einzuflößen vermochte, war recht bemerklich. Auf dieser Verfolgung berührte ich auch einen Theil des Schlachtfeldes von Auerstedt und gar verschiedene Empfindungen durchzuckten dabei mein Inneres. Welch ungeheurer Un-

— „er möge im Namen des Generals von Sacken Pardon annehmen.“ „Niemals ergebe ich mich einem Russen, fort oder ich laß auch auf Sie schießen“ brüllte mir dieser mit dem Tone der höchsten Wuth entgegen. Kaum war ich einige Schritte zurückgesprungen, so schossen die Polen, eine Kugel riß mir die Mütze vom Kopfe und mehrere russische Soldaten wurden getroffen. Jetzt war der fernere Kampf nicht mehr zu verhindern. Die ergrimmten Russen erstürmten die Treppe, drangen in die oberen Stockwerke ein und stachen nach verzweifelter Gegenwehr alle Feinde mit dem Bajonnett zusammen. Es sollen — wie mir später der hier kommandirende Hauptmann vom Regiment Archangel erzählte — in diesem Hause allein 35 Feinde getödtet sein, während 11 russische Soldaten dabei erschossen und 17 verwundet wurden.

Mit lautem Hurrah und schlagenden Tambouren, blasenden Hornisten; kurz mit allen möglichen Lärm, der nur gemacht werden konnte, drangen wir nun immer weiter vor und kamen bald auf dem „Fleischerplatz“ an, wo eine Menge zusammengefahrener Munitionskarren, Geschütze, gekoppeltes Schlachtvieh, uns den Weitermarsch versperrte. Der feindliche Widerstand hatte nach und nach ganz aufgehört; was von den Feinden nicht getödtet war, floh in wilder Eile oder warf von selbst die Waffen fort und bat um Pardon. Wir Officiere hatten genug zu thun, ihnen diesen zu verschaffen, denn die vom Sturm erhitzten und wüthenden russischen Soldaten, zeigten anfänglich große Lust Alles schonungslos zu tödten. Ein Adjutant des Kaiser Alexander von Rußland kam jetzt

angesprengt und machte alle Corpsbefehlshaber persönlich dafür verantwortlich, daß ihre Truppen nicht in den Häusern plünderten oder sonst Brutalitäten gegen die Einwohner ausübten. Dieser Befehl war sehr schwer durchzuführen, denn bei dem Sturm waren die verschiedenen Truppentheile durcheinander gekommen und die Officiere hatten ihre Leute nicht beisammen. Wir mußten häufig absitzen und in die Häuser dringen, um die darin befindlichen Plünderer mit flachen Säbelhieben daraus zu vertreiben. Der General von Sacken ließ einem Ordonnanzkosacken, den er plündernd in einem Hause bemerkt hatte, 50 Hiebe mit dem Kantschuh aufzählen. Selbst einen Trupp ostpreußischer Landwehrsoldaten vom Bülow'schen Corps, die ich in einem Materialwaarenladen plündernd gefunden hatte, konnte ich nur durch tüchtige flache Säbelhiebe daraus entfernen; ließ auch 2 Kerle, die sich meinem Befehle widersetzen wollten, durch Kosacken arretiren und an ihr Bataillon abliefern. Bei der großen Menge roher Menschen, die sich auch in dem besten Heere befinden, wird man im Kriege, wo ohnehin Alles schon mehr zur Entfesselung wüster Leidenschaften geneigt ist, niemals ohne sehr strenge körperliche Strafen, die wo möglich auf frischer That folgen müssen, die nöthige Disciplin erhalten können; dies ist meine feste Ueberzeugung, obgleich ich sonst ein entschiedener Anhänger einer humanen Behandlung und einer möglichsten Erweckung des Ehrgefühles bei allen Soldaten bin. Uebrigens hatten bei dieser Erstürmung von Leipzig unsere Soldaten gar nicht nothwendig bei den Einwohnern

zu plündern, da sie bei den gefangenen Feinden und der großen Menge der erbeuteten Bagagewagen, ohnehin mehr Beute fanden, als sie mitfortschleppen konnten. Besonders erhielten wir auch viel Schlachtvieh, was freilich schon sehr verhungert und zum Theil so matt war, daß es kaum noch stehen konnte. Unsere Soldaten verkauften solches sehr wohlfeil und ich sah, daß ein russischer Musketier, einem Leipziger Bürger einen Ochsen für ein Glas Brandwein und ein großes Brod vertauschte.

Um die russischen Truppen des Sackenschen und Langeronschen Corps, die sehr durcheinander gekommen waren, wieder mehr zu sammeln, wurde gegen 4 Uhr Nachmittags Appell geschlagen und dann der Rückmarsch gegen Skeuditz zu angetreten. Viele Soldaten fehlten aber noch, hatten sich in den Häusern und Straßen verirrt oder waren zu anderen Corps gekommen und von diesen mit in den großen Strom der Verwirrung fortgerissen worden. Man bedenke nur, welche Unordnung selbst bei der strengsten militairischen Disciplin entstehen muß, wenn über 200,000 Soldaten der verschiedenartigsten Nationen eine große Stadt, die von 150,000 muthigen Feinden vertheidigt wird, nach mehrtägigen hartnäckigen Kämpfen endlich gewaltsam erstürmen.

Ich hielt gerade auf dem „Fleischerplatz," als die Sprengung der Hauptbrücke über die Elster, wodurch so viele Feinde noch in unsere Gefangenschaft geriethen, erfolgte. Die Explosion war sehr bedeutend, Quadersteine, Holzwerk und zerrissene Pferde und Menschenkörper flogen durch die Luft und ein großer brennender Balken, der dicht

neben mir niederfiel, würde mich sicherlich erschlagen haben, wenn nicht in dem Augenblick mein erschrecktes Pferd einen weiten Satz gemacht hätte. Zwei russische Jäger, die neben mir standen, wurden zerschmettert. Die Verwirrung unter den Flüchtlingen, die in dichten Haufen dieser Brücke zueilen wollten, wurde unbeschreiblich, während jetzt die russischen Jäger immer eifriger in den dichten Schwarm hineinschossen, bis Alles die Waffen gestreckt hatte. Wir nahmen jetzt viele Tausende gefangen und mir selbst überreichten so viele französische und auch einige badische Officiere ihre Degen, daß zwei Kosacken, die ich bei mir hatte, mindestens 20 Stück trugen. Ich wußte zuletzt gar nicht, was ich mit allen diesen Waffen beginnen sollte, da ich sie den Gefangenen nicht wieder zurückstellen konnte, und so ließ ich die Klingen von den Kosacken an einem französischen Lafettenrad zerbrechen. Es war mir in dem Augenblick zwar selbst schmerzlich, daß so schöne Waffen, die vielleicht von muthigen Kriegern im blutigen Kampfe bereits viele Jahre geführt waren, jetzt so schmählich vernichtet wurden, doch was sollte ich anders damit anfangen. Einem alten französischen Obersten, einer so echten Kriegergestalt wie man solche häufig unter den lang gedienten Soldaten Napoleons fand, traten die Thränen in die Augen, als ihm sein schöner Säbel, auf dessen Klinge eine Inschrift zu sein schien, auf diese Weise von den Kosacken zerbrochen wurde. „Ich erhielt solchen von Napoleon in Aegypten und führe ihn nun schon über 16 Jahren mit Ehren" sagte er mir. Ich konnte mich so recht in die Seele dieses alten Veteranen hineinversetzen,

nahm den sehr fein gearbeiteten und reich verzierten Griff und gab solchen dem Obersten mit den Worten zurück. „Nun so behalten Sie wenigstens den Griff zum Andenken und verwahren ihn während ihrer Gefangenschaft in der Tasche, daß er Ihnen nicht abgenommen wird".

Bald nachher sah ich auch die ersten preußischen Truppen und eilte ihnen voll Freude entgegen. Es waren Jäger und ostpreußische Landwehrsoldaten, wackere Männer, die soeben aus blutigem Streite kamen. Welcher Jubel erfüllte sie jetzt, wie freudig ertönte ihr „Hurrah" und „Es lebe unser König Friedrich Wilhelm" von den Lippen, die noch vom Pulver der abgebissenen Patronen ganz geschwärzt waren. Den Russen galt der Gewinn der Leipziger Schlacht nicht höher, als der jeder anderen großen Feldschlacht, in der sie sehr muthig gekämpft hatten, wir Deutschen aber durften solchen als den völligen Anfang der endlichen Befreiung unseres Vaterlandes vom drückenden Joch der verhaßten Feinde betrachten, daher unsere Freude mit vollem Recht eine so viel reinere war. Besonders die preußischen Officiere waren voll Jubel und selbst persönlich sich Unbekannte umarmten sich und riefen: „Welch schöner Tag, nun sind wir für immer vom Feinde gerettet." Ein junger Lieutenant der ostpreußischen Landwehr, ein früherer Kandidat der Theologie, den ich selbst im April als freiwilliger Jäger angenommen hatte, kam mit zerschossenem Arm auf mich zu und rief, den Schmerz der Wunde nicht achtend, „Solchen frohen Tag zu erleben, habe ich niemals mehr gehofft, Herr Rittmeister." Ein alter Hauptmann der Landwehr, der früher Officier und

dann längere Jahre bereits Postmeister gewesen war, sprach zu einem Kreise von Officieren „Zwei meiner Söhne sind bereits geblieben und so eben erhalte ich die Nachricht, daß mein dritter Junge bei Möckern erschossen wurde, aber solch ein Sieg wie dieser, ist damit nicht zu theuer erkauft. Wozu hätte Gott mir auch Söhne gegeben, wenn sie nicht für unseren König und unser preußisches Vaterland sterben könnten.“ Solche Ausbrüche der größten Freude, die für den Augenblick jedes Gefühl des Schmerzes völlig vergessen ließen, erlebte ich an diesem Tage gar viele. Für mein ganzes Leben werden solche mir unvergeßlich bleiben.

Noch auf dem „Fleischerplatz“ ritt unser alter Heldenmarschall Blücher, der an dem Ruhm des heutigen Tages einen so vollgültigen Antheil hatte, bei mir vorüber. Er nickte wohlwollend mit dem Kopfe und rief: „Heute ging es gut Fritz, die haben wir gehörig ausgeschmiert und nun man gleich munter drauf los bis nach Paris und dort erst Friede gemacht.“

Ich wollte so sehr gern unsern König Friedrich Wilhelm sehen, da ich diesen von mir so hoch verehrten Monarchen seit dem Unglücksjahr 1807 noch nicht wieder erblickt hatte, erhielt aber leider in dem Augenblick als derselbe mit dem Kaiser Alexander von Rußland sich uns näherte, von dem General von Sacken einen Auftrag der dies verhinderte. So ward mir diese Freude erst mehrere Monate später zu Theil. Erwähnen darf ich aber wohl hier, daß mir für mein Benehmen während der Schlacht am 18. October das „Eiserne Kreuz II. Klasse“ dies höchste

Ehrenzeichen, welches jemals meine Brust schmückte, verliehen ward.

Noch am Abend kehrte ich von meinem Auftrag nach Leipzig zurück und begab mich nun auch in das Innere der eigentlichen Stadt. Selten sind wohl auf einem kleinen Fleck so viele freudige und trauernde Menschen vereinigt gewesen, selten konnte man so wechselnde Scenen des größten Schmerzes, der bittersten Noth und wieder der lebhaftesten Freude der höchsten Begeisterung, unmittelbar neben einander erblicken. Tausende von französischen und russischen, deutschen und österreichischen Verwundeten lagen auf den Fluren, Böden, Treppen, ja theilweise Straßen und Plätzen umher und es war bei ihrer großen Zahl nicht möglich ihnen schnelle Hülfe, ärztliche Pflege, ja nur Nahrung zu verschaffen. Oft flehten diese Unglücklichen vergebens um einen Trunk Wasser. Ich selbst habe mit einem ledernen Feuereimer, den ich zufällig fand, aus einer Pumpe Wasser geholt, einer ganzen Reihe französischer Verwundeter, die neben einander auf dem Steinpflaster lagen, den Durst damit gestillt und mehr dankende Worte dafür empfangen, wie mir je früher zu Theil geworden sind. Zu ganzen Trupps wurden auch die Gefangenen zusammengetrieben; sie alle waren verhungert, erschöpft und griffen gierig nach dem halb verschimmelten, groben Kleienbrod, welches zwischen sie geworfen wurde. Manche Officiere und Soldaten tödteten sich in größter Verzweiflung selbst und wiederholt knallten die Schüsse, mit denen diese Unglücklichen ihrem Leben ein Ende machten. Auf der anderen Seite waren die

alliirten Truppen und besonders die Preußen, welche noch in der Stadt sich befanden, voll des frohsten und berechtigtsten Siegesjubels. Man hörte laut singen, lachen, scherzen; kurz die Freude machte sich in der verschiedenartigsten Weise Luft. Auch die religiösen Gefühle unserer braven Leute traten bemerklich hervor. Ein Kreis pommerscher Landwehrsoldaten sang das schöne, feste Kernlied: „Eine feste Burg ist unser Gott", von anderen hörte ich das Lied „Heil Dir im Siegerkranz" anstimmen, unter dessen lautem Gesang einige Bataillone des Blücher'schen Corps auch am 18. October in das Feuer marschirt sein sollen. Wo übrigens Preußen beisammen waren, da konnte man sicherlich oft ihr lautes Jubelgeschrei: „Unser König Friedrich Wilhelm soll leben hoch und abermals hoch" vernehmen. Auch die Einwohner von Leipzig waren voller Jubel, wehten mit Tüchern aus den Fenstern, brachten den verbündeten Monarchen und ihren Heeren ein Hoch nach dem anderen und vertheilten was sie an Lebensmitteln noch besaßen — sehr viel war es freilich nicht — bereitwillig an unsere Truppen.

Mit einigen Officieren des Bülow'schen Corps, alte, gute Kriegskameraden von mir, fand ich mich zusammen, um am Abend in einer Restauration zu essen. Wir zeigten Goldstücke, sparten keine Worte und fanden dann endlich auch einen Wirth, der uns in einem Hinterstüblein ein erträgliches Mahl und einige Flaschen Wein vorsetzte, die wir vergnügt auf unseren König und auf das Gedeihen und Wachsen unseres preußischen Vaterlandes leerten.

Siebentes Kapitel.

Verfolgung der Feinde. — Kantonnirungen am Rhein. — Friedensgerüchte. — Unwillen des Feldmarschalls v. Blücher über dieselben. — Uebergang über den Rhein am 1. Januar bei Mannheim. — Gefechte und Patrouillenritte. — Gute Gesinnung der deutschen und schlechte der französischen Bevölkerung Frankreichs. — Einzug in Metz. — Sehr heftiger Kampf in Brienne. — Schlacht bei la Rothière und muthiger Kampf des Sackenschen Corps in derselben. — Beschwerden des Winterfeldzuges. — Ungünstige Gefechte bei Montmirail und Chateau-Thierry und weitere Unfälle des schlesischen Heeres. — Die Friedensfreunde des Hauptquartiers. — Energie Blüchers und seiner Umgebung. — Abermaliger Vormarsch gegen Paris.

Wir brachen am 20. October wieder zur Verfolgung des fliehenden Feindes auf. Es ist von vielen Seiten hart getadelt worden, daß nicht bereits am 19. October die davon eilenden Trümmer des feindlichen Heeres nachdrücklicher verfolgt wurden, wodurch sie leicht vollständig aufgerieben werden konnten. Man hat theoretisch mit diesem Vorwurfe entschieden recht, muß aber auch auf die thatsächlichen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Der Kampf um

Leipzig und die Anstrengungen, welche dabei den verbündeten Truppen zugemuthet waren, hatten bei Allen eine gewisse Abspannung, die selbst in völlige Erschöpfung überzugehen drohte, erzeugt, wodurch eine kurze Erholung nothwendig wurde. Das Yorksche Corps konnte sich noch immer nicht wieder ganz von seinen Verlusten bei Möckern erholen und seine Reorganisation ging auf dem Papier rascher wie in der Wirklichkeit vor sich. Man muß nur erwägen, daß bei uns Preußen sich viele junge Soldaten und ungeübte Landwehrmänner befanden und wir bei unserer Reiterei, der doch hauptsächlich die Aufgabe der schnellen Verfolgung zufiel, eine große Menge schlechter, schwacher Pferde besaßen, die man im Frühling bei den ungeheuren Kriegsrüstungen aus Mangel an besseren nothgedrungen hatte einstellen müssen. Gegen diesen Uebelstand, der auch noch 1814 manchen Nachtheil brachte, konnte selbst ein Blücher nicht ankommen. Bei den Russen war das Material der Pferde zwar ungleich besser als bei uns, aber ihr Verpflegungswesen war langsam und schlecht geordnet und erschwerte jede schnelle Bewegung größerer Heeresmassen. Wie oft hat sich der alte Blücher nicht über diese schlechte und langsame Verpflegung der russischen Truppen in den heftigsten Zorneswörten ergossen, ohne daß dadurch nur das Mindeste geändert würde. Das Uebel lag hier viel zu tief. Ein Theil dieses Heeres war aber auch gar nicht kriegslustig mehr gestimmt, glaubte genug gethan zu haben und sehnte sich nach Frieden und der Rückkehr nach Rußland. Besonders nach der Schlacht bei Leipzig machte sich diese Ansicht bei vielen russischen Officieren, ja

selbst Soldaten ziemlich bemerkbar, wozu wohl die ungeheuren Verluste, welche die Russen in diesem Kampfe erlitten hatten, mit beigetragen haben mochten. Sie sprachen offen die Ansicht aus, der Zweck des Krieges sei nun für sie erreicht und eine fernere Theilnahme an demselben nur vom Uebel. Glücklicher Weise blieb der Kaiser Alexander bis zum letzten Augenblick kriegslustig gesinnt.

Von den Oesterreichern aber irgend wie eine schnelle Bewegung zu verlangen, war bei der Zusammensetzung ihres Hauptquartiers und dem Schlendrian und Zopfthum, dem ein großer Theil ihrer Generale nun einmal ergeben war, ein Ding der Unmöglichkeit. Was konnte dagegen selbst ein Schwarzenberg und dessen rechte Hand, Radetzky, was die Vortrefflichkeit der österreichischen Kavallerie, die Schnelligkeit und Bravour der ungarischen Husaren ausrichten.

Unter solchen Umständen war unser Blücher daher der Einzige von dem etwas Kräftiges zu erwarten war und am 20. des Mittags brachen wir nun zur Verfolgung der Feinde auf. Ich ward an diesem Tage mit einer Meldung zum General von York abgeschickt. Der alte „Isegrim" war sehr schlechter Laune und brummte und murrte gewaltig, daß er mit seinem Corps nicht an der Erstürmung von Leipzig hätte theilnehmen dürfen, was er einer Intrigue des Generals Gneisenau zuschrieb, obgleich es die reine Nothwendigkeit gewesen war, seine bei Möckern ohnehin so sehr zusammengeschmolzenen Truppen wenigstens einigermaßen zu schonen.

Am 21. bei Weißenfels erhielten wir die frohe Nach-

richt, daß Se. Majestät der König die Gnade gehabt hatte unseren General Blücher zum Feldmarschall zu ernennen, nachdem unsere Soldaten ihn schon längst „Marschall Vorwärts" genannt hatten. Selten ist wohl eine Beförderung verdienter gewesen, selten aber auch von seinen Truppen allgemein mit größerem Jubel begrüßt worden, als diese. Alle ohne Unterschied, Preußen wie Russen freuten sich über diese Ernennung ungemein und besonders der General von Sacken, der von dem Tage bei der Katzbach her ein so unbedingter Verehrer Blüchers geworden war, beglückwünschte ihn deshalb auf die herzlichste Weise.

Daß das feindliche Heer bei Leipzig in seiner ganzen Organisation stark erschüttert worden war, konnten wir bei dieser Verfolgung deutlich verspüren. Wir machten sehr viele Gefangene und fanden oft ganze Haufen halb verhungerter und erschöpfter Soldaten, die sich, ohne nur einen Widerstand zu versuchen, unseren Kavalleriepatrouillen ohne Weiteres ergaben. Auch viele Beute an Wagen, Geschützen, Pferden u. s. w. machten wir jetzt und die Kosacken, welche wie immer, den fliehenden Feinden zunächst folgten, hielten wieder eine reiche Ernte. Wo aber Napoleon sich persönlich befand, da schlugen sich auch jetzt noch seine Truppen vortrefflich und die große Zuversicht, welche dieser seltene Feldherr seinen Soldaten einzuflößen vermochte, war recht bemerklich. Auf dieser Verfolgung berührte ich auch einen Theil des Schlachtfeldes von Auerstedt und gar verschiedene Empfindungen durchzuckten dabei mein Inneres. Welch ungeheurer Un-

terschied war zwischen dem October 1806 und dem des Jahres 1813 für Preußen eingetreten. Aber wie Viele meiner lieben, braven Kameraden, die auch damals zuerst mit so freudigem Muthe in die Schlacht ritten, durften sich dieser schönen Jetztzeit nicht mehr erfreuen. Auf den verschiedensten Schlachtfeldern Deutschlands, Rußlands und der pyrenäischen Halbinsel, kurz überall wo nur die Waffen gegen den übermüthigen französischen Tyrannen klirrten, hatten sie den Soldatentod gefunden. Nun es war nicht vergeblich gewesen, von jetzt an war seine Riesenmacht für immer gebrochen, das konnte mich schon über ihren Verlust, der sich mir bei diesem Ritte wieder so recht lebhaft aufdrängte, trösten.

Am 26. October hatten wir am Hörselberge unweit Eisenach noch ein ziemlich lebhaftes Gefecht mit der französischen Nachhut unter dem General Bertrand, an dem ich zufällig persönlichen Antheil nahm. Die preußischen Truppen schlugen sich sehr gut, erlitten aber beträchtlichen Verlust. Mir selbst ward ein Pferd durch eine französische Kugel so verletzt, daß ich es todtschießen ließ. Es war das siebente Roß, welches mir in meinem Kriegsleben auf diese Weise verloren ging. Dies Gefecht war übrigens das Letzte, welches ich auf deutschem Boden mit den Feinden zu bestehen hatte und außer Gefangenen — diese freilich in großer Zahl — sah ich nun keine Franzosen mehr auf dem rechten Rheinufer.

Wir marschirten bei schlechten Wegen und übler Witterung ziemlich langsam und unter lässiger Verfolgung der Feinde an den Rhein. Es hieß jetzt wieder „Immer

langsam voran, daß das große Hauptquartier auch nachkommen kann." Wir schienen Napoleon absichtlich entwischen zu lassen, obgleich wir ihn so leicht jetzt ganz gefangen nehmen konnten, da der bairische General Wrede bei Hanau den Weg zu versperren suchte und wir dadurch das feindliche Heer leicht zwischen zwei Feuer gebracht hätten, wenn wir nur etwas rascher nachgerückt wären. Aber wenn erst wieder diplomatisches Ränkespiel beginnt, wird freilich das Blut vieler tapferer Soldaten nutzlos geopfert.

Ich erlebte in den Monaten November und December sehr wenig, hatte in und um Mannheim meist gute Quartiere und nur unbedeutende Geschäfte und fand hinlängliche Zeit mich von den vielen Strapazen der letzten Jahre zu erholen. Ich ritt spazieren, ging viel auf die Jagd, suchte meine alten Bekannten in den verschiedenen Corps, die ich während des Krieges nicht gesehen hatte, auf und brach gar mancher Flasche Rheinwein, von dem berühmten 1811 Jahrgang, der eben recht trinkbar wurde, den Hals. Häufig empfing ich auch Briefe aus dem stillen Pfarrhaus in Ostpreußen, das für mich jetzt den höchsten Schatz meines Lebens umfaßte und es war stets ein Festtag für mich, wenn mein Diener mir ein solches Briefpacket überbrachte. Mein sächsischer Bedienter, den ich mit aus Rußland mitgenommen, war in seine Heimath zurückgekehrt und ich hatte jetzt einen westpreußischen Dragoner und außerdem einen Kosacken als Ordonnanz.

Ich hätte dies bequeme, faule Leben wohl schon ver-

tragen können, wenn mich nicht oft der Gedanke in gerechten Zorn versetzt hätte, daß wir hier unnütz die schöne Zeit auf der Bärenhaut vertrödelten und dadurch Napoleon hinlänglich Muße gaben sich abermals zu rüsten. Die verschiedenartigsten Gerüchte durchkreuzten sich jetzt. Bald hieß es, der Friede würde geschlossen und Napoleon das ganze linke Rheinufer als Besitz behalten, dann wieder, der Krieg ginge von Neuem an und wir marschirten bald über den Rhein. So wußte kein Mensch was wahr oder falsch sei. Die Rüstungen wurden allerdings ziemlich eifrig betrieben und eine Menge Reconvalescenten, die in den Hospitälern zurückgelassen waren, traten wieder in die Glieder ein. So sah ich denn im York'schen Corps jetzt manche alte Kameraden wieder, die von ihren in den früheren Gefechten erhaltenen Wunden geheilt, mit frischem Muthe bereit waren ihr Blut abermals für ihren König und ihr Vaterland zu vergießen. Der Geist in unseren preußischen Corps war überhaupt der beste, der nur gewünscht werden konnte. Niemand dachte hier an Frieden, Alle wollten den Krieg und selbst die Landwehrmänner, die oft Frau und Kind in ärmlichen Verhältnissen daheim zurückgelassen hatten, beschämten durch ihren wahren patriotischen Sinn gar viele vornehme Excellenzen, die mit ihren im Dampf der Suppenschüsseln verdienten Großkreuzen so unverschämt herumliefen.

„Die Franzosen sind oft genug in Berlin gewesen, also müssen auch wir jetzt mal nach Paris und lassen wir den Napoleon jetzt in Ruhe, so fängt er sein Spiel bald wieder von Neuem an, und wir müssen dann

abermals von Frau und Kind fort und unters „Gewehr“ so lauteten die einfachen, aber richtigen Urtheile unserer Landwehrsoldaten, mit deren gesunder Kraft sie alle noch so spitzfindigen Raisonnements der schwachköpfigen Friedensfreunde niederschlugen. Der kräftigste und wirksamste Vertreter eines schleunigen Ueberganges über den Rhein war natürlich wieder unser alter Blücher. Ich war wiederholt in seinem Hauptquartier und es war wirklich eine Freude zuzuhören, mit welch groben Worten er Einige von diesen fein und überweise und vornehm sein wollenden Diplomaten abtrumpfte.

In der letzten Hälfte des December hieß es allgemein, daß der Rheinübergang beschlossen sei, unsere Truppen wurden enger zusammengezogen und groß war die Freude in unserem Heere darüber. Den Weihnachtsabend, den ich von Kindheit an gern recht festlich zu feiern pflege, wenn sich nur einigermaßen die Gelegenheit dazu findet, verbrachte ich nicht weit von Worms im frohen Kreis einer Gesellschaft guter Kameraden. Wir füllten die großen Römer mit dem köstlichen „Liebfrauenmilch“, der hier wächst und tranken zuerst auf das Wohl unserer fernen Lieben, und dann auf baldigen Rheinübergang und fröhlichen Einzug in Paris. Das war jetzt doch wahrlich ein ganz anderer Weihnachtsabend, als die 1809 auf der Insel Wight und 1810 und 11 auf der pyrenäischen Halbinsel, wo die Befreiung unseres deutschen Vaterlandes noch in so weiter Ferne lag, daß wirklich ein festes Vertrauen dazu gehörte, um nicht zuletzt daran zu verzweifeln.

Am 1. Januar setzte die Vorhut des Sacken’schen

Corps bei Mannheim über den Rhein. Se. Majestät der König von Preußen war jetzt hier anwesend und bei dieser Gelegenheit hatte ich die Freude meinen geliebten Monarchen nach so langen traurigen Jahren wiederzusehen, ja selbst zu sprechen. Der König mit seinem ausgezeichneten Gedächtniß erkannte mich wieder und hatte die Gnade mir die freundlichen Worte zu sagen: „Tragen schöne Ehrenzeichen auf der Brust — dafür auch eine gehörige Narbe auf der Backe — Habe mit Vergnügen gehört, daß Sie sich überall gut benommen haben. Ist mir lieb einen solchen Officier in meiner Armee zu besitzen. — Fahren sie nur so fort, wir werden wohl noch viele Arbeit da drüben bekommen. Adieu."

Die russischen Jäger setzten mit Kähnen über den Rhein, konnten aber erst nach harten Verlusten, eine starke, mit Geschützen besetzte Schanze am jenseitigen Ufer, welche die Franzosen sehr muthig vertheidigten, erstürmen. Am Nachmittag war die große Schiffbrücke vollendet und wir konnten mit einem beträchtlichen Theil unseres Corps übergehen und noch bis Frankenthal marschiren. Mit ungefähr 60 Kosacken ward ich noch in der Nacht abgesandt, um eine Verbindung mit den nächsten Truppen des York'schen Corps zu suchen. Die Freude, mit welcher die deutschen Bewohner des linken Rheinufers uns als ihre Befreier von dem französischen Joche empfingen, war allgemein und aufrichtig. Wir wurden in den Dörfern mit dem besten Wein und reichlichen Lebensmitteln bewirthet, und freiwillig theilten uns die Einwohner alle möglichen Nachrichten über die Stellung der Feinde mit. Ein Haufe

von ungefähr 300 französischen Douaniers, berittenen Gensd'armen und Dragonern, verfolgte uns bei dieser Gelegenheit sehr eifrig und wir mußten unsere Rettung in der Schnelligkeit unserer raschen Pferde suchen, da meine Kosacken nicht dahin zu bringen waren, gegen eine solche Uebermacht Stand zu halten. Es war mir zwar sehr unangenehm, daß mein erstes Gefecht am linken Rheinufer sogleich mit einer Flucht endigen sollte, allein was konnte ich dagegen anfangen!

Uebrigens erreichte ich meinen Zweck vollkommen, fand preußische Truppen, die mich sehr kameradschaftlich begrüßten und kehrte auch glücklich wieder zum Sacken'schen Corps zurück, wohin ich noch 6—8 Gefangene, die ich unterwegs machte, mitnahm. Einen Trupp eben ausgehobener Konscribirter, lauter Rheinpfälzer, welche gezwungener Weise nach Metz marschiren sollten, befreite ich ebenfalls auf diesem Streifzug. Die armen Kerle, lauter blutjunge Bürschleins von 18—19 Jahren, zeigten nicht die mindeste Lust, für den Ehrgeiz Napoleons und den Ruhm der großen französischen Armee ihr junges Leben zu opfern, waren sehr erfreut, daß ich ihre Gensd'armerieeskorte gefangen nahm und liefen jubelnd auseinander um in ihre Heimathsorte zurückzukehren, wozu ich ihnen gern die Erlaubniß ertheilte.

Am 3. Januar erfolgte die Vereinigung des linken Flügels des York'schen Corps mit den von Sacken'schen Truppen. Da die Kälte sehr empfindlich wurde, so machten wir jetzt zwei Tage Halt, was wie ich glaube nicht recht gehandelt war, und gingen am 11. Januar über die Mosel. So

wie wir in das eigentliche Frankreich einrückten, wo die Landessprache französisch war, änderte sich sogleich die Stimmung der Bevölkerung gegen uns. Statt der unverhohlenen Freude mit der uns die Deutschen, welche Napoleon zwangsweise mit seinem Lande vereinigt hatte, begrüßten, trat uns jetzt häufig eine offenbare Gehässigkeit, die sich auf die verschiedenste Weise Luft zu machen suchte, entgegen. Diese übermüthigen Franzosen wollten sich noch nicht recht an den Gedanken gewöhnen, daß auch sie feindliche Einquartirung erhalten könnten, nachdem sie selbst so viele Jahre unser deutsches Vaterland arg genug mitgenommen hatten. Häufig kam es nunmehr zu Streitigkeiten mit der Bevölkerung und obgleich uns die strengste Mannszucht anempfohlen ward, so mußten wir doch öfters Gewalt gebrauchen, um unseren Willen zu erreichen.

Da ich ziemlich geläufig, wenn auch mit sehr schlechter Aussprache, französisch redete, so ward ich häufig zu Verhandlungen mit den Behörden gebraucht. So lange diese Leute artig blieben und uns Alles, was wir nach Kriegsgebrauch nun einmal beanspruchen konnten, bewilligten, blieb auch ich artig, wollten sie sich aber hochmüthig benehmen und sogar versuchen mir zu imponiren, so änderte ich auch sogleich mein Benehmen und zeigte ihnen, daß sie jetzt die Besiegten und wir die Sieger wären. Das Blatt hatte sich gewendet, das mußten diese unverschämten Kerle jetzt auch durch die That fühlen lernen.

Am 17. Januar zog unser Feldmarschall Blücher in das reiche Metz ein und ich hatte das Vergnügen mit in

seinem Hauptquartier zu sein. Der Alte war an diesem Tage sehr guter Laune und erzählte am Abend einige lustige Stücklein aus dem Feldzug von 1793, wo er sich zuerst seinen Ruhm als kühner Reiterführer erworben hatte. Bei Aubin wohnte ich am 23. Januar einem Vorpostengefecht bei, welches Wassiltschikof, dieser beste Kavalleriegeneral der russischen Armee, den Franzosen lieferte und hatte Gelegenheit mich gegen den heftigen Angriff eines feindlichen Gensd'armen zu vertheidigen. Mein Gegner, eine mächtige, recht kriegerisch aussehende Gestalt, wußte seinen Pallasch vortrefflich zu gebrauchen und machte mir viel zu schaffen. Ich blieb zuletzt doch Sieger und nahm ihn gefangen, wozu wohl meine größere Gewandtheit im Reiten das Meiste beigetragen haben mochte, denn in der Führung der Klinge war mir der Gensd'arm fast überlegen. So ein persönliches Gefecht zu Pferde mit einem muthigen Gegner, ist für mich stets ein großes Vergnügen gewesen, was mir auch in der Erinnerung noch viele Freude gewährt. Schillers herrliche Worte „da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein", finden auf einen solchen Reiterzweikampf ihre volle Anwendung.

Bisher hatten die französischen Truppen stets vor uns den Rückzug angetreten und waren jedem ernsten Zusammenstoß möglichst ausgewichen, so wie aber Napoleon wieder bei ihnen ankam, änderte sich plötzlich ihre Haltung.

Am 27ten Januar rückten wir in Brienne an der Aube ein und bildeten somit gleichsam den Vortrab der großen böhmischen Hauptarmee, welche endlich bis Langres marschirt war. Kaum waren wir nun wieder so weit, so

nahm auch das Intriguiren und Kabalisiren nach Frieden in dem großen Hauptquartier wieder seinen Anfang und auch Einige von unseren preußischen Generalen, die freilich etwas Besseres hätten thun sollen, betheiligten sich leider dabei. Es war wirklich als ob diese Herren eine heilige Scheu schon vor dem bloßen Namen Napoleons hätten, so zaghaft und kleinmüthig wurden sie sogleich, wenn es hieß, daß dieser uns persönlich gegenüberstehe. Die Schockschwerenoth konnte man sich an den Hals ärgern, wenn man dies Gewäsch im großen Hauptquartier mit anhören mußte und doch aus Subordination auch keine Miene dabei verziehen durfte, da es meist von hohen Generalen und anderen vornehmen Persönlichkeiten auszugehen pflegte.

„Is sich all nicks hier Kamerad Preuß, haben wir zu viele hohe Herren, die nehmen nur die Feder und nicht den Säbel in die Hand und machen viel zu viel Wort und verschmieren das schöne weiße Papier. Wenn wir Kaiserlichen nur hätten allein den Radetzky, und Ihr Preußen den Blücher und die Russen den Wassiltschikof, teremtete in vier Wochen wollten wir sein gewiß in Paris", sagte mir einst ein alter ungarischer Husarenrittmeister, indem er verdrießlich seinen langen Schnurrbart mit den Fingern zwirbelte.

„Hast Recht Kamerad, hole der Teufel alle diese Federfuchser, komm laß uns anf die Gesundheit aller Soldaten, die wünschen, recht bald in Paris einzuziehen, anstoßen" antwortete ich ihm und mehrere österreichische Ulanen-, Husaren- und Jägerofficiere, die mit im Zimmer

waren, stießen jubelnd auf diesen Wunsch mit an. Ich kam überhaupt jetzt häufiger mit den Officieren der österreichischen Vortruppen zusammen und fand gar oft lustige, frische Kameraden mit denen sich schon vergnüglich ein gutes Glas Wein trinken ließ, unter denselben. Da gab es manche heitere Stunde und dem trefflichen französischen Wein ward gehörig zugesprochen.

Am 29ten Januar hatten wir bei Brienne einen Massenangriff der Franzosen zu bestehen, und wie damals im August in Schlesien, konnte man sogleich aus dem ungestümen Andrang derselben sehr gut erkennen, daß sich der Kaiser Napoleon persönlich bei den Truppen befinde.

Gegen 2 Uhr Nachmittags hörte ich bei Lesmont zuerst den feindlichen Kanonendonner, der auf einen ernsthafteren Angriff gegen Brienne, welches von einem russischen Infanteriecorps unter dem General Olsuwief besetzt war, schließen ließ. Wir befanden uns mit dem Hauptcorps noch ¾ Meile von der Stadt entfernt und der General von Sacken ertheilte mir den Befehl, sogleich dahin zu jagen und seine baldige Ankunft zu verkünden. Rastlos trieb er seine Truppen vorwärts und Menschen wie Pferde mußten sich auf das Aeußerste anstrengen, um ihren schon im heftigsten Gefechte begriffenen Kameraden zur Hülfe zu eilen. Ein hartnäckiger Kampf tobte bereits in der Stadt und ich befand mich daselbst alsbald in einem feindlichen Feuer, daß Alles nur so um mich herum krachte. Die Russen waren anfänglich etwas geworfen worden, sammelten sich aber bald wieder und drängten unter lautem

griff gegen uns unternehmen. Von verschiedenen Seiten stürmte französische Gardeinfanterie und Kavallerie auf uns ein und es fehlte nicht viel so wären sowohl Blücher wie Sacken Beide gefangen genommen worden. Wahrhaftig das wäre eine schöne Geschichte gewesen.

Mitten in den engen Straßen des zum Theil brennenden Brienne, kam es nun noch zu einem wilden, gegenseitig so erbitterten Kampf, wie ich solchen während meines ganzen Kriegslebens niemals heftiger gesehen habe. Selbst der General von Sacken mußte den Säbel ziehen und sich herumschlagen und sein erster Adjutant, der Graf Rochechouant, ein sehr liebenswürdiger und tapferer Mann, ward unmittelbar nebeu ihm zusammengehauen. Ich für meine Person war ebenfalls gehörig im Kampfe, gebrauchte meine Waffe tüchtig und erhielt einen derben Säbelhieb über die Schulter, der glücklicher Weise nur flach fiel, aber doch nicht wenig schmerzte. Nun mein Gegner ein französischer Gardelancier bekam auch seine Wiedervergeltung dafür, und als ich meine Klinge aus seiner Brust herauszog, war sie bis zum Griffe von Blute roth, wie ich beim Schein der in Flammen stehenden Häuser erkennen konnte. Wir hielten uns lange und unsere Truppen leisteten den hartnäckigsten Widerstand, aber endlich mußten wir uns doch zur Räumung der Stadt entschließen und marschirten um Mitternacht ab. Wie es bei einem so erbitterten nächtlichen Kampfe sehr leicht geschieht, so waren jetzt auch unsere Truppentheile vielfach durcheinander gekommen und es währte bis zum Morgen bis die nothdürftigste Ordnung erst einigermaßen wiederhergestellt wer-

Hurrah mit einem gewaltigen Bajonnettangriff die Feinde wieder zurück.

Die Dämmerung war bereits angebrochen, als französische Garde, die an ihren hohen Bärenmützen erkennbar war, unter Marschall Ney gegen uns vorstürmte. Wenn solche Truppen unter einem solchen Führer kommen, konnte man schon einen kräftigen Angriff erwarten und dieser blieb auch in der That nicht aus. Umsonst aber war unser „Marschall Vorwärts" hier nicht persönlich anwesend und wußte Gleiches mit Gleichem zu begegnen. Alles was von russischer Kavallerie nur zu haben war, mußte sich zusammen vereinigen, wir Adjutanten jagten umher, daß trotz der Januarkälte unseren Pferden der Schaum herableckte, und nun ging es denn in kraftvoller Attaque gegen die feindliche Infanterie vor. Es war schon ziemlich dunkel, als wir diesen Angriff begannen, allein es schadete nichts, was stürzte das stürzte, wir Anderen kehrten uns weiter nicht daran, wußten den Feind schon zu finden und warfen ihn gehörig zurück, wobei er große Verluste erlitt.

Wir besetzten nun Brienne und glaubten die Schlacht schon gänzlich gewonnen zu haben und uns der Ruhe hingeben zu können, wozu ich mich herzlich freute, denn ich war sehr ermüdet, allein es kam leider anders. Der Kaiser Napoleon wollte nicht dulden, daß sein gefährlicher Gegner Blücher in dem Schlosse zu Brienne, in dem er selbst seine militairischen Studien begonnen und, wie nicht zu läugnen, sehr viel darin gelernt hatte, ruhig übernachten sollte und ließ plötzlich wieder einen heftigen An-

den konnte. Unsere Feinde hatten aber ebenso bedeutende Verluste erlitten, waren gleich ermüdet und auseinander gekommen und somit nicht im Stande uns weiter zu verfolgen. Wir verloren übrigens bei dieser nächtlichen Räumung der brennenden Stadt sehr viel Gepäck und ich fürchtete anfänglich auch, daß meine Handpferde mit all meinem Eigenthum eine Beute der Feinde geworden wären. Glücklicher Weise hatte mein Kosack sich aber noch rechtzeitig gerettet und ich fand am anderen Morgen die Pferde wieder, obgleich von den Sachen Manches verloren war. Auch mein preußischer Dragoner wurde bei dieser Gelegenheit leider gefangen und kam erst in Paris wieder zu mir.

Das Sackensche Corps stellte sich nun eine Meile hinter Brienne unweit la Rothière in Schlachtordnung auf, und da wir wußten, daß Napoleon uns persönlich gegenüberstehe, so konnten wir auch mit Recht am anderen Morgen abermals einen kräftigen Angriff erwarten. Von Zögern und Zaudern nach der beliebten Weise unseres großen Hauptquartiers war der Schlachtenkaiser kein Freund, dies hatte er uns nur zu oft schon durch die That bewiesen. Unter solchen Umständen war denn natürlich auch für mich an keine Ruhe zu denken und ich und meine Pferde mußten das Letzte was wir noch an Kräften besaßen hergeben. Der 29. und 30. Januar wurden wirklich recht angestrengte Tage für mich, in denen ich die Beschwerden des Kriegszustandes wieder einmal so recht kennen lernen konnte.

Als gegen 11 Uhr Morgens der Nebel, der bis da=

hin die ganze Gegend so dicht verhüllte, daß selbst ich mit meinen äußerst scharfen Augen, keine hundert Schritte um mich sehen konnte, sich einigermaßen verzogen hatte, marschirte eine beträchtliche Masse französischer Reiterei gegen uns auf. Wir hätten dieselbe sehr gern angegriffen, allein der fette Boden war von Regen- und Tauwetter so durchweicht, daß es mit dem besten Willen nicht möglich war, mit der Kavallerie die Straßen zu verlassen. Selbst wir Ordonnanzofficiere konnten einzeln mit den Pferden mitunter kaum mehr durchkommen und wiederholt mußte ich absitzen und mein armes Roß unbarmherzig mit dem Kantschuh antreiben, damit es sich nur aus dem tiefen Schlamm, in welchem es bis über die Knie versunken war, wieder herausrappelte. Bei solchem Terrain verbieten sich Kavallerieattaquen von selbst und auch das „Vorwärts, Vorwärts" eines Blücher verliert seine Wirkung. So wurde denn aus dem Einhauen und Vorwärtsstürmen nichts und wir begnügten uns mit einer gegenseitigen sehr heftigen Kanonade. Die französischen Artilleristen schossen übrigens besser wie die russischen, die nun einmal damals selten die übele Gewohnheit ablegten, ihre Geschütze viel zu hoch zu richten, und wir hatten einen ziemlich beträchtlichen Verlust an Pferden und Menschen.

In der Nacht vom 30. bis zum 31. Januar fand ich endlich etwas Zeit mich auszuruhen und schlief in einem feuchten Graben, den Kopf auf einen Haufen zusammengefegtes dürres Laub gestützt, so sanft wie in dem weichsten Federbette. Die bösen Nachwehen von solchen Näch-

ten bleiben freilich nicht aus, und wenn später der Rheumatismus uns alte Veteranen gar weidlich gezwickt und gezwackt, so dürfen wir uns nicht darüber verwundern.

Am 31. Januar kam es ebenfalls noch nicht zur Schlacht, doch erhielten wir einige Unterstützungen von der großen Hauptarmee des Fürsten Schwarzenberg gesandt, die wir sehr gut gebrauchen konnten, da das feindliche Heer uns weit überlegen war. Bewundern mußte ich nur, daß es dem Kaiser Napoleon abermals möglich gewesen, so viele und so gute Soldaten in dieser kurzen Zeit wieder zusammenzubekommen und sie so tüchtig zu führen. Meine Achtung vor dem ungeheuren militairischen Talente dieses seltenen Feldherrn, stieg überhaupt während des Feldzuges von 1814 in Frankreich noch immer mehr.

Am 1. Februar griffen wir nun bei starkem Schneegestöber die Franzosen, die schon den Rückzug angetreten hatten, lebhaft an. Wir hatten hohen Besuch vom Hauptquartier bekommen und der Kaiser von Rußland, unser König mit zwei königlichen Prinzen und noch mehrere andere vornehme Persönlichkeiten fanden sich bei uns ein. Ich selbst war an diesem Tage größtentheils wieder bei der Reiterei von Wassiltschikof und wir machten so gut es in dem schlechten Boden nur gehen wollte, eine herzhafte Attaque auf die französische Reiterei des Generals Nausauty und nahmen derselben 28 Kanonen, wobei ich das Glück hatte, mit einigen russischen Husaren selbst 2 Geschütze zu erobern. Das Schneegestöber war aber mit kleinen Unterbrechungen an diesem Tage so dicht, daß ich nur sah was in meiner nächsten Nähe vorging.

Einmal ward ich zum Kronprinzen von Württemberg, der rechts vom Sacken'schen Corps befehligte, mit einer Meldung gesandt. Dieser ritterliche, junge Fürst, der mir überhaupt damals einen sehr angenehmen Eindruck machte, führte seine württembergischen Truppen überaus muthig vorwärts und zeigte, daß er tüchtiges Soldatenblut in seinen Adern hatte.

Als ich wieder zum Sacken'schen Corps zurückkehrte, erstürmte eine Infanteriedivision desselben eben das von den Franzosen so hartnäckig vertheidigte Dorf la Rothière. Mitten in dem heftigsten Gefecht traf ich wieder unseren alten Feldmarschall Blücher, die stürmenden russischen Grenadiere durch sein lautes Vorwärts antreibend. Es standen alte französische Garden uns hier gegenüber und die machten uns den Kampf so schwer, daß schon die vollständige Dunkelheit eingetreten war, als wir endlich den vollständigen Sieg errungen hatten.

Es war dies ein heißer Tag für uns gewesen, an dem das tapfere Sacken'sche Corps zwar den größten Ruhm geerntet, aber auch den bedeutendsten Verlust erlitten hatte. Ich mußte den Verlust mancher lieber Kameraden, von denen Einige mir schon bei Eylau Waffenbrüder gewesen waren, betrauern. Noch in der Nacht ging ein Theil der Reiterei von Wassiltschikof wieder vor, wobei ich jedoch nicht mit anwesend war, sondern zwischen den Trümmern des in Flammen aufgegangenen Dorfes la Rothière bivouakirte. Unsere Kosacken hatten, ich weiß nicht wo, Champagnerflaschen erbeutet und so bildete ein Champagnerpunsch und dazu grobes, trockenes Kommißbrod unsere

Abendmahlzeit, die aber auch zugleich das fehlende Mittags-essen mit ersetzen mußte.

Nach der gewonnenen Schlacht bei La Rothière marschirten wir nun mit gewohnter Langsamkeit, wenn uns die Befehle aus dem großen Hauptquartier zukamen, und ließen Napoleon vollständig Zeit seine geschlagene Armee wieder zu ordnen und uns zu entwischen. Bald wurde aber zu unser Aller Freude das schlesische Heer von dieser Verbindung erlöst, Blücher führte allein den Befehl über uns und sogleich ging es wieder schneller vorwärts. Wir kamen nun bald in die Champagne und in dieser öden, unfruchtbaren Gegend steigerten sich die Schwierigkeiten unserer Verpflegung ungemein. Freiwillig gaben die Bewohner uns auch nicht das Mindeste, wir mußten die größten Kleinigkeiten gewaltsam erzwingen und daß bei derartigen Gelegenheiten dann leicht weitere Unordnungen einreißen und es an verdrießlichen Scenen aller Art nicht fehlen konnte, war natürlich. Dazu mangelte es auch häufig an Holz und da wir bei der naßkalten Februarwitterung unmöglich ohne Feuer im Freien bivouakiren konnten, so mußten Zäune, Thüren, Mobilien, ja selbst mitunter die Dächer der Häuser, das Material zum Verbrennen hergeben, während das halbvermoderte Dachstroh das einzige Futter unserer armen Pferde bildete. Ein Theil der Bevölkerung war aufgestanden und organisirte unter Führung ehemaliger Soldaten, Flurschützen und Gensd'armen bewaffnete Banden, die uns großen Schaden zufügten und besonders auch die Zufuhr von Lebensmitteln aus weiter entfernten Gegenden sehr erschwerten. Auch wir Ordon-

nanzofficiere, die häufig von einem Truppentheil zum anderen reiten mußten, wurden durch diese Banden der Bauern sehr belästigt und konnte ohne eine starke Eskorte von Kosacken selten uns entfernen. Ich selbst bin wiederholt in Gefahr gewesen von solchen bewaffneten Banden, die übrigens alle gemachten Gefangenen sogleich tödteten, aufgehoben zu werden und nur die Gewandtheit meiner Kosacken und die Ausdauer unserer Pferde, vermochte uns zu retten.

Wir ertrugen aber alle diese vielen Widerwärtigkeiten, Strapazen und Gefahren mit fröhlichem Muthe und die Stimmung in unserem Heere blieb sehr gut, da der Feldmarschall Blücher uns gesagt hatte, daß wir jetzt gradeswegs nach Paris gingen. Leider sollten wir aber nicht so rasch in dies moderne Babylon hineinkommen, wie Manche von uns in allzufreudiger Siegeshoffnung bereits geglaubt hatten. Der Kaiser Napoleon übertraf sich in seinen genialen Manövern und der energischen Durchführung derselben jetzt selbst. In dem Hauptquartier unseres schlesischen Heeres war man aber entschieden zu unvorsichtig gewesen, hatte zu schnell gegen Paris vorstürmen wollen, die Kräfte der Feinde unterschätzt und deshalb unsere 4 Hauptcorps zu weit von einander getrennt, so daß sie von Napoleon einzeln überfallen wurden und sich gegenseitig nicht rechtzeitig unterstützen konnten.

Der arme General Olsuwief war der Erste, der am 10. Februar von weit überlegener feindlicher Macht angegriffen, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, bei der seine russischen Truppen wirklich das Außerordentlichste an

Tapferkeit leisteten, endlich vollständig unterliegen mußte. Ich selbst befand mich am 10. Februar aber bei der Reiterei vom General Wassiltschikoff nur noch 5—6 Meilen von Paris entfernt, als die Kosacken uns die Nachricht von der vollständigen Vernichtung des Olsuwief'schen Corps brachten. Jetzt war guter Rath theuer, denn wenn Napoleon auf der einen, der Marschall Macdonald, den wir vor uns hatten, auf der anderen Seite uns schnell angriffen, so kamen wir gehörig zwischen zwei Feuer. In einem angestrengten Nachtmarsch, wobei Alles die letzten Kräfte hergeben mußte, marschirten wir nun bis Montmirail wieder zurück, wo wir am anderen Morgen auch glücklich anlangten. Wäre nun der General York nicht ein so eigensinniger, widerspenstiger Mann gewesen, der niemals gehorchen, sondern stets nur nach seinem eigenen Ermessen handeln wollte, so hätte er sich dem Befehle Blüchers fügen und ebenfalls gegen Montmirail marschiren müssen, wo er dann bei gehöriger Anstrengung noch rechtzeitig bei dem Sacken'schen Corps eintreffen konnte. Leider geschah dies aber nicht, der General von York beging den großen Fehler nicht zu kommen und wir saßen nun allein in der Patsche.

Gegen 10 Uhr Morgens griff die Reiterei des Generals Wassiltschikoff die französische Gardekavallerie unter Nausauty an, und obschon unsere Pferde auf das Aeußerste ermüdet waren, so gelang es uns doch die Feinde zurückzudrängen. Freilich ritten die Franzosen fast lauter abgetriebene Schindmähren, die kaum noch auf drei Beinen forthumpeln konnten. Bald kam es jedoch zu einem all=

gemeinen Gefecht und eine Division der alten Garde vom Marschall Ney selbst geführt, stürmte unter lautem „vive l'empereur" gegen uns vor.

Das Dorf La Haute-Epine, der Mittelpunkt unserer Stellung ward uns nach der hartnäckigsten Vertheidigung endlich genommen und obgleich die Russen überall sehr muthig kämpften, geriethen wir immer mehr in Nachtheil. Besonders das Dorf Marchais ward von uns auf das Hartnäckigste vertheidigt und Napoleon sandte zuletzt sogar alle Gardebataillone, die von Marschällen gleich Bataillonskommandeuren befehligt wurden, gegen dasselbe, bis ihm zuletzt gegen 5 Uhr Abends, die Eroberung gelang.

Jetzt endlich als es eigentlich zu spät war, um noch einen Sieg für uns zu erkämpfen, erschien die preußische Brigade Pirch vom Yorkschen Corps auf dem Kampfplatz, wurde aber anfänglich von der alten französischen Garde zurückgetrieben, bis der wackere General Horn, dieser Bayard unseres Heeres, mit seiner Brigade zu ihrer Unterstützung herbeieilte und nun die Feinde zurücktrieb. Die inzwischen eingetretene Dunkelheit machte bald dem Kampfe hier ein Ende.

Wir hatten, wie nicht zu leugnen war, eine arge Schlappe erlitten und die Stimmung im russischen Heere war nicht die beste. Besonders über den General York mußte ich jetzt manchen harten Tadel vernehmen, der auch den preußischen Officier empfindlich berührte, wenn ich ihn auch nicht ganz unbegründet finden konnte. Dieser Rückmarsch geschlagener, dabei halbverhungerter Truppen in grundlosen Wegen, während der Nacht des 11. zum 12.

Februar gehört zu den unerfreulichsten Erinnerungen aus meinem Kriegerleben. Wenn wir auch einen großen Theil unserer Gepäckwagen jetzt zurücklassen mußten, so wollte der General von Sacken doch mit vollem Rechte nur im allergrößesten Nothfall Geschütze einbüßen und da die Artillerie-Anspannung ohnehin schon viel zu ermattet war, um solche noch fortzuziehen, befahl er, daß Kavallerie absitzen und ihre Pferde mit Fouragierstricken ebenfalls mit vor die Kanonen spannen sollte. Man kann sich denken, welche Verwirrung ein derartiger Befehl hervorrief und welch ein Schelten, Toben, Fluchen und unbarmherziges Drauflosschlagen auf die armen Thiere entsteht, wenn Kavalleriepferde in tiefdunkler Nacht an Stricken mit vor Kanonen gespannt werden sollen. Es war in der That eine grausige Wirthschaft und doch bewirkte die musterhafte Disciplin, welche selbst bei den größten Unfällen in der russischen Armee besteht, daß wir kein Geschütz zurückzulassen brauchten. Auch ich selbst hatte zwei meiner Rosse mit vor eine Haubitze gespannt, obgleich mich die armen Thiere, die ohnehin schon so ermüdet waren, daß sie kaum noch gehen konnten, sehr dauerten. Um übrigens bei diesem Nachtmarsch die nöthige Beleuchtung zu haben, ritten Kosacken mit brennenden Reisigbündeln und Pechfackeln neben den Kolonnen.

Auch diese böse Nacht fand ihr Ende und am Morgen des 12. ging ein Theil von uns bei Chateau-Thierry, das von Preußen besetzt war, über die Marne. Wir hatten aber einen Napoleon hinter uns und so begann denn schon an diesem Morgen der Angriff wieder. Fran-

zösische Gardereiterei von Ney geführt, attaquirte die preußische Reiterei so lebhaft, als es der schlechte Weg nur erlauben wollte und warf einen Theil derselben zurück, während unser braves brandenburgisches Husarenregiment, welches sich in diesem Kriege überhaupt bei jeder Gelegenheit so rühmlichst auszeichnete, den Angriff zurückdrängte. Ich ward um diese Zeit mit einer Meldung zum General von Horn gesandt, der sich mit äußerster Tapferkeit gegen die immer heftiger vordringenden Feinde vertheidigte. Eine prächtige Attaque der brandenburgischen Husaren, die sich mit Ungestüm auf die französischen Gardeküraffiere stürzten, befreiten die Nachhut der Hornschen Brigade, die aus dem braven Leibfüselierbataillon bestand, aus der Gefahr umzingelt und abgeschnitten zu werden. Wahrhaftig bei all dem Ungemach, welches wir in den letzten Tagen erlitten hatten, mußte ein echter Preuße sich doch herzlich freuen, daß unser König solche Husaren, wie die brandenburgischen unter ihrem Oberstlieutenant von Sohr und solche Infanteristen wie die Leibfüseliere, die jetzt vom Hauptmann von Holleben befehligt wurden, besaß. Und nun einen General von Horn selbst, der gewiß stets dort zu finden war, wo sich die Gefahr am größten zeigte.

Erst am Abend des 12. hatten wir den Uebergang über die Marne beendigt und bei dieser Gelegenheit wieder mehrfache Verluste erlitten. Auch ich wäre dabei fast um ein Haar gefangen genommen worden.

Die nächstfolgenden Tage waren die unangenehmsten die man sich nur denken konnte. Wir marschirten auf Rheims zurück und vernahmen einige Tage darauf zu un-

serem Schrecken, daß auch die Corps von Kleist und Kapczewitsch, bei denen der Feldmarschall Blücher sich persönlich befand, am 14. Februar von Napoleon bei Champaubert eine arge Schlappe erlitten hätten. So folgte jetzt Unglück über Unglück, dazu kam, daß eine Uneinigkeit zwischen den Generalen Sacken und York ausbrach, wobei Letzterer entschieden Unrecht hatte; kurz es war eine Zeit in der man vor Zorn hätte aus der Haut fahren können. Was half es aber, auch solche Unfälle mußten ertragen werden und gerade jetzt zeigte sich trotz aller Niederlagen, die Kraft unseres Feldmarschalls Blücher und der ihm umgebenden Officiere, am größten. „Und wir müssen doch nach Paris und der Kerl der Napoleon muß fort" hatte der Alte auch jetzt noch wiederholt gesagt, als die schwächlichen Friedensfreunde aus dem großen Hauptquartier ihre Stimmen wieder ärger wie je erheben wollten. Solche Worte konnten die Herzen unserer Soldaten wieder mit neuem Muthe beleben und wahrlich sie verfehlten ihre Wirkung nicht.

In Chalons ruhten wir uns einige Tage wieder aus, bei welcher Gelegenheit ich seit 11 Tagen zuerst wieder meine Kleider wechseln konnte. Und wie starrten wir von Schmutz aller Art, es war wirklich gräßlich und man konnte kaum noch die Farbe der Aufschläge von einander unterscheiden, ein solcher Schmutzüberzug bedeckte Alles. Selbst 1812 während des russischen Feldzuges, war es in dieser Hinsicht lange nicht so arg gewesen.

Zu unserer großen Freude trafen auch in Chalons wieder beträchtliche, russische und preußische Verstärkungen

bei uns ein, wodurch die argen Verluste doch einigermaßen ausgeglichen wurden.

So rastlos thätig war das Hauptquartier Blüchers und solchen Geist wußte dasselbe dem ganzen Heere mitzutheilen, daß wir bereits am 21. Februar völlig schlachtbereit bei Mery aufmarschirt standen. Freilich Anstrengung hatte es auch uns Allen genug gekostet, um dies zu erreichen. Es kam aber jetzt nicht zur Schlacht wie wir Alle gehofft, denn im Hauptquartier der großen Armee wollte man dies nicht — aus welchen Gründen vermag ich einfacher Subalternofficier freilich nicht anzugeben. Als wir erfuhren, daß vom großen Hauptquartier aber nicht der Befehl zum Vormarsch, sondern abermals zum Rückmarsch eingetroffen sei, da tobte unser Feldmarschall gewaltig und auch wir Alle bis zum letzten russischen Trainknecht herab, machten unseren gerechten Zorn über manche Persönlichkeiten in sehr heftigen Worten Luft. Ich kam in diesen Tagen mehrfach mit den Officieren eines österreichischen Chevauxlegers-Regiments zusammen, lauter so brave Kameraden wie nur je welche den Reitersäbel in der Hand gehabt haben. Auch sie waren im höchsten Grade unwillig, wenn sie auch ihren Zorn nicht in so derben Worten Luft machen durften, wie wir preußischen und russischen Officiere der schlesischen Armee ohne Weiteres thaten. „Der Schwarzenberg ist halt ein braver Kerl, der schon die rechte Schneid hat, aber er darf man nicht wie er will und gar so viele, die besser das Maul halten sollten, plauschen immer talkenes Zeug dazwischen. Wenn unser Kaiser Franzl so ein halb Dutzend Diplo-

maten und anderer vornehmer Herren, die immer um ihn herumschnüffeln, an den ersten besten Baum aufknüpfen ließ, so würd's halt schon besser bei uns werden" sagte mir ein guter, dicker österreichischer Major, so recht ein lustiger Kamerad, der trotz seines dicken Bäuchleins, wie das Donnerwetter auf seiner langmähnigen ungarischen Schecke umherzusprengen wußte.

Wie Alles schon recht schlecht bei uns stand nnd wir fast glauben mußten wieder über den Rhein zurückzuzotteln, statt frisch vorwärts gegen Paris zu marschiren, kam plötzlich wieder eine unerwartete Besserung. Der Oberst von Grolmann, auch ein Officier auf den die preußische Armee mit Recht für alle Zeiten stolz sein kann, war im großen Hauptquartier gewesen und hatte dort die Verhältnisse mit der ganzen Kraft der ihm innewohnenden Beredtsamkeit dargelegt. Sein Wort hatte besonders beim Kaiser Alexander, diesem hochherzigen Fürsten, dem Preußen in den Jahren 1813—14 so sehr viel verdankt, denn ohne dessen Person wäre der Bund gegen Napoleon schwerlich jemals zu Stande gekommen, geneigtes Gehör gefunden. Er gab den Befehl, daß das russische Corps des Generals von Winzingerode zur schlesischen Armee stoßen sollte und wußte es auch durchzusetzen, daß die Nordarmee unter dem General von Bülow, die jetzt aus den Niederlanden anrückte, sich mit uns vereinigen werde. So hatte der Feldmarschall denn an 100,000 Mann Truppen, größtentheils lauter Russen und Preußen unter seinem Befehl und wir waren nunmehr stark genug, es allein mit Napoleon aufzunehmen.

Das war ein Jubel in unserem Heere, als wir diese frohe Nachricht erhielten, noch jetzt denke ich mit Vergnügen daran. Was wir nur irgendwie an Wein auftreiben konnten, wurde geopfert um eine große Bowle zu brauen und die Feldbecher auf baldigen Einzug in Paris zu leeren. Der Vergnügteste von uns Allen war aber unser alter Heldengreis. „Fritz, nu sind wir alleine und nu sollst mal sehen, wie bald wir drin sind. Wenn der Kerl uns auch in den letzten Tagen mal geklopft hat, wir wollen's schon wieder gut machen" rief mir schmunzelnd der Feldmarschall zu, als ich mit meiner Meldung in sein Hauptquartier gekommen war. Und wie hat er auch diesmal wieder Wort gehalten.

Achtes Kapitel.

Marsch des schlesischen Heeres gegen Paris. — Schlechte Verpflegung. — Vereinigung mit dem Bülow'schen Corps. — Schlachten bei Craonne und Laon. — Erkrankung des Feldmarschalls Blücher und ungünstiger Einfluß derselben auf die obere Leitung der Armee. — Gefährlicher Patrouillenritt. — Marsch nach Paris. — Schlacht vor der Einnahme der Hauptstadt. — Die preußischen Garden. — Ueble Stimmung im preußischen Heere wegen Nichttheilnahme am feierlichen Einzug in Paris. — Ernennung des Generals von Sacken zum Gouverneur der Stadt. — Uebermuth und Charakterlosigkeit der Pariser. — Napoleon in Fontainebleau. — Abreise nach Lüttich. — Marsch nach Ostpreußen.

Es war gut, daß wir uns nur an den Gedanken, es ginge jetzt wieder vorwärts, erwärmen konnten, denn sonst herrschte eine Kälte, daß einem die Zähne im Munde klapperten und unsere armen Soldaten mußten sehr viel von der Ungunst der Witterung leiden. In Rußland hatte es stets Holz gegeben um tüchtige Bivouakfeuer anzuzünden, hier in dieser „lausigen Champagne" wie die Franzosen diese Gegend mit Recht nennen, fehlte auch dies und wenn auch mitunter aus Noth ganze Häuser abge-

tragen wurden, um alles Holzwerk darin zu verbrennen, so wollten die kleinen Feuer doch nicht für so viele Menschen ausreichen. Die Verpflegung war aber noch so ziemlich und besonders an Wein kein Mangel. Gar mancher Musketier hatte zwar jetzt genug Champagner zu trinken, aber kein Holz um aus dem gelieferten Stücklein Fleisch eine warme Suppe zu kochen und mußte so sein trocknes Brod aus der Feldbäckerei zu dem köstlich perlenden Wein kalt verzehren. Die Kosacken, die natürlich stets am Besten versorgt waren, mochten keinen Champagner trinken, der ihnen zu leicht war und vertauschten öfters ein halbes Dutzend Flaschen „Cliquot" gegen eine Flasche Fuselbrandwein, wo möglich mit Pfeffer darin, damit er besser in der Kehle kratzte. Zwar hatten die meisten Bewohner in dieser Gegend alle ihre Lebensmittel und ihr Vieh auf das Sorgfältigste versteckt, allein was half ihnen dies gegen die Schlauheit der Kosacken, die im Aufspüren von Lebensmitteln wirklich das Unglaubliche leisteten. Was überhaupt das Elend des Krieges zu bedeuten hatte, das lernten die Bewohner der Landstriche, in denen wir hausten, jetzt recht gründlich kennen. Nun es war nur eine gerechte Wiedervergeltung, denn diese übermüthigen Franzosen hatten lang genug Noth und Elend über unser armes Deutschland verbreitet.

In der Nacht vom 23. auf den 24. Februar gingen wir auf Pontonbrücken über die Aube und es kam nun wieder eine Reihe von starken Märschen bei oft grundlosen Wegen und schlechten Bivouaks ohne Feuer und gehörige Verpflegung. Auch einige Gefechte, in denen die

Franzosen mit dem Muthe der Verzweiflung kämpften und wirklich das Aeußerste leisteten was von so jungen und in Eile organisirten Truppen erwartet werden konnte, fielen vor. Ich kam jedoch in dieser Zeit nicht in das Gefecht, mußte aber fast Tag und Nacht im Sattel sein und in schlechten Wegen und unbekannter Gegend, Befehle von einem Corps zum anderen überbringen, wobei ich häufig nur unzufriedene Gesichter sah und harten Tadel über Zustände, deren Abänderung nun einmal nicht im Entferntesten in meiner Macht lag, anhören mußte. Die Gewohnheit stumpft aber gegen alles Derartige zuletzt ab. Besonders der „Isegrim" York schnauzte mich einmal über die unverschämten Plünderungen der Kosacken, die ich doch wahrhaftig nicht abstellen konnte, gewaltig an. Ich hielt natürlich den Mund und dachte „brumme und schimpfe Du nur noch so sehr und schneide ein so grimmiges Gesicht, als hättest Du lauter Kieselsteine im Magen, bist doch ein tüchtiger Kerl, vor dem jeder preußische Soldat die unbedingteste Hochachtung haben muß" und trollte mich dann wieder meiner Wege.

Am 4. März vereinigten wir uns endlich mit den Corps von Bülow und Winzingerode und ich konnte manchen wackeren alten Kriegskameraden in demselben recht herzlich die Hand schütteln. Sehr stattlich und gut gepflegt sahen die Truppen Bülows, die es sich in dem reichen, fetten Holland bei nicht übermäßigen Strapazen, hatten recht wohl sein lassen, gegen die vom York'schen und Sacken'schen Corps aus, die freilich ganz anders heran gemußt hatten. Der gewöhnlichste Musketier

des Bülow'schen Corps sah reinlicher und parademäßiger angezogen aus, als bei uns mancher Stabsofficier. Und nun die wohlgenährten, gutgepflegten Pferde der Kavallerieregimenter dieses Corps, die sich den holländischen Hafer hatten so gut schmecken lassen, gegen unsere armen Gäule! Bei diesem Vergleich konnte ich einen gewissen Neid nicht unterdrücken, wenn mir auch der übrige Unterschied in der Bekleidung ziemlich gleichgültig war. Neue Uniformen konnten uns schon die Pariser liefern, wenn wir sie nur erst in unserer Gewalt hatten. „Seine Leute sehen ja sehr geputzt aus, meine sind wie die Grasteufel, aber sie beißen fest daran" hatte Friedrich der Große vor der Schlacht bei Zorndorf, als er mit seinen Truppen in Eilmärschen aus Mähren heranrückte, zum Feldmarschall Lehwaldt gesagt. So war es auch jetzt bei uns.

Bei Craonne hatten wir am 7. März wieder einen heißen Tag und kamen gehörig in das feindliche Feuer. Wir standen auf einem hohen Plateau in fester Stellung, aber die französischen Sturmkolonnen vom Marschall Ney geführt, den Napoleon vorzugsweise gern zu benutzen pflegte, wenn es eine recht kühne Unternehmung galt, stürmten äußerst muthig vor und warfen die russische Division Woronzof anfänglich zurück. Das Sackensche Corps nahm solche aber bald auf und wir unterhielten nun gegen die Feinde ein so furchtbares Karbätschenfeuer, daß sie bald von jedem weiteren Versuch vorzudringen wieder abstehen mußten. Dennoch ließ Napoleon nochmals mit ganzer Kraft vorstürmen, seine Truppen leisteten das Aeußerste und da wir am Nachmittag vom Feldmarschall Blücher den Befehl erhielten,

die Schlacht abzubrechen, so traten wir in der Abenddämmerung unseren Rückzug in sehr guter Ordnung an. Jetzt ließ Napoleon an 80 Geschütze gegen uns auffahren und es war wirklich ein Höllenfeuer, in das wir eine Zeit lang geriethen. Ich befand mich abermals bei der Reiterei von Wassiltschikof und es ist mir noch heute unbegreiflich, daß ich nicht zerschmettert wurde, so dicht hagelte es von Geschossen aller Art um mich her. Wenn man aber an einem Tage gerade Glück haben soll, so kann man Stunden lang im heftigsten Feuer sein und wird doch nicht verletzt, während ein andermal oft so eine verlorene Kugel den bravsten Mann zerschmettert. Wir hieben uns übrigens zuletzt noch mit französischer Gardekavallerie herum, und ich nahm einen Eskadronschef derselben, der mit seinem total ermüdeten Pferde nicht weiter fort konnte, gefangen. Der schöne, warme Pelzmantel meines Gefangenen kam mir gut zu statten, denn der meinige war am Bivouakfeuer schon so oft versengt worden, daß er kaum noch zusammenhalten wollte. Solchen Tausch mußte er sich schon gefallen lassen, dagegen nahm ich seine Börse mit Gold, die er mir überreichen wollte, natürlich nicht an und rieth ihm solche möglichst zu verbergen.

An diesem Tage bei Craonne hatten Russen wie Franzosen mit äußerstem Muthe gefochten und der beiderseitige Verlust war sehr bedeutend gewesen. Leider traten am anderen Tage wieder Spaltungen ein, manche russische Generale und Officiere schalten laut über die Preußen, daß sie von diesen nicht stets gehörig unterstützt wurden und mein Dienst im Sacken'schen Hauptquartier ward

dadurch äußerst unangenehm, da ich Manches mit anhören mußte, was ich eigentlich nicht hören wollte. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß kein einziges Corps in allen verbündeten Heeren, sowohl 1813 wie 1814 so oft im Gefecht gewesen ist und so arge Verluste erlitten hat, wie gerade das Sackensche. Ehre sei daher dem braven Führer desselben, wie seinen stets willigen Soldaten und wir Preußen wollen nie vergessen, welchen großen Dank wir gerade den Russen für ihre Hülfe in jener Zeit schuldig sind.

Als ich am 8. März des Morgens in Laon, wo sich das Hauptquartier der schlesischen Armee befand, mit einer Meldung anlangte, erfuhr ich zu meinem Schrecken, der Feldmarschall Blücher sei so erkrankt, daß er wahrscheinlich den Oberbefehl niederlegen müsse. Eine heillose Geschichte wäre es geworden, wenn der Feldmarschall wirklich den Oberbefehl hätte abtreten müssen und mit der kräftigen Führung der schlesischen Armee wäre es dann entschieden vorbei gewesen. Von unseren 4 Corpsgeneralen Sacken, Langeron, Bülow und York hätte Keiner dem anderen gehorcht, denn sie konnten sich Alle nicht leiden und waren sehr eifersüchtig auf einander. Das einzige Hülfsmittel wäre gewesen, wenn der General Barclay de Tolly von der großen Armee den Oberbefehl erhalten hätte, allein so sehr ich persönlich auch diesen Mann ehre, so hätte die kraftvolle Energie des alten Blücher ihm doch gefehlt.

Wenn auch krank und leidend und mehrere Tage nicht im Stande seinen Wagen zu verlassen, so behielt unser Alter doch wenigstens dem Namen nach, den Oberbefehl,

obgleich Gneisenau in der That alle Bewegungen leitete. Es war dem Feldmarschall, der sehr entzündete Augen hatte, verordnet zur Schonung derselben einen grünen Augenschirm zu tragen und da man solchen in der Eile nicht bekommen konnte, so setzte er einen alten Damenhut mit tiefem Schirm, statt dessen auf. Wer nun so diesen 73jährigen kranken Greis mit seinem grünen Frauenhut tief in das Gesicht gedrückt, in einen Pelzmantel gehüllt, im Wagen hätte liegen sehen, der wäre nie auf die Vermuthung gekommen, daß diese jetzt so hinfällige und lächerliche Erscheinung, Blücher der Husarengeneral der preußischen Armee, der berühmte Marschall Vorwärts des schlesischen Heeres sein könne.

Bei starkem Nebel begann am 9. März die Schlacht bei Laon. Da die russischen Generale — und vielleicht nicht ganz mit Unrecht — sich darüber beklagt hatten, daß ihre Truppen besonders stark verbraucht wurden, so hatte man die Corps von Sacken und Langeron als Reserve aufgestellt. Das Corps vom General Bülow bildete das Centrum der Schlachtlinie und begann schon am Morgen eine heftige Kanonade, deren Schall selbst bis zu uns der Reiterei vom General Wassiltschikoff, die wir eine Umgehung des linken feindlichen Flügels versuchen sollten, drang. Es kam jedoch nicht dazu und gegen 11 Uhr erhielten wir Befehl wieder hinter das Sackensche Corps zurückzugehen.

Am Abend sandte mich der General von Sacken zum York'schen Corps, um einen Rapport über unsere Stellung zu überbringen. Hier traf ich gerade die Vorbereitungen zu einem nächtlichen Angriff auf das weit vorgeschobene

Marmontsche Corps und da ich keine dringende Eile hatte zurückzukehren und außerdem ein wohl ausgeruhtes Pferd ritt, so entschloß ich mich denselben mitzumachen.

Gegen 7 Uhr Abends bei sternenhellem Himmel setzten sich in lautloser Stille die preußischen Angriffskolonnen in Bewegung. Kein Wort durfte gesprochen, keine Pfeife angezündet werden, um ja dem Feinde unsere Bewegungen nicht zu verrathen, schweigend, gleich einer Geisterheerschaar zogen wir einher. Wachsamkeit im Vorpostendienst, hat niemals zu den besonders rühmlichen militairischen Eigenschaften der Franzosen gehört, und so konnten sich unsere vordersten Truppen bis auf 500 Schritte den feindlichen Bivouakfeuern nähern ohne bemerkt zu werden. Plötzlich nun auf ein gegebenes Zeichen vom General York, brachen alle Soldaten in ein lautes Hurrah aus, alle Trommler schlugen auf ihre Trommeln, als müßten sie die Felle zerhauen, die Trompeter schmetterten, die Flügelhörner tuteten; kurz es war ein Höllenlärm, als wenn die wilde Jagd lebendig würde. Und nun ging es so schnell wie Alles nur laufen konnte, auf die überraschten Franzosen, die eher des Himmels Einsturz als solchen plötzlichen nächtlichen Angriff erwartet hatten, los. Was von diesen nicht in eiliger Flucht sich rettete, wurde niedergehauen, gestochen, zertreten oder von den Pferden übergeritten, es ging unaufhaltsam vorwärts und wir jagten die Feinde, die in so große Unordnung gerathen waren, daß ihre eigenen Regimenter gegen einander einhieben und feuerten, wohl über eine Meile weit zurück. Wir hatten nur geringen Verlust, machten aber

große Beute aller Art und nahmen den Feinden alle ihre Geschütze, ich glaube einige 50 Stück ab. Dieser nächtliche Ueberfall war ein prächtiges Stücklein, an welches ich stets mit Vergnügen zurückdenke und machte York, von dem der Gedanke wie die Anordnung dazu wesentlich ausging, alle Ehre.

Da dieser Ueberfall so gut gelungen war, so brachte ich in der Nacht dem General von Sacken noch den Befehl mit zurück, daß am anderen Morgen das ganze schlesische Heer mit vereinter Kraft Napoleon angreifen solle. Wir freuten uns Alle darauf und der General von Sacken traf auch alsbald die nöthigen Vorbereitungen hierzu. Plötzlich in der Morgendämmerung ward aber wieder Gegenbefehl gegeben und der Angriff unterblieb. Ich hatte es bisher absichtlich dem General von Sacken verschwiegen, daß der Feldmarschall Blücher sich bereits um Mittag des 9. März zu Bette legte, der Adjutant der uns jetzt den Gegenbefehl brachte, theilte aber diese Nachricht den Russen mit. „Aha nun wundern wir uns auch nicht, daß der Angriff unterbleibt, wäre der Marschall Paschol nur im Sattel, wir stürmten gewiß noch heute Morgen gegen die Franzosen vor" sagten sogleich die russischen Officiere unter sich. Ein gutes Zeugniß für den alten Blücher.

Wenn wir aber Napoleon am 10. März nicht angreifen wollten, so griff er uns dafür wieder an. Er glich jetzt dem von allen Seiten durch Jäger umstellten Löwen, der stets von Neuem und trotz aller Wunden sich immer wieder auf seinen Gegner stürzt, um entweder doch zuletzt

noch durchzubrechen — oder den völligen Untergang auf die ehrenvollste Weise zu finden.

Die Feinde drangen anfänglich sogar siegreich vor und sowohl das Winzingerodesche wie Bülowsche Corps wurden etwas zurückgedrängt. Französische alte Garde kämpfte hier in der Nähe ihres Kaisers und dann stritt wie gesagt jeder einzelne Soldat mit einer solchen Gewandtheit und glänzenden Tapferkeit, daß mich trotz allen Nationalhasses, oft die größte Bewunderung erfüllte. So wie sich im Feldzug von 1814 die alte Garde Napoleons schlug, hat sich meines Wissens nach, niemals irgend eine Infanterie der Welt geschlagen und wird sich schwerlich jemals wieder eine schlagen. Es war die Elite des in 20 Feldzügen kampferprobten französischen Heeres hier vereinigt.

So ward am 10. März bei Laon von beiden Seiten nichts entschieden. Napoleon vermochte bei unserer großen Uebermacht Laon nicht zu nehmen und wir verfolgten ihn auch nicht weiter, sondern ließen ihn am Nachmittag ruhig abziehen. So wie der alte Blücher nicht persönlich erschien, trat sogleich Unordnung über Unordnung im schlesischen Heere ein und Alles ging den Krebsgang; dies konnte selbst ein einfacher Subalternofficier, der nur einigermaßen offene Augen im Kopfe hatte, überall nur zu sehr verspüren. Der General Gneisenau war der beste Generalstabschef den Blücher nur finden konnte und hat 1813—15 das Außerordentlichste geleistet, aber zum selbstständigen Oberfeldherrn paßte er gar nicht. Er besaß hierzu nicht Energie genug und verstand es nicht seine ungehorsamen Corpsführer, sei es durch gute Laune oder

Spott oder Grobheit sich gefügig zu erhalten, wie dies der Feldmarschall so vortrefflich zu vereinigen wußte. So wie General York ihm gehorchen sollte, ließ er sich fast zu offener Meuterei hinreißen und wollte eigenmächtig das Heer verlassen, wofür ihm nach altpreußischem Kriegsrechte, eine Kugel vor den Kopf gehört hätte. Wenn der Genannte 1815 trotz seiner hervorragenden Tüchtigkeit nicht mit in das Feld genommen, sondern für die Reserve bestimmt wurde, was ihn innerlich fürchterlich ergrimmte, so war dies nur die wohlverdiente Strafe für sein Benehmen bei Laon am 12. und 13. März.

Auch die russischen Generale, mit Ausnahme Sackens, der stets dem Feldmarschall mit Leib und Seele ergeben blieb, unausgesetzt zu Streitigkeiten geneigt, machten jetzt unserm armen Hauptquartier viel zu schaffen; kurz es war ein schlechter Zustand wieder bei uns eingetreten und die ungeheuren Schattenseiten eines Coalitionsheeres, wenn nicht ein ganz besonders energischer Oberfeldherr es führt, traten abermals so recht hervor.

Die schlesische Armee blieb nun nach dem 11. März mehrere Tage in und um Laon vereinigt stehen, fraß die ganze Gegend bis auf das letzte Futterkörnlein auf und that nichts. Wäre der Feldmarschall wohl auf und frisch zu Pferde gewesen, sicherlich hätten wir unverweilt den Weitermarsch nach Paris angetreten und dasselbe auch ohne die Hülfe der großen Armee eingenommen, so aber unterblieb dies — ich glaube aus sehr verschiedenartigen Gründen — und durch die Mitwirkung von mehrfachen Persönlichkeiten. Unter solchen Umständen war es mir

sehr willkommen, als sich mir jetzt Gelegenheit bot, wiederholt mit einem Streifkommando von 60 — 80 Kosacken mehrere Tage abwesend sein zu können. Wir ritten weit und keck in das feindliche Land hinein, recognoscirten die Gegend, nahmen Kouriere, Postillione, Gensd'armen und einzelne kleine feindliche Patrouillen gefangen, bemühten uns Lebensmittel für unser, dem größten Mangel preisgegebenes Heer zu erbeuten; kurz suchten uns in dieser Art des kleinen Krieges so nützlich wie möglich zu machen. Meine Kenntniß der französischen Sprache kam mir hierbei sehr zu statten, denn von dem mich begleitenden Kosackenofficieren konnte Keiner auch nur ein einziges Wort französisch sprechen. Die Stimmung der Bevölkerung traf ich ungemein verschieden. Der besitzende Bürgerstand in den französischen Städten, kurz der größte Theil der Kaufleute, Fabrikanten und Rentiers, war des Krieges im höchsten Grade überdrüssig und wollte Frieden um jeden Preis. Das untere Landvolk war aber entschieden napoleonisch gesinnt und suchte auch jetzt noch immer der Sache des Kaisers möglichst zu nützen. Besonders Alle, welche jemals im Heere gedient hatten, waren fast ohne Ausnahme unbedingte Anhänger Napoleons, so groß war der Zauber den dieser Schlachtenkaiser auf alle Soldaten auszuüben wußte. Von einer Anhänglichkeit an die Bourbons, traf ich nur sehr vereinzelte Spuren bei einigen alten Gutsbesitzern. Einmal nahm ich ein Nachtquartier auf einem Schlosse, dessen Besitzer ein sehr bestimmter Legitimist war und sich überaus hoffnungsvoll über die baldige Rückkehr der Bourbons auf den Thron Frankreichs aus=

sprach. Ich konnte ihm aber nicht verhehlen, daß es mir und meinen meisten preußischen Kameraden gleichgültig sei, wer zukünftig in Frankreich herrschen werde und daß wir diesen Krieg nur führten, um dies Land möglichst zu schwächen, damit es auch in der Zukunft Deutschland nicht wieder gefährlich werden könne. Mit der jungen, sehr koketten Frau dieses alten Legitimisten, hatte ich übrigens ein ganz pikantes Liebesabenteuer, wie es dem Soldaten im Felde, dem nur der Augenblick gehört, wohl zu gönnen ist. Auch mein Wäschevorrath, der bis auf 2 Hemden und 3 Strümpfe herabgekommen war, erhielt auf diesem Schlosse wieder eine sehr erwünschte Vermehrung und so hatte ich in jeder Hinsicht vollkommen Ursache mit meinem dortigen Aufenthalt äußerst zufrieden zu sein. Am andern Morgen mußten wir uns aber dafür auch mit einem feindlichen Kavalleriedetaschements von 150—200 Reitern, Dragoner und Husaren bunt durcheinander, umherschlagen und wären von diesem fast aufgerieben worden, hätten unsere braven Kosackenpferde uns nicht durch die breite Marne getragen, was freilich eine etwas kalte Partie war, bei welcher man sich leicht hätte den Schnupfen holen können. Unsere Gegner auf ihren abgetriebenen Gäulen konnten uns nicht folgen und so entkamen wir mit dem Verlust von 2—3 Mann und langten glücklich wieder bei Laon an.

Am 25. März brachen wir abermals gegen Paris auf und man hatte sich auch endlich im Hauptquartier der großen Armee dazu ermannt, diesen Zug ebenfalls mit zu unternehmen. Wie ich hörte sind erst viele Wortgefechte zwischen den Diplomaten vorgefallen, manche spitzige Reden

gewechselt, große Stöße Papier, vollgeschrieben worden, bis man sich zu diesem einfachen Entschlusse, dessen unbedingte Nothwendigkeit jeder vernünftige Landwehrsoldat vollständig einsah, geeinigt hatte. In unserem schlesischen Heere verbreitete die Nachricht, daß es nun endlich wieder mit vereinten Kräften gegen Paris vorgehe, die allgemeinste Freude und auch die Einigkeit zwischen unseren Corpsführern ward, wenigstens äußerlich, so ziemlich hergestellt. Selbst der gemeine russische Soldat, der doch eigentlich äußerst wenig Vortheil davon hatte, wer in Paris für die Zukunft regieren werde, freute sich sehr, daß nunmehr diese Stadt erobert werden solle. „Hat Moskau brennen müssen, muß nun Paris auch wieder brennen" sagten die Russen häufig unter einander, und selbst viele russische Officiere hatten die Ansicht, daß die Hauptstadt Frankreichs als gerechte Wiedervergeltung den Flammen übergeben werden müsse.

Bei Fère-Champenoise sah ich wie der französische General Paithod sich mit einigen Tausend Mann Infanterie auf die glänzendste Weise mehrere Stunden gegen unsere mehr als 20fache, ihm überlegenen Streitkräfte vertheidigte. Niemals in allen meinen bisherigen Feldzügen sah ich irgendwie Infanterie mit größerer Standhaftigkeit fechten, wie es diese jungen französischen Conscribirten unter ihren alten Officieren thaten. Die russische Gardereiterei und die Husaren vom General Wassiltschikof hieben zuletzt auf das Wüthendste auf diese dem Untergang geweihten französischen Bataillone ein, denen schon ihre Munition fast gänzlich ausgegangen war. Die Tapferkeit der Feinde flößte mir so große Hochachtung ein, daß es

mir lieb war diese Attaque nicht mitmachen zu müssen. Als sie sich endlich nach verzweifelter Gegenwehr uns ergeben hatten, suchte ich den einzelnen Gefangenen so viel nur in meinen Kräften stand zu nützen und verwandte gern die eben erst geschenkt erhaltenen Hemden wieder, um Bandagen zum Verbinden ihrer Wunden daraus zu bereiten. Wahrhaftig Napoleon konnte auf seinen General Paithod und dessen Truppen stolz sein.

Wir rückten nun ziemlich unaufhaltsam gegen Paris vor, denn wir hatten eigentlich keinen Feind zum Bekämpfen mehr vor uns. Bei Claye hatte die Cavallerie des York'schen Corps am 28. März noch einen ziemlich heftigen Kampf mit den Franzosen, von dem ich theilweise Augenzeuge war, ohne jedoch selbst den Säbel dabei zu ziehen. Zufällig hieb ich mich jedoch am 29. März noch mit einer kleinen Abtheilung französischer Ehrengarden herum, denen ich auf meinem Ordonnanzritt in den Weg kam. Die armen Kerle, die verirrt oder versprengt waren, vertheidigten sich mit vielem Muthe und ich war genöthigt Einem derselben, einem jungen hübschen Mann in sehr feiner Uniform, der seinem Aussehen nach, den reicheren Ständen angehören mußte, meine Klinge gerade durch das Herz zu stoßen, daß er sogleich aus dem Sattel stürzte. Es war dies der letzte Franzose, den ich wissentlich mit eigener Hand getödtet habe. Das Pferd des Getödteten, ein hübscher, glatter Grauschimmel, der wahrscheinlich so eben erst aus einem guten Pariser Stall gekommen war, gab eine gute Beute für mich ab und ich verkaufte es noch am Abend für 50 Napoleond'or an einen russischen Ober=

kriegskommissair. Dies Geld konnte ich recht nothwendig gebrauchen, denn in meiner Kasse befanden sich gerade noch 2½ Francs. Woher sollte ich auch wohl Geld besitzen, denn Gage hatte ich bereits seit 3 Monaten nicht mehr empfangen und meine Zulage aus Mecklenburg, wo mein Onkel mein kleines Vermögen jetzt verwaltete, war auch seit längerer Zeit ausgeblieben.

Um den Rücken zu decken, blieb das Sackensche Corps bei Meaux zurück. Ich fand dies eigentlich ungerecht, denn da dies tapfere Corps während der beiden Feldzüge so ungemein große Dienste geleistet, so hätte ihm anch die Ehre gebührt, mit zu den ersten Truppen zu gehören, welche ihren Einzug in die eroberte feindliche Hauptstadt feiern durften. Wir Truppen des schlesischen Heeres waren überhaupt manchen vornehmen Herren im großen Hauptquartier, jetzt nicht geschniegelt und geputzt genug, um mit uns vor den eleganten Parisern paradiren zu können. Sie wollten dafür lieber die besser aussehenden Garden haben, die freilich ihre Uniformen gut im Stande zu halten vermochten, da sie seit der Schlacht bei Lützen nicht wieder ins Feuer gewesen waren.

Ich ritt mit einigen russischen Officieren des Sackenschen Corps am frühen Morgen des 30. März zu der Reiterei des Generals von Katzler, welche die Vorhut des York'schen Corps bildete. Als wir zuerst die Thürme von Paris am fernen Horizont erblickten, da bemächt gte sich meiner eine so lebhafte Freude, daß ich wie ein Kind, dem man eine glänzende Gabe darbietet, laut aufjauchzen mußte. So war denn endlich das schöne Ziel

nach dem ich seit so vielen Jahren unablässig gestrebt, was mir bei allen Strapazen und Gefahren in den Bergen des heißen Portugals und den Schneefeldern des eisigen Rußlands, stets verlockend vor Augen gestanden hatte, erreicht. Paris, diese stolze Hauptstadt des übermüthigen Feindes lag vor meinen Augen, als Sieger war ich bisher mit vorgedrungen, und durfte nun hoffen, in den nächsten Tagen schon meinen triumphirenden Einzug in dessen Thore halten zu können. Solche Augenblicke bleiben unvergeßlich und sie allein belohnen schon ein langes Leben voller Mühe und Entbehrung.

Die Franzosen, die sich 1814 im Allgemeinen überhaupt noch besser als 1813 schlugen, denn ihr großer Nationalstolz sträubte sich auf das Aeußerste gegen die Eroberung ihres Landes, leisteten auch am heutigen Tage anfänglich einen großen Widerstand. Ich hielt noch nicht lange bei unserem schlesischen Heer, als ich den leichten, vorne offenen Reisewagen unseres Feldmarschalls von Blücher anfahren sah und nun näher an denselben heranritt. Der Alte war zwar noch zu schwach um ein Pferd besteigen zu können, obgleich er hatte es am Morgen versuchen wollen, trug auch noch seinen grünen Damenhut auf dem Kopfe, schien aber sonst schon wieder ganz wohlauf und munter zu sein. Als er mich erblickte, grüßte er mit der Hand und rief „Fritz heute giebts einen schönen Tag, da machen wir Auerstedt und Lübeck wieder gut. Wenn das Dein Großvater erlebte, der würde seine Freude daran haben."

Als ich antwortete: „Aber Ew. Excellenz haben doch

mit das größte Verdienst dabei, daß wir so weit gekommen sind", rief er „Ach was Papperlapap, gewöhne Dir man nicht das Flatusen sagen an Junge" und damit fuhr sein Wagen weiter.

Um 12 Uhr tobte der Kampf fast auf allen Stellen mit großer Erbitterung und da ich auf einer Höhe, unweit des Montmartre hielt, so konnte ich einen ziemlich freien Ueberblick über das Ganze gewinnen. Mit sehr großem Muthe sah ich unsere preußische Garde jetzt in das heftigste feindliche Feuer marschiren. Es war den Gardisten selbst unangenehm gewesen, daß sie bisher in diesen beiden Feldzügen noch so wenig geleistet hatten und manche Officiere des York'schen Corps wohl spöttelten „eine Stelle bei der Garde sei eine wahre Sinecure und die Uniform derselben sei viel zu schön, als daß man solche im Pulverdampf verderben dürfe." So wollten sie denn jetzt durch die That zeigen, daß sie nicht die Schuld dieser gezwungenen Unthätigkeit trugen und die Garde Sr. Majestät des Königs von Preußen sich mit der besten Truppe der ganzen verbündeten Armee unbedingt messen könne. Sie machte diesen Tag für sich zu einem Ehrentag, an dem Vieles was man ihr — mit Recht oder Unrecht lasse ich dahin gestellt sein — früher wohl vorgeworfen hatte, vollgültig wieder ausglich. Freilich kostete es ihr auch schwere Opfer und gar viele, jugendmuthige, lebensfrische Gardeofficiere, die am Morgen sich noch so sehr auf ihren Einmarsch in Paris gefreuet und sich lebendig die vielen verführerischen Genüsse, in denen sie dort

schwelgen wollten, vorgestellt hatten, waren am Abend bereits starre Leichen.

Die Höhle des Löwen ergab sich nicht so leicht, wie man hin und wieder wohl geglaubt haben mochte, wenn er selbst auch nicht darin verweilte. Unsere Gardisten, bei denen sich auch ein badisches Gardebataillon befand, erhielten von drei Seiten ein furchtbares Kanonenfeuer und mußten solches lange Zeit ruhig erdulden, bis endlich die Tamboure den Sturmmarsch schlugen und nun mit gefälltem Bajonnett unaufhaltsam bis nahe an die Barriere von Pantin vorgestürmt und auf diesem Fleck der Sieg vollständig entschieden wurde.

Die Umgebung von Paris ist durch zahllose Landhäuser, Gärten mit Mauern, Weinbergen, industriellen Etablissements von großer Ausdehnung, Steingruben u. s. w. so sehr durchschnitten, daß gar kein Platz für die Ausbreitung großer Truppenmassen dort übrig bleibt. Die Herstellung einer eigentlichen Schlachtordnung war somit auch hier fast unmöglich und der ganze Kampf löste sich in eine fortlaufende Reihe mehr oder minder bedeutender Einzelgefechte auf.

Eine Zeit lang von 12½—2 Uhr war der Kampf nicht so heftig, dann aber waren sämmtliche Heerestheile der verbündeten Armee auf den ihnen bestimmten Plätzen angekommen und nun begann der allgemeine Angriff mit vereinter Kraft. Ich war jetzt wieder mehr zu den Yorkschen Truppen vorgeritten und sah eine prächtige Attaque unserer schwarzen Leibhusaren und der brandenburgischen Husaren zuerst gegen französische Reiterei und dann auch ge-

gen Infanterie ausführen. Eine sehr starke feindliche Batterie, die bisher unseren Truppen großen Schaden zugefügt hatte, wurde jetzt ebenfalls von diesen braven Husaren genommen, denen die russischen Kampfgenossen laut ihren Beifall zuriefen.

In einer Ausdehnung von 2 Meilen rings um das Weichbild von Paris, ward nun gekämpft und überall sah man zwischen den Häusern und Gärten die weißen Wölkchen des Pulverdampfes aufsteigen und hörte den Donner der Kanonen, das Knattern der Flintenschüsse, das Wirbeln der Trommeln und häufig auch das Hurrahgeschrei unserer siegreich vorstürmenden Truppen. Wir gewannen überall Terrain und auf allen Punkten des Halbkreises wurde der Feind immer mehr zurückgedrängt. Um 4 Uhr Nachmittags war der Sieg vollständig entschieden und die hier gegen uns befehligenden französischen Marschälle mußten demüthig um Waffenstillstand bitten. Ein solches Begehren mochte diesen stolzen Herren gewiß sehr hart angekommen sein und nur die dringendste Nothwendigkeit, da sie gar keine frischen Truppen mehr zur Fortsetzung des Kampfes zu ihrer Verfügung hatten, sie dazu bewogen haben.

Bei unseren Truppen herrschte eigentlich große Unzufriedenheit, daß dieser Waffenstillstand bewilligt worden sei und der russische General Langeron, der überhaupt kein Freund von Gehorchen war, setzte ungeachtet desselben noch eine Zeit lang den Kampf fort und erstürmte den Montmartre. Nur der ausdrückliche Befehl des Kaisers Alexander, bei Strafe sofortiger Kassation, augen-

blicklich alle weiteren Feindseligkeiten einzustellen, konnte diesen General verhindern die Kugeln seiner schweren Geschütze in die Stadt Paris zu schleudern. Auch unsere Generale Blücher und York sind nicht für den Waffenstillstand gewesen, sondern haben ein Bombardement der Stadt gewünscht. Wäre es nach des alten Feldmarschalls Sinn gegangen, so wäre Paris mindestens 24 Stunden bombardirt und mit Sturm erobert worden.

Daß diesem augenblicklichen Waffenstillstand eine gänzliche Uebergabe der Stadt bald folgen würde, war vorauszusehen und somit konnte ich eine gute Nachricht mit zum Sacken'schen Corps zurücknehmen. Ungemein gern wäre ich noch an diesem Abend bei den preußischen Truppen geblieben und hätte mich des Anblicks der besiegt zu unseren Füßen liegenden stolzen Stadt länger erfreuet; doch der Soldat kann sehr selten seinen eigenen Wünschen folgen, sondern muß im Frieden wie Kriege, allen Befehlen den unbedingtesten Gehorsam leisten und so trabte ich mit meinem Ordonnanz-Kosacken denn wieder zurück. Es waren aber frohe Gefühle, welche mich bei diesem nächtlichen Ritte beseelten und jede Ermüdung des Körpers schwand gänzlich bei dem Gedanken, daß am anderen Morgen preußische Truppen in die Hauptstadt Frankreichs als Sieger einziehen würden. Auch meine Kosacken waren der besten Laune und fragten mich oft, ob nun der Kaiser Alexander nicht am andern Tage die Plünderung von Paris gestatten würde. Nun, wenn auch Paris nicht geplündert werden durfte, so hatten die Kosacken doch in den letzten Jahren so ungeheure Beute gemacht, daß durch-

schnittlich ein Jeder von ihnen mindestens an 200—250 Goldstücke bei sich führte. Selbst bis nach Frankreich hinein, folgte uns ein Schwarm polnischer und deutscher Juden, welche unseren Soldaten und besonders den Kosacken alle erbeuteten Sachen, mochten diese auch in den aller verschiedenartigsten Gegenständen bestehen, für ein Spottgeld abkauften und dies Geld wieder in russisches Gold umsetzten.

Ich hoffte sehr am anderen Morgen von dem feierlichen Einzuge unseres Königs und des Kaisers Alexander in Paris ein Augenzeuge sein zu können, erhielt aber statt dessen einen Befehl, der mich zum Yorkschen Corps führte. Man hatte dasselbe nicht mit zum Einzug in Paris verwandt, weil es nicht elegant genug und in seiner Uniformirung zu abgerissen aussah. Welche Gefühle diese Maaßregel bei allen preußischen Officieren der schlesischen Armee erregte, darüber will ich lieber schweigen. Unser alter Blücher billigte unsern allgemeinen Unwillen dadurch auf die allerglänzendste Weise, daß er trotz aller ergangenen Einladungen bei diesem Triumpheinzug persönlich fehlte. Er schützte zwar officiel noch seine Krankheit vor, doch war er jetzt schon wieder so weit hergestellt, daß er die zwei Stunden recht gut hätte zu Pferde sitzen können, wenn er nur gewollt hätte. Der General York hatte ebenfalls die Einladung zu diesem Einzuge mit den kurzen Worten: „Er habe jetzt keine Paradeuniform bei sich und könne seine Truppen auch nicht verlassen", abgelehnt. Auch sonst gab es alsbald manche Verdrießlichkeiten, die das schöne Gefühl des Sieges hätten einiger-

maßen trüben können, wenn dies überhaupt möglich gewesen wäre. Allgemein herrschte im Heere ein Unwille darüber, daß die Stadt Paris von jeder Einquartirung verschont bleiben solle, was der Kaiser Alexander, dessen Persönlichkeit jetzt überhaupt sehr in den Vordergrund trat, in seiner zu großen Herzensgüte den Parisern zugestanden hatte. Waren doch in Wien, Moskau, Berlin und allen anderen deutschen Hauptstädten Franzosen einquartirt gewesen und hatten dort Monate, ja Jahre lang auf die übermüthigste Weise gehaust, warum sollten denn wir jetzt nicht auch wenigstens Gleiches mit Gleichem wieder vergelten, so frug mit Recht ein Jeder in unserm Heere. So weit ging sogar die Rücksicht gegen die Besiegten, daß am 31. März Truppen des York'schen Corps ihren Hunger nur in trocknem Kommißbrod stillen konnten, während vor uns die besiegte Stadt mit allen ihren ungeheuren Vorräthen und Delikatessen aus allen Welttheilen, ausgebreitet lag. Solchem Uebelstande wurde aber von uns auf eigene Hand baldigst abgeholfen und die Befehlshaber aller preußischen Truppentheile schrieben von nun an in den von ihnen besetzten Orten selbstständig Requisitionen von Wein, Fleisch, Brod und Gemüse aus, damit die Soldaten sich wenigstens stets reichlich sättigen konnten. Es war dies wahrhaftig doch das Wenigste was unsere braven Leute für den so schwer errungenen Sieg verlangen konnten.

Am 2. April ritt ich in der Gesellschaft einiger preußischer Officiere zuerst nach Paris. So sehr ich mich nun auch freute als der Huffschlag meines donischen

Hengstes auf den Pflastersteinen der Hauptstadt Frankreichs ertönte, so imponirte mir doch — außer das Hotel der Invaliden — sehr Weniges in derselben. Es mag sein, daß ich früher zu viel von den Schönheiten und Annehmlichkeiten dieser Stadt gehört hatte, so daß meine übermäßig hoch gespannten Erwartungen jetzt eine Enttäuschung erfuhren. Die Bevölkerung nahm den Schein an, als freue sie sich über unseren Einzug und wußte in ihrer bekannten Charakterlosigkeit gar nicht genug Manifestationen des Entzückens über den Sturz Napoleons und die Herstellung des legitimen Königthums der Bourbons zu veranstalten. Da waren die Soldaten des Kaisers, die bis zuletzt sich mit so todesmuthiger Aufopferung für ihren kriegerischen Ruhm geschlagen hatten, doch ganz andere Männer, wie diese Pariser Elegants und Epiciers, die jetzt sogleich mit fast tellergroßen weißen Kokarden umherliefen und selbst Napoleons Standbild von der Vendome-Säule herabstürzen wollten, weil sie hofften, dadurch bei den alliirten Monarchen und gar bei dem Kaiser Alexander einige Gunst zu gewinnen. Selbst ein Theil der Berliner benahm sich 1806 beim Einzug der Franzosen nicht erbärmlicher wie dies jetzt 1813 sehr viele Pariser thaten. Der vornehme und geringe Pöbel der großen Städte bleibt sich überall gleich und wer von diesen Menschen Patriotismus, Charakterfestigkeit oder sonst andere edle Eigenschaften erwarten wollte, würde sich gar arg enttäuscht finden.

Da russische Garden den Hauptteil der Besatzuug von Paris bildeten, so war es auch angemessen, daß ein

russischer General zum Gouverneur der eroberten Stadt eingesetzt wurde. Die Wahl des Kaisers Alexander fiel auf den General von Sacken, in dessen Hauptquartier ich bisher kommandirt gewesen war und wenn auch der General Langeron, dessen Eitelkeit sich sehr verletzt fühlte, daß ihm diese höchst ehrenvolle Stelle entgangen war, dagegen möglichst zu intriguiren suchte, so bin ich doch der Ansicht, daß der Kaiser gar keine geeignetere Persönlichkeit als gerade den Erwählten, hätte finden können. Ich blieb nun auf Wunsch meines bisherigen Chefs noch einige Zeit in Paris bei ihm kommandirt, obgleich eine derartige Adjutantenstelle bei dem Gouverneur einer großen Stadt gar nicht nach meinem Geschmacke war. So viel ich nur irgend konnte, suchte ich den Hochmuth der Pariser zu demüthigen, ihnen zu zeigen, daß sie jetzt die Besiegten seien, und nur der Großmuth der verbündeten Monarchen diese viel zu glimpfliche Behandlung zu verdanken hätten. Wenn es Streitigkeiten zwischen unseren Truppen und der Pariser Bevölkerung zu schlichten gab, suchte ich Ersteren stets zu ihrem Rechte zu verhelfen und nahm gewiß so weit ich dies vermochte, jeden Soldaten auch gegen den vornehmsten und reichsten Pariser in Schutz. Zwar bekam ich auf diese Weise viel erzürnte Gesichter zu sehen, selbst aus den Augen eleganter und schöner Damen strahlten mir oft gar zornige Blitze entgegen. Der General von Sacken erzählte mir häufig lachend, wie oft ich bei ihm verklagt worden sei und welche Benennungen man mir beilegte, doch kümmerte mich dies nicht im Mindesten, wenn ich dadurch nur unseren Soldaten vermehrte Annehmlichkeiten

verschaffen konnte. Mit meinem Hauswirth, einem sehr reichen Modewaarenhändler, der jetzt an seiner eleganten Kleidung überall möglichst sichtbare weiße Kokarden anzubringen wußte, hatte ich gleich am ersten Tage einen ernsten Streit. Zwar waren meine beiden Zimmer überreichlich elegant möblirt und enthielten viele Sachen des Luxus, deren Gebrauch ich einfacher Sohn des Krieges kaum den Namen nach kannte, doch hatte man meinem Bedienten nur eine schlechte, dunkle Kammer mit einem erbärmlichen Bette gegeben. Als ich den Hausherrn rufen ließ und ein besseres Quartier für denselben verlangte, wollte der sogar eine hochmüthige Miene annehmen und behauptete, daß für einen gemeinen Soldaten solch Quartier hinreichend gut sei. Solche Unverschämtheit empörte mich, ich sagte dem übermüthigen Pariser sehr kurz „in meinen Augen sei jeder einfache preußische Soldat, der treu seiner Pflicht bisher den Sieg zu erkämpfen geholfen habe, eine ungleich respectablere Persönlichkeit wie er selbst und wenn mein Bedienter nicht auf der Stelle ein gutes Zimmer erhielte, würde ich die Thüre des Putzzimmers seiner Frau gewaltsam aufschlagen lassen und ihn dort einquartiren." Diese Drohung half sogleich und ich erreichte meinen Zweck, wie ich denn überhaupt fand, daß man am Besten mit den Parisern auskam, wenn man ihnen imponirte und bestimmt gegen sie auftrat.

In den ersten Tagen nach der Einnahme von Paris glaubten wir Alle, Napoleon, der noch über 50—60,000 Mann todesmuthiger Truppen gebieten konnte, werde zur Wiedereroberung von Paris anmarschiren und machten

uns auf eine verzweifelte Schlacht in der Gegend von Fontainebleau gefaßt, wozu denn auch von unserer Seite die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden. Besonders das schlesische Heer, was man zwar gut genug zum Kämpfen, aber nicht geputzt genug zum Paradiren fand, hatte eine Stellung genommen, um die Hauptstadt gegen einen etwaigen Anmarsch der feindlichen Armee zu decken. Unser alter Feldmarschall Blücher hatte bereits am 1. April theils wegen seiner entzündeten Augen, mehr aber noch, weil er gerechten Unwillen darüber empfand, daß man uns nicht die Ehre des Einmarsches in die Stadt vergönnte, seine Entlassung als kommandirender General genommen. Ein harter Verlust für uns Alle, der bei den Preußen, wie Russen allgemeines Bedauern erregte. Jetzt kommandirte der General Barclay de Tolly die sogenannte schlesische Armee und man hätte den Umständen nach auch gar keinen besseren Führer für dieselbe finden können, wie diesen Ehrenmann, der schon 1812 in Rußland so Großes geleistet.

Die französischen Soldaten hingen zwar noch treu an ihren Schlachtenkaiser, aber seine Marschälle, die er reich und berühmt gemacht hatte, verließen ihn jetzt Einer nach dem Anderen, um ihren, in fremden Ländern zusammengestohlenen Raub, fortan in bequemer Gemächlichkeit genießen zu können. Unter solchen Umständen mußte Napoleon sich wohl der eisernen Nothwendigkeit fügen und so kam es außer einigen unbedeutenden Plänkeleien, die mir aber leider einen sehr bewährten Freund kosteten, nach der Ein-

nahme von Paris bei unserem Heere zu keinen weiteren Feindseligkeiten.

Ein sehr günstiger Zufall wollte, daß es mir gelang den Kaiser am 19. April in Fontainebleau persönlich zu sehen, indem ich eine Ordre an die Generale der verbündeten Armee, welche ihn nach der Insel Elba begleiteten, zu überbringen hatte. Aus meinem Fenster eines Gartenhauses in Fontainebleau, sah ich unbemerkt den Kaiser, der allein im Garten spazieren ging, mehrmals dicht bei mir vorübergehen. Er trug seinen grauen Rock und seinen kleinen Hut und schien in tiefe Gedanken versunken zu sein. Sein Kopf wie aus Erz gegossen, so fest und scharf war dessen Bildung, war etwas vorgebeugt, als drücke die Schwere der in ihm kreisenden Gedanken ihn nieder, die Hände ruhten ineinander gelegt auf dem Rücken. Unvergeßlich wird mir der Anblick dieses einsam unter den mächtigen, sich eben mit frischen Knospen schmückenden Bäumen Dahinschreitenden, bleiben, und noch jetzt nach 44 Jahren, könnte ich seine Gestalt zeichnen, so lebhaft steht sie vor meinen Augen. Im Schlosse und Parke standen zahlreiche Posten der Grenadiere der alten Garde, welche ihren Kaiser nach der Insel Elba begleiten durften. Es waren feste Gestalten, Soldaten vom Kopf bis zum Fuße, Männer denen man ihr langes, thatenreiches Leben gar deutlich ansehen konnte. Meine preußische Officiersuniform ward von diesen alten Gardisten mit sehr finsteren Blicken betrachtet und auf mehrere Fragen, die ich an sie richtete, erhielt ich gar keine oder doch nur eine möglichst kurze Antwort. Ein Benehmen das mehr für die Treue und Charakter-

festigkeit dieser Braven zeugt, als das Benehmen so vieler Vornehmen gegen die fremden Eroberer.

Im Monat Mai verließ ich Paris und meine Stellung beim General von Sacken, da ich meine Gegenwart dort nicht mehr für nothwendig hielt und deshalb um meine Zurückkommandirung gebeten hatte. Von meinem Chef, der mir persönlich stets sehr großes Wohlwollen und Vertrauen bewiesen hatte und dem ich sehr viele angenehme Stunden verdankte, trennte ich mich ungern und habe unausgesetzt die Gefühle der Hochachtung und der Dankbarkeit, die ich ihm mit Recht schuldete, bewahrt. Auch sonst verließ ich im russischen Heere manche wackere Kriegskameraden, denen ich gern die Freundeshand reichte, allein im Allgemeinen war ich trotzdem doch erfreut, meines zeitweiligen Kommandos daselbst nunmehr wieder enthoben zu sein. Wie ich schon im Verlauf der einfachen und ungekünstelten Darstellung meines Lebens es wiederholt ausgesprochen habe, so wird der deutsche Soldat sich nur in der Mitte seiner heimathlichen Kameraden, die mit ihm gleiche Sprache, Sitte und Abstammung theilen, so recht wohl und an seinem Platze fühlen können und nichts Anderes wird und kann ihm dies ersetzen.

Ich begab mich nun nach Lüttich, wo inzwischen der General von Pirch II., der intermistisch das Kommando über das Yorksche Corps führte, sein Hauptquartier genommen hatte, um dort wegen meiner ferneren Anstellung das Weitere abzuwarten. Am Liebsten wäre es mir gewesen, eine Escadron in einem leichten Kavallerieregimente, was in Pommern oder Ostpreußen garnisonirte, zu erhal-

ten und dort mein Standquartier in einem kleinen Landstädtchen nehmen zu dürfen, da das bunte, luxuriöse Leben und Treiben in einer großen Stadt meinen Neigungen gar nicht zusagte. Unsere Armee ging voraussichtlich einer vollständigen Reorganisation entgegen, da das Gebiet des preußischen Staates sehr vergrößert wurde und so durfte ich hoffen, daß mein Wunsch auch seine Erfüllung finden werde.

Da ich als Rittmeister ohne Schwadron, jetzt im York'schen Corps weiter keine bestimmte Dienstesthätigkeit hatte, so bat ich um einen dreimonatlichen Urlaub. Die fast unausgesetzte, angestrengte Thätigkeit im Felde seit 1810, die vielen Strapazen die ich erduldet und die drei schweren und zwei leichten Verwundungen, welche ich erhalten hatte, waren nicht ganz ohne Nachwirkung auf meine Gesundheit geblieben. Besonders jetzt, wo der Zweck, dem ich mein ganzes bisheriges Leben gewidmet hatte, vollständig erreicht und augenblicklich für Preußen weiter keine Gefahr zu befürchten war, verspürte ich eine Abspannung, wie ich solche früher nicht gekannt hatte und sehnte mich ungemein auf einige Zeit nach ländlicher Ruhe und dem Fernsein von jeglicher Aufregung. Mein Urlaubsgesuch ward genehmigt, mir vorher aber aufgetragen ein Kommando von 280 unberittenen Kavalleristen des York'schen Corps nach Königsberg zurückzuführen. Es waren dies theils freiwillige Jäger, die nun, da ihre Dienstzeit abgelaufen, in die Heimath zurückkehrten oder Halbinvalide, oder Soldaten denen die Pferde fehlten und die deshalb zu den Depotschwadronen ihrer Regimenter

zurückkehrten. Ich muß gestehen, anfänglich fürchtete ich mich etwas vor diesem Kommando, bei dem ich der einzige Officier war, da solche Leute aus verschiedenen Regimentern, welche ohnehin ihre Dienstzeit beendet haben, sehr leicht den sie führenden Officier mannigfachen Verdruß bereiten können. Die Mannszucht war aber bei allen diesen Soldaten so vortrefflich und die großen Thaten, welche sie so eben erst verrichet, hatte ein so edles, militairisches Selbstgefühl in ihrer Brust entzündet, daß auch kein Einziger während des ganzen Marsches sich des geringsten Vergehens schuldig machte. So ward mir die Freude von Lüttich bis Königsberg zu marschiren, ohne einen einzigen Soldaten bestrafen, ja nur ernstlich verweisen zu müssen. Ich führe dies absichtlich hier an, um zu zeigen, welch vortrefflicher Geist damals in unserem preußischen Heere herrschte.

Mit einem Kommando unberittener Kavalleristen verschiedener Regimenter lassen sich zwar keine glänzenden Parademärsche ausführen und doch feierte ich manchen schönen Einmarsch in Dorf und Stadt. Die Freude der Einwohner über unsere Heimkehr aus dem siegreichen Kriege, die ungekünstelte Herzlichkeit, die uns überall empfing und die große Gastfreundschaft, die wir im Schlosse des Edelmannes wie in der Hütte des Tagarbeiters fanden, machte unseren Marsch trotz Staub und Hitze ungemein angenehm. Besonders als wir erst in Ostpreußen anlangten verdoppelte sich fast diese gute Stimmung der Bevölkerung für uns und jeder Abend unseres Einmarsches in ein Nachtquartier, glich fast einem kleinen Feste.

Als ich in Königsberg meinen Transport abgegeben hatte, eilte ich nach dem friedlichen Pfarrhause in dem abgelegenen Dorfe, was für mich jetzt den köstlichsten Schatz meines Lebens umschloß. Die Tage die ich dort verlebte, brachten mir eine Fülle von Frieden und ungetrübtem Glück, wie ich solchen früher niemals gekannt hatte.

Wie nichtig und eitel ist doch aller äußerer Glanz und aller Prunk und Reichthum, nach welchem so viele Menschen ihr ganzes Leben in grimmiger Hast ringen und jagen und dafür Alles selbst die Ruhe ihres Gewissens und die Fleckenlosigkeit ihrer Ehre hingeben, gegen solch ein einfaches, ruhiges in sich selbst glückliches Familienleben.

Den Monat September verbrachte ich mit der Familie meiner Braut in einem kleinen, stillen Seebade an der Ostsee und die salzigen, kräftigen Wellen des Meeres thaten meinem Körper so wohl, daß bald auch jegliche Abspannung verschwunden war.

Bevor ich nun wieder nach dem linken Rheinufer, wo das westpreußische Dragonerregiment kantonnirte, zurückging, besuchte ich noch auf einige Wochen meinen Onkel, der auf seinem Gute in Mecklenburg lebte. Eine Fülle von verschiedenen Erinnerungen tauchte in mir auf, als ich jetzt zuerst nach vieljähriger Trennung wieder die Feldmark des Landgutes, auf dem ich eine so schöne Jugendzeit verleben durfte, betrat. Wie lebhaft stand besonders mein alter Großvater, der in rauher Form ein so edles Herz trug, vor meinem Auge und seine kräftigen Worte tönten wieder in meinem Ohr. Ich eilte noch am Abend

meiner Ankunft nach seinem Grabe auf dem Dorfkirchhof und saß lange dort, alle Ereignisse meines wechselvollen Lebens seit mir der wackere Greis damals zuletzt die Hand geschüttelt hatte, in Gedanken an mir vorüberziehen lassend. Gottlob, daß ich nie eine That vollführt hatte, deren ich mich vor dem Großvater hätte schämen müssen.

Uebrigens unterhielt ich mich auf dem Landgute des Oheims vortrefflich, ritt viele Hetzjagden mit, war auch sonst ein eifriger Jägersmann, trank manche Flasche guten Rothwein, der in Mecklenburg so wohlfeil ist und verplauderte mit alten Jugendfreunden und neuen Bekannten recht angenehme Stunden. Viele von meinen ehemaligen Jugendfreunden waren schon als Gutsbesitzer im Lande ansäßig und wirthschafteten jetzt eifrig, um die großen Verluste, die Alle in den schweren Kriegsjahren erlitten hatten, wieder zu ersetzen. Andere hatten als Officiere bei der Linie oder den beiden freiwilligen Jägerregimentern zu Fuß und zu Pferde, welche Mecklenburg-Schwerin sogleich beim Beginn des Krieges 1813 in das Feld stellte, gedient und so fehlte es nicht an reichem Stoff zu den verschiedensten Gesprächen.

Bei einer Schweinshetze, wo ich wohl zu hitzig in ein Holz hineinjagte, verletzte ich meinen Fuß etwas an einem Baumstamm, mußte deshalb um Nachurlaub nachsuchen und kam nun erst im Monat December in Berlin an. Dort übergab man mir einen Transport von ostpreußischen Remontepferden für unsere am Rhein stehende Kavallerie, da der Officier, der eigentlich dies Kommando hatte, plötzlich erkrankt war. Im Januar langte ich mit

diesem Transport, dessen Führung mit vieler Plackerei verbunden war, in seinem Bestimmungsorte an.

Da die Aussichten noch immer sehr kriegerisch waren und es mitunter schien, als würden auf dem Wiener Kongreß neue Feindseligkeiten entstehen, so wurde auch die Landwehr noch nicht aufgehoben, sondern im Gegentheil sogar eine solche in den früheren Landestheilen von Preußen, welche wir jetzt wieder erobert hatten, in aller Eile neu organisirt. So ward ich denn alsbald nach Westfalen kommandirt, um bei der Bildung der westfälischen Landwehrkavallerie Dienste zu leisten. Daß ich viele Freude von diesem Kommando gehabt hätte, kann ich leider nicht behaupten und der Winter und Frühling von 1815 glichen in dieser Hinsicht nicht der Zeit von 1813.

Ich hatte übrigens die feste Zusicherung bei der Reorganisation der Linienkavallerie, die ebenfalls im Werke war, eine Eskadron zu erhalten, was mich sehr erfreute, da ich alsdann mich verheirathen wollte. Sehr wahrscheinlich wäre ich zu dem jetzigen 11. Husarenregiment versetzt worden, als die Nachricht von der Ankunft Napoleons in Frankreich Alles plötzlich wieder veränderte.

Neuntes Kapitel.

Eindruck der Landung Napoleons in Frankreich. — Kriegsrüstungen. — Zusammenziehung des preußischen Heeres in Belgien. — Allgemeine Freude über die Ernennung des Feldmarschalls v. Blücher zum Oberbefehlshaber. — Eintheilung des preußischen Heeres in 4 Armeecorps. — Waffenübungen. Erwartung des baldigen Kampfes. — Freudiges Wiedersehen vieler alten Waffengefährten im Heere Wellingtons. — Der Herzog Wilhelm von Braunschweig zu Oels. — Beginn der Feindseligkeiten. — Blutiger Kampf in Ligny. — Treffliche Haltung der westfälischen Landwehr. — Geordneter Rückzug nach der verlorenen Schlacht. — Der Feldmarschall Blücher. — Eintreffen auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance. — Meine schwere Verwundung. — Schlußwort des Herausgebers.

Der Eindruck, den die Nachricht von der Ankunft Napoleons in Frankreich und seinem Siegesmarsch bis Paris auf uns Officiere machte, war ein gewaltiger. Als ein Kamerad, der in Cöln gewesen war uns zuerst die Kunde von der Landung Napoleons überbrachte, wollten wir solche anfänglich nicht glauben und hielten das Ganze für eine ungeheure Lüge. Bald aber war an deren Wahrheit nicht

mehr zu zweifeln und als wir erfuhren, mit welchem Jubel der Kaiser von seinem Heere empfangen und wie leicht ihm die Vertreibung der Bourbons gelungen sei, da konnte so leicht Keiner von uns mehr an dem baldigen Ausbruch eines neuen Krieges zweifeln. Ich hatte bisher absichtlich oft Wochen lang keine Zeitungen gelesen, denn ich ärgerte mich zu sehr über diesen unheilsvollen Wiener Kongreß, auf dem die Diplomaten mit ihren Federn wieder Alles verdarben, was wir deutschen Soldaten so eben erst mit unseren Schwertern gut gemacht hatten, jetzt aber konnte ich es vor Ungeduld kaum erwarten, wenn mir allwöchentlich dreimal die Zeitnngen überbracht wurden. Bald kam auch der Befehl zu vermehrten Kriegsrüstungen und wir waren, so weit es der Mangel an Geld in den Staatskassen erlaubte, in voller Thätigkeit.

Von dem freudigen Patriotismus, der willig auch das Letzte hergab, wie solcher 1813 in Ostpreußen die Organisation der Landwehr zu einem so höchst erfreulichem Geschäfte für alle dazu kommandirten Officiere gemacht hatte, war 1815 in den meisten Gegenden von Westfalen nicht viel zu bemerken. Man that wohl was man gerade mußte, aber — außer in der altpreußischen Grafschaft Mark — geschahen freiwillige Gaben oder gar freiwilliger Eintritt in das Heer nur sehr selten. Vielfach hörte ich auch die Aeußerung aussprechen, es sei unnütz jetzt einen abermaligen Krieg gegen Napoleon anzufangen, da dieser ja öffentlich versichert habe, er wolle keine neuen Eroberungen mehr machen, sondern sich jetzt mit den alten Grenzen Frankreichs von 1792 begnügen und alle seine Kraft dem inneren

Wohle seines Landes zuwenden. Selbst in unserem Heere gab es manche Officiere, welche den Krieg nicht für so sehr nothwendig hielten, ja ihn sogar auch nicht wünschten, wenn dies sie natürlich auch keinen Augenblick abhielt, ihre Pflicht zu thun, als der König den Kampf befohlen hatte. Größtentheils waren dies ältere, verheirathete Männer, denen die Strapazen der letzten Jahre noch zu frisch im Gedächtniß waren, als daß sie sich jetzt schon so bald wieder nach neuen sehnen sollten. Auch ich war jetzt nicht so überaus kriegslustig mehr gestimmt, hatte an den 8 Feldzügen, die ich bereits mit durchgemacht, vollkommen genug und wäre — offenherzig gestanden — lieber in den heiligen Ehestand, als abermals in den Krieg gerückt. Trotz solcher Wünsche hielt ich aber den baldigen Kampf mit Frankreich für eine dringende Nothwendigkeit, freute mich über die Energie mit welcher jetzt unsere Kriegsrüstungen betrieben wurden und war fast Tag und Nacht thätig, um meine sehr schwierigen Pflichten nach Kräften zu erfüllen.

Eine ungemein große Freude erregte es bei uns Allen, als wir erfuhren, daß der Feldmarschall von Blücher, unser alter „Vorwärts" wieder den Befehl über die jetzt bei Lüttich zusammengezogene Armee führen und Gneisenau zum Chef seines Generalstabes erhalten solle. So konnten wir denn Alle auf klugen Rath und entschlossene That mit Sicherheit zählen. Auch die übrigen Corpsgenerale erregten den Beifall des Heeres, nur daß der alte „Isegrim York" bei unserem zuerst zum Vorgehen bestimmten Heere fehlte, war allen Truppentheilen, die von 1812—

14 unter ihm gestanden hatten, höchst schmerzlich. Solch einen festen Führer auf den er unbedingtes Vertrauen setzen darf, entbehrt der Soldat im Felde höchst ungern und verzeiht ihm gern manche Schroffheiten und Härten. Die Truppen, welche 1813—14 unter dem Befehl des Generals von Bülow gestanden hatten, waren sehr erfreut ihn jetzt wieder als Corpsführer in unserem Heere zu sehen, denn selten ward ein höherer Officier von allen seinen Untergebenen so geachtet und gleichzeitig so geliebt wie der Genannte.

Die preußische Armee, mit welcher der Feldmarschall Blücher jetzt zuerst den Kampf beginnen sollte, betrug ungefähr 100,000 Mann und bestand über ein Drittheil aus Landwehr, deren Infanterie es jetzt größtentheils an militairischer Tüchtigkeit mit der Linieninfanterie aufnehmen konnte, da alle Officiere wie Unterofficiere und der bei weitem größte Theil der Soldaten bereits die Kriege von 1813—14 mit durchgemacht hatten. Alle Truppen dieses Heeres, die aus den alten Provinzen stammten, waren durchweg gut, hingegen gab es einige jetzt erst neu formirte Regimenter aus den neuen Landestheilen, denen man durchweg ein gleiches Lob nicht ertheilen konnte. Es befanden sich viele Soldaten und Unterofficiere, ja selbst Officiere in denselben, die früher in bergischen oder westfälischen oder auch französischen Diensten gestanden hatten, noch keinen rechten Enthusiasmus für den Waffenruhm Preußens fühlten, sich unter einander fremd waren, daher kein gegenseitiges festes Vertrauen hegten und theilweise auch mit Unlust in den Kampf zogen. Bei

der Kavallerie trat der große Uebelstand ein, daß sie gerade in ihrer Reorganisation begriffen war, als der Krieg begann und nun in dem halbfertigen Zustand, in dem sie sich befand, in das Feld rücken mußte. Daß diese neuen Regimenter, deren Officiere und Soldaten sich kaum erst gegenseitig kannten, noch nicht den wahren Corpsgeist, der einer Truppe im Felde so große Kraft verleihet, besaßen, war natürlich. Einige vortreffliche Regimenter, die sich in den früheren Feldzügen so vortrefflich bewährt hatten, so z. B. das „litthauische Dragonerregiment“ konnten diesen Krieg leider nicht mitmachen, da sie zu entfernt in Garnison standen. Ueberhaupt waren leider nur sehr wenige ostpreußische Truppen in diesem Heere. Gardetruppen fehlten der Blücherschen Armee gänzlich. Die Pferde der Kavallerie ließen größtentheils sehr viel zu wünschen übrig. Es befanden sich in den meisten Regimentern viele struppirte und in den letzten beiden Feldzügen steif gejagte Thiere, die man jetzt nothgedrungen beibehalten mußte, da die gänzlich erschöpften Staatskassen keine Mittel besaßen um neue zu kaufen. Uebrigens konnten wir uns damit trösten, daß unsere Feinde, die französischen Reiter, nicht besser, sondern häufig sogar noch viel schlechter als wir selbst beritten waren. Die Bekleidung und Bewaffnung der Armee war jetzt durchweg ungleich besser, als im Jahr 1813, wo es in dieser Hinsicht, besonders auch bei der Landwehr sehr schlecht ausgesehen hatte. So konnten wir Alles in Allem gerechnet, auch mit Vertrauen wieder in diesen neuen Kampf ziehen und durften hoffen, daß wir den 1813—14

erworbenen Waffenruhm Preußens nicht verringern, sondern wo möglich noch vermehren würden. Und mit Gottes gnädiger Hülfe ist dies auch geschehen und daß der Feldzug von 1815 so schnell und glücklich beendet wurde ist wesentlich mit ein Verdienst des Feldmarschalls Blücher und seiner Preußen.

Die Landwehrschwadron, welche ich jetzt interimistisch führte, ward zum ersten Armeecorps unter dem Generallieutenant von Zieten kommandirt. Wir wurden der 4ten Infanteriebrigade des Generalmajors Graf Henckel von Donnersmark zugetheilt und ich freute mich aufrichtig unter dem Befehle dieses wackeren Herren, den ich schon von 1813 und 14 her kannte, wo er eine Kavalleriebrigade im York'schen Heere führte, gestellt zu werden. Er war ein ungemein liebenswürdiger General, von wahrem ritterlichen Charakter, ein echter Edelmann und Officier, den seine allzugroße Herzensgüte nur zuweilen hinderte vollste Energie und Rücksichtslosigkeit walten zu lassen. Ein großer Stratege war der General nicht, wohl aber ein guter Brigadeführer, der pünktlich das ausführte, was ihm befohlen war.

Die letzte Hälfte des Monats April und fast den ganzen Monat Mai, garnisonirte ich in Belgien, hart an der französischen Grenze. Da weit über die Hälfte der Landwehrkavalleristen noch aus rohen Rekruten bestand, so wurde diese Zeit eifrigst zu ihrer weiteren militairischen Ausbildung, die dringend nothwendig war, benutzt. Vom frühen Morgen bis späten Abend wurde geritten, zu Fuß oder zu Pferde exercirt, Patrouille und Vorpostendienst

geübt; kurz der Tag verging so schnell, daß ich gar nicht begreifen konnte, daß der Abend schon wieder gekommen sei, wenn mich nicht meine große Müdigkeit daran erinnert hätte. So schritt denn die Ausbildung der Leute ziemlich vorwärts und in Berücksichtigung der einmal stattfindenden Verhältnisse, hatte ich volle Ursache damit zufrieden zu sein, wenn ich auch nicht behaupten will, daß alle Landwehrkavalleristen den sämmtlichen Anforderungen genügten, die man mit Recht an einen tüchtig durchgebildeten leichten Kavalleristen stellen muß.

Mit der Bevölkerung des Landes kamen wir im Allgemeinen sehr wenig in Berührung, obgleich hin und wieder einzelne Streitigkeiten zwischen meinen Leuten und den Bauerburschen der umliegenden Dörfer stattfanden. Im Allgemeinen war die Stimmung der französisch sprechenden Belgier, damals Napoleon sehr zugeneigt. Die vielen früheren Soldaten und Officiere des Kaisers, die jetzt hier lebten, hatten häufig sogar eine enthusiastische Anhänglichkeit für ihren großen Kriegsführer und versäumten keine Gelegenheit uns solche recht bemerklich zu zeigen, was dann natürlich bei uns wieder einen gerechten Unwillen erregte. Viele alten Soldaten und Officiere schlichen sich jetzt heimlich nach Frankreich durch, um dort in das Heer zu treten, wie denn auch in der uniformirten holländischen Armee zahlreiche Desertionen nach Frankreich stattfanden. Wir machten zuletzt öfters Patrouillen um diese Deserteure, die sich häufig sogar mit bewaffneter Hand durchschlagen wollten, abzufangen, was zugleich für unsere Leute eine gute Uebung im Felddienst abgab.

Im Monat Mai hatte ich auch das große Vergnügen dem Feldmarschall von Blücher, der sein Hauptquartier in Lüttich genommen, meine Aufwartung machen zu dürfen. Der Alte sah sehr wohl und ungleich munterer aus, als im vorigen Jahre, wo ich ihn in Paris zuletzt gesehen hatte. Er war wie immer sehr wohlwollend gegen mich, gab mir die Hand, nannte mich Fritz und Du und sagte: „Siehste Junge, nun ist der Kerl der Napoleon wieder da und wir müssen nun noch mal nach Paris und den Schwerenöther da herausklopfen. Ich habs gleich gesagt, wir gingen damals viel zu gut mit dem Pariser Volk um und die Kerle wurden man übermüthig dadurch und glaubten wir hätten Furcht vor ihnen. Wäre es nach mich gegangen, da ständen wir heutigen Tages noch in dem Paris und der Napoleon hätte dann das Wiederkommen schon bleiben lassen sollen. Na wenn wir wieder reinkommen, dann wollen wir ihnen schon einen anderen Marsch aufspielen und das Rackerzeug soll sein Lebelang an den alten Blücher denken. Und die Kerle die Diplomaten, haben in Wien auch so große Sauerei wieder gemacht und es wird unserm Könige nochmals viele brave Soldaten kosten, bis wir das Alles wieder gehörig in Ordnung gebracht haben". Beim Abschied reichte er mir noch ein großes Kelchglas voll edlen Rheinwein und sprach „Trink's auf einen Zug aus, Fritz auf unseren baldigen Einmarsch in Paris, ist schon ein guter Tropfen, wie man ihn nicht oft bekommt."

Als ich dem Feldmarschall auch meine Verlobung mit einer Pastorentochter in Ostpreußen mitgetheilt hatte, brummte er: „Weiß doch der Kuckuck, daß Du und Dein

seeliger Vater, sich alle Beide so in die Töchter von den Schwarzröcken verschammerirt habt, obschon Euch doch sonst gutes Husarenblut im Leibe sitzt. Na wenn das Mädel brav ist, denn heirathe sie man in Gottesnamen Fritz, aber ja nicht eher bis wir den Napoleon wieder herausgeklopft haben. Und bei Deinem ersten Jungen, da will ich wohl als Pathe stehen. Aber ein Soldat muß er werden und kein Schwarzrock, sonst drehen sich Dein Großvater und Vater alle Beide im Sarge herum, das sage ich Dir Fritz" scherzte er weiter.

Als ich mich in Lüttich beim Feldmarschall von Blücher befand, ward mir der Antrag gemacht, wieder als Ordonnanzofficier in das Hauptquartier Wellingtons zu gehen, wohin einige preußische Officiere kommandirt werden sollten. Da ich von 1810—1812 bei den englischen Truppen auf der pyrenäischen Halbinsel gedient hatte, hielt man mich vielleicht für eine solche Stellung desto befähigter. Ich bat aber, daß man mir meine Schwadron lassen möchte, da ich aus mehrfachen Gründen gar keine Neigung verspürte abermals als Ordonnanzofficier in einem fremden Hauptquartier zu dienen, und diese Bitte ward mir denn auch gewährt.

Doch ich benutzte diese Gelegenheit um einen alten Kameraden unter den englischen und hannoverschen Truppen des Herzogs von Wellington, die jetzt in unserer Nähe standen, zu besuchen. Es war für mich eine herzliche Freude, als ich jetzt zuerst die Husaren der englisch-deutschen Legion, in deren Mitte ich zwei so thatenreiche Jahre meines Lebens verbracht hatte, wieder begrüßen

konnte. Von meinen alten Kameraden, mit denen ich damals so manche Nacht am Bivouakfeuer verplaudert, so manche Flasche edlen Wein geleert und so manche herzhafte Attaque auf die bitter gehaßten Feinde mitgeritten hatte, fehlten jetzt Mehrere. Sie hatten entweder den Kriegertod auf fremder Erde gefunden oder so schwere Blessuren empfangen, daß sie als Invalide in dem jetzt von fremder Tyrannei befreiten Vaterlande zurückbleiben mußten. Die Jahre von 1812, 13 und 14 hatte die englisch-deutsche Legion fortwährend im Felde gestanden und in dieser Zeit manch blutigen Strauß zu Ehren des deutschen Namens wieder ausgefochten. Viele Officiere denen ich recht aufrichtig die Hände drücken konnte, befanden sich aber noch in der Legion. Auch unter den alten Husaren und Unterofficieren des Regiments, fand ich noch viele Bekannte und erfreute mich des Wiedersehens dieser wackeren Reitersleute. Eben so war ich sehr erfreuet meinen früheren treuen Bedienten, jetzt als stattlichen Unterofficier des ersten Husarenregiments wiederzufinden. Daß aber nichts die Menschen so fest miteinander verbindet, wie die Erinnerung gemeinsam verlebter Gefahren und Strapazen des Krieges, empfand ich jetzt wieder recht lebhaft bei diesem Besuch. Freundschaft im feindlichen Pulverdampf geschlossen verblaßt nicht so leicht wie manche andere, das glaube man mir.

Die Truppenstärke, die der Herzog — der auch so herablassend war — mir bei einer Parade, der ich beiwohnte, einige freundliche Worte zu sagen, was bei seiner gegen Fremde sehr abgeschlossenen Persönlichkeit, schon als große

Auszeichnung galt, jetzt in Belgien versammelt hatte, betrug ungefähr 80,000 Mann. Unter dieser Zahl waren aber nur 30,000 geborene Engländer die Uebrigen Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer und Holländer. Es befanden sich in diesem Heere allein 8 hannoversche Infanterie- und 3 Kavallerie-Brigaden. Wie verhältnißmäßig gering daher der national-englische Antheil an dem Sieg bei Waterloo war, dürfte hieraus hervorgehen.

Der militairische Werth dieser einzelnen Truppen war ein ungleich verschiedener. Bei Weitem die besten Corps waren die 8 Bataillone, 4 Kavallerieregimenter und 3—4 Batterien der englisch-deutschen Legion. Ich habe niemals in allen meinen Feldzügen Truppen gesehen, welche in so hohem Grade sämmtlichen Anforderungen, welche man an wahre, in jeder Hinsicht tüchtig durchgebildete Feldsoldaten machen kann, entsprachen wie diese tapfere Schaar. Aufrichtig mußte ich bedauern, daß diese alten Veteranen der Reiterei und des Fußvolks, jetzt unter keinen preußischen Fahnen fochten, so daß ein großer Theil des Waffenruhms, den sie sich auch in diesem Kriege wieder erwarben, nur den Engländern zu Gute kam. Lange nicht den gleichen Werth wie diese kampferprobte englisch-deutsche Legion, hatten die übrigen erst in letzter Zeit neu organisirten hannoverschen Truppen. Besonders die hannoversche Landwehr litt ebenfalls an den gleichen Uebeln, welche unsere preußische Landwehr 1813 bei ihrer Errichtung zeigte. Hätten diese ungeübten Soldaten mit ihren vielen neuen Officieren, die zwar sicherlich Tapferkeit und ehrenwerthen patriotischen Sinn zeigten, denen aber die

vielen kleinen Detailkenntnisse ihres Faches abgingen, wirkliche Strapazen auf längere Zeit ertragen müssen, ihre Reihen wären dann eben so schnell zusammengeschmolzen, wie dies bei unserer schlesischen Landwehr 1813 der Fall war.

Die national-englischen Truppen zeigten alle Vorzüge, wie Nachtheile, die ich schon früher bei Erwähnung meines kriegerischen Lebens auf der pyrenäischen Halbinsel, angeführt habe. An Standhaftigkeit, Kaltblütigkeit und Körperkraft brauchten sie den Vergleich mit den besten Soldaten der Welt nicht zu scheuen; an Beweglichkeit, Leichtigkeit und militairischer Geschicklichkeit wurden sie aber von vielen sehr weit übertroffen. So wäre der Herzog von Wellington es nicht im Stande gewesen mit seinen Engländern bei Waterloo das geschlagene Napoleonische Heer nur eine Stunde weit zu verfolgen, so schwerfällig zeigten sich seine Engländer. Die Ausrüstung war wie immer sehr luxuriös, aber häufig unpraktisch. Den besten Theil der englischen Truppen bildeten die Kavallerieregimenter, die zum Theil vortreffliche Pferde hatten, mit denen wir Preußen uns freilich nicht messen konnten.

Die nassauischen Truppen, welche im Heere Wellingtons fochten, habe ich persönlich nicht gesehen, hörte aber Gutes von ihnen. Sehr widersprechend lauteten die Urtheile über die ebenfalls erst neu formirten niederländischen Truppen, in denen viele Napoleonische Veteranen dienten. Ein Theil derselben zeigte, wie ich schon früher erwähnte, große Neigung zum Desertiren und soll sich auch später in der Schlacht nur höchst mittelmäßig geschlagen haben, ob-

gleich es sonst den eigentlichen Holländern nicht an einem ruhigen Muthe fehlt.

Eine große Freude gewährte es mir, als ich einige Tage später den Herzog Wilhelm von Braunschweig, meinem unvergeßlichen Kriegsherrn aus dem Jahre 1809, meine Aufwartung machen durfte. Der edle Welfenfürst nahm mich mit unveränderter Huld und Gnade auf und geruhte auch mich zu seiner Tafel — wo es freilich nur äußerst einfach zuging — zu befehlen. Der Herzog war seit dem Jahr 1810, wo ich ihn zuletzt gesehen, merklich gealtert und die schwere Zeit der Verbannung nicht spurlos an ihn vorübergegangen. Ungeschwächt blitzte aber noch das frühere Feuer aus seinem Auge und kräftig und mannhaft wie immer, zeigte er sich in Wort und That. Wenige Tage später als ich ihn sprach sollte er den Heldentod bei Quatre-Bras finden. Ehre sei seinem Andenken für immer!

Unter den Truppen, die der Herzog jetzt hier befehligte, fand ich nur einzelne wenige alte Bekannte, da das Husarenregiment, in dem ich selbst gedient hatte, noch im englischen Solde stand und augenblicklich auf der Insel Sicilien garnisonirte. Einige auch im Unglück treu erprobte Freunde durfte ich aber auch unter diesen braunschweigschen Truppen begrüßen. Die Stärke derselben, welche für ein so kleines Land wie Braunschweig ungemein groß war, betrug 4 Schwadronen Husaren, 1 Schwadron Ulanen, 2 Batterien Artillerie und 8 Bataillone Infanterie. Es befanden sich sehr viele junge im Felddienst noch gänzlich ungeübte Officiere und Soldaten darunter,

doch schien von des Führers Feuergeist ein Theil mit auf die Mannschaft übergegangen zu sein und Alle die ich sah, zeigten ein frisches, entschlossenes Wesen. Gerade bei dem Kontingent eines kleinen Landes, kommt ungemein viel darauf an, ob der Fürst ein echtes Soldatenherz besitzt, denn im entgegengesetzten Fall wird sich schwerlich ein wahrer militairischer Geist in demselben entwickeln können.

Einem so rastlos thätigen Feinde wie Napoleon gegenüber, konnte man auf einen baldigen Ausbruch der Feindseligkeiten gefaßt sein und so ließ denn dieser auch nicht lange auf sich warten. Alle Nachrichten die wir aus Frankreich erhielten, lauteten einstimmig, daß der Kaiser mit aller Kraft rüste, kein Mittel verabsäume sich ein möglichst starkes und kriegstüchtiges Heer zu schaffen, ein großer Theil der Armee gegen die belgische Grenze in Eilmärschen heranrücke und wir daher wahrscheinlich den ersten Anprall der Feinde auszuhalten haben würden. Immerhin, mochten sie nur kommen, wir erwarteten sie mit frohem Muthe und waren vollkommen gerüstet es mit ihnen aufzunehmen. Es hieß anfänglich, daß Napoleon sich zuerst gegen den Mittelrhein, wo sich ein großes Heer unter dem Fürsten Schwarzenberg sammelte, wenden würde, doch erkannte er in dem Fürsten Blücher unbedingt seinen gefährlichsten Gegner und beschloß daher gegen uns den ersten Stoß zu führen.

Seiner stets vorwärtsstrebenden Natur nach, wünschte Blücher, daß wir in den ersten Tagen des Juni, als unsere Truppen so ziemlich beisammen waren, in Frankreich einmarschiren und die Offensive gegen unsere Feinde er-

greifen sollten. Es ist auch nicht zu läugnen, daß ein solcher Plan sehr Vieles für sich hatte und ich glaube es wäre gut gewesen, wenn wir ihn befolgt hätten. Der stets vorsichtige, sicherlich niemals das Mindeste wagende Herzog Wellington, dessen ganze Feldherrngröße eigentlich nur in einer unerschütterlich zähen Defensive bestand, fand diesen Plan aber viel zu kühn, und widersetzte sich ihm auf das Entschiedenste und verweigerte seine Mitwirkung und so mußte er denn natürlich aufgegeben werden, da wir Preußen allein unter Blücher nicht stark genug waren, um es mit der ganzen Napoleonischen Streitmacht aufnehmen zu können. Der alte Vorwärts, dessen Natur überhaupt von der eines Wellingtons wie Feuer und Wasser abwich, ist über dieses starre Kleben an der Defensive ungemein aufgebracht gewesen.

„Soll der Napoleon denn immer gegen uns zuerst anmarschiren und warum auch nicht wir gegen ihn“ hatte er zu einem englischen Generalstabschef gesagt.

Am 12. Juni kam der Befehl unseres Brigadegenerals, daß wir uns zu einer größeren Expedition gegen die feindlichen Vorposten, die jetzt in unserer unmittelbaren Nähe standen, bereit halten sollten. Ich freute mich unendlich über diese Wiedereröffnung der Feindseligkeiten und auch meine Landwehrreiter, denen ich eine kurze Ansprache, wie der Soldat solche liebt, gehalten hatte, waren in ganz kampflustiger Stimmung. Unsere Pferde waren gut ausgefüttert, die Säbel geschärft, frisches Pulver auf die Pfannen der Pistolen geschüttet und so konnte es denn in Gottesnamen abermals losgehen.

Mit einem Officier des braven 19. Regiments, der 20 Tirailleurs befehligte, sollte ich als Avantgarde unseres Zuges vorausgehen, um über Mettez nach St. Florenne zu rücken. Ich freute mich nicht wenig hierüber, als plötzlich der Befehl vom General von Zieten erschien, daß die ganze Expedition unterbleiben solle. Das war wieder ein Strich durch die Rechnung, wie er den Soldaten im Kriegsleben so häufig trifft.

Am anderen Tage machte ich mit 30 der gewandtesten Landwehrreiter eine weit ausgedehnte Patrouille, bei der wir auf eine französische Husarenpatrouille von 12 Mann stießen. Wir sprengten auf diese zu, die Husaren jagten eiligst zurück und wir nahmen Einen derselben, dessen Pferd stürzte, gefangen. Damit war unser Zweck erreicht und ich ließ die weitere Verfolgung einstellen, da ich nicht wußte, ob wir in einen Hinterhalt der feindlichen Infanterie gerathen würden. Mein Gefangener, ein blutjunger Conscribirter, der kaum wußte, ob er das Pferd von rechts oder links besteigen sollte, schrie anfänglich jämmerlich und bat um sein Leben, weil man ihn erzählt hatte, wir Preußen brieten unsere Gefangenen stets lebendig am Wachtfeuer. Da ich ihn über sein ferneres Schicksal beruhigt und mit einem tüchtigen Schluck Rum aus meiner Feldflasche erquickt hatte, ward er ganz munter und erzählte uns, daß der Kaiser vor einigen Tagen beim Heere angekommen sei und allen Soldaten von ihren Officieren streng befohlen sei, ihn mit dreimaligem lauten „vive l'empereur“ zu begrüßen. Kriegerische Begeisterung hatte der junge Husar übrigens nicht im Mindesten und sagte

alle seine Kameraden, die eben erst ausgehoben waren, zögen ungern in den Krieg und nur den alten Soldaten könne es nicht toll genug hergehen.

Am Morgen des 15. Juni hörte ich seit Jahresfrist wieder den ersten feindlichen Kanonendonner.

Unsere Brigade sammelte sich nun eiligst und marschirte nach Fleurus zu, um nöthigenfalls weiter vorzurücken. Wir kamen jedoch diesmal noch nicht in das Gefecht, während unsere erste und zweite Brigade sich fast den ganzen Tag tüchtig mit dem Feinde herumschlug und herzhaft dessen heftigen Anprall aushielt. Ich selbst ward am Nachmittag mit einem kleinen Detachement vorgeschickt und kam bei dieser Gelegenheit eine Weile in die Feuerlinie des feindlichen Geschützes, so daß die Kugeln rechts und links uns über die Köpfe schlugen, ohne jedoch den mindesten Schaden uns zuzufügen.

Die Nacht bivouakirten wir in dichtem Getreide mit der 3. und 4. Brigade zusammen. Wir konnten mit Sicherheit erwarten, daß es am kommenden Morgen einen blutigen Tag geben würde und Manche von unseren westfälischen Landwehrsoldaten, die daheim Weib und Kind hatten und noch niemals in das Feuer gekommen waren, machten sehr ernste Gesichter und lustiger Gesang und Gespräch verstummte immer mehr bei ihnen. Viele suchten auf grobem Papier mit Bleistift oder verblaßter Dinte noch ein kleines Brieflein an die fernen Lieben in der Heimath zu schreiben, wobei sie oft auf den Knien vor der Trommel oder einem Holzblock, der ihnen als Schreibepult dienen mußte, lagen. Auch ich schrieb an meine

Louise, meiner theuren Braut im ostpreußischen Pfarrhause und hatte das Papier dabei auf den Sattel meines dänischen Hengstes gelegt. Das treue Thier welches mich nun schon von Rußland her und in so mancher Schlacht getragen hatte, blieb ruhig während des Schreibens liegen, als wüßte es, daß es mich dabei nicht stören dürfe, wendete nur manchmal den schlanken Hals mit dem kleinen Kopfe um und schaute wie verwundert mit den dunklen Augen auf mein Papier, als wolle es sehen, warum ich so eilig mit der Hand darauf hin und wiederführe. Den Kopf auf den Sattel des liegenden Rosses gestützt, machte ich, nachdem mein Brieflein geschrieben war, noch einen langen Schlaf, wie ich dies gern vor der Schlacht, um meine Kräfte recht zu sammeln that.

Mit grauendem Morgen marschirten wir am anderen Tage von unserem Bivouakplatz fort und die Infanterie unserer Brigade, besetzte das Dorf Ligny, während die Reiterei und Artillerie derselben, unmittelbar dahinter aufgestellt wurde. Da wir vom Feinde noch nichts vernahmen, so wurde erst gehörig abgekocht und die Soldaten erhielten ihre gute Mahlzeit wie es die Westpreußen und Westfalen, aus denen die Brigade größtentheils zusammengesetzt war, so sehr lieben. War es doch das letzte Mittagsessen, welches Viele dieser wackeren Burschen einnehmen sollten, denn die Verluste, welche die Infanterie unserer Brigade in diesem Kampfe um Ligny erlitt, waren ungeheuer.

Gegen 2 Uhr Nachmittags sahen wir die feindlichen Kolonnen in dunklen Massen sich gegen uns heranwälzen.

Da erblich wohl das Gesicht manches jungen Soldaten in unseren Reihen und er hätte sich gern möglichst weit von diesem gefährlichen Platze auf dem der Befehl ihn nun einmal gestellt, hinweggewünscht. Ruhig und fest blieb aber die Haltung Aller und die Worte der Officiere, Unterofficiere und älteren Soldaten ermunterten ersichtlich die jungen Rekruten, auch unter meiner Landwehrschwadron befanden sich manche Veteranen, die schon als westfälische Reiter im Dienste Napoleons in Spanien, Rußland und Deutschland hatten kämpfen müssen und mit theilweise sehr derben aber oft dabei witzigen Worten ihre jungen Kameraden zu ermuthigen suchten.

Ihrer Gewohnheit nach, eröffneten die Franzosen das Gefecht vor Ligny mit einer starken Kanonade aus 24 Geschützen, das von unserer Artillerie, zu deren Deckung wir aufmarschirt standen, lebhaft erwiedert wurde. Als die ersten Kugeln uns über die Köpfe sausten, duckten sich viele der jungen Soldaten unwillkürlich tief auf die Hälse der Pferde. Mein Zuruf „Pfui ihr Leute schämt Euch doch, wer wird vor solchen lumpigen französischen Kugeln so ein tiefes Kompliment machen" und dann meines alten Wachtmeisters Witze, ermuthigten Alle ersichtlich und das Bücken nahm immer mehr ab. Eine französische Kanonenkugel sauste aber bald so dicht bei mir vorüber, daß mein donischer Hengst sich hoch auf den Hinterfüßen umdrehte und einige Schritte seitwärts sprang bevor ich ihn wieder bändigen konnte. Ich war gerade im Begriff gewesen mir meine Pfeife frisch anzuzünden und diese fiel jetzt herunter und ward von den Hufen meines Pferdes

in Stücke zertreten; für mich ein sehr unangenehmer Verlust, da der Pfeifenkopf das Geschenk eines alten Kameraden in Spanien war. Als ich mich sogleich wieder nach meiner Schwadron, vor deren Front ich wohl an 20 Schritt vorgeritten gewesen war, umdrehte, sah ich dort eine Unordnung und ein Ausdrängen einzelner Pferde aus den Gliedern. Die Kanonenkugel war durch die Reihen gefahren, hatte einem Landwehrreiter, einem sehr braven, wackeren Mann, der zu Hause eine Frau und Kinder hinterließ, den halben Körper fortgerissen, seinem Hintermann ein Bein zerschmettert und außerdem einige Pferde so schwer verletzt, daß ich sie sogleich erschießen ließ. Ich brachte die Schwadron sehr bald wieder in Ordnung, zog einigen Feiglingen die schon davonjagen wollten, ein Paar derbe Hiebe mit der flachen Klinge über den Rücken, um sie auf diese unsanfte Weise an ihre Pflicht zu erinnern und führte die Züge dann einige 20 Schritte rechts seitwärts, wo wir durch einen kleinen vor uns liegenden Hügel mehr vor dem immer heftiger werdenden feindlichen Kanonenfeuer gedeckt standen.

Unter Trommelschall und lautem „vive l'empereur" stürmte französische Infanterie jetzt gegen Ligny vor, wurde aber von unseren Infanteristen so herzhaft empfangen, daß sie zweimal wieder zurückwich, bis es ihr endlich gelang sich der ersten Häuser und Gärten des langen Dorfes zu bemächtigen.

Ich ritt nun auf dem Kamm der Anhöhe vor und konnte von dort aus, dicht unter mir, eines der erbittertsten Dorfgefechte, welche ich jemals gesehen hatte, ganz deut-

lich beobachten. Mit einer Heftigkeit wie solche gar nicht größer sein konnte, wurde jetzt überall in den Höfen, Gärten, Straßen und Häusern von Ligny Stunden lang gekämpft und hin und her wogte der wilde Kampf ohne daß anfänglich sich ein Theil eines entscheidenden Erfolges über den anderen rühmen konnte. Die Franzosen haßten uns Preußen mehr wie alle ihre anderen Feinde und ein französischer Divisionsgeneral der Garde hatte seinen Soldaten geradezu verboten preußische Gefangene ihm zu zeigen, sondern Alle ohne Weiteres sogleich zu tödten. Es war dies ein so roher Befehl, wie ihn 1810 kaum ein Guerillasführer in Spanien oder 1812 ein Baschkirenoberst in Rußland, ertheilt haben würde. Aber wenn die Franzosen auch mit verzweifelter Wuth anstürmten, so empfingen sie die braven Westpreußen vom 19. Infanterie und die ebenso braven Westfalen vom 4. westfälischen Landwehrregiment, welche Ligny besetzt hielten mit der festesten Standhaftigkeit. War es den Feinden geglückt sich eines Hauses oder Hofes zu bemächtigen, so stürmte sogleich ein Trupp unserer Soldaten unter lautem Hurrah mit dem Bajonette zur Wiedereroberung vor. Es wurde im Dorfe selbst nicht sehr viel mehr geschossen, sondern Kolben und Bajonnette wütheten am meisten. Unsere Leute sind so ergrimmt gewesen, daß mir Officiere später erzählten, sie hätten wiederholt gesehen, wie einzelne Soldaten mit den bloßen Händen auf die Feinde losgestürzt, ihnen die Gewehre fortgerissen und sie dann erwürgt hätten. Selbst neben einander liegende preußische und französische Verwundete haben noch mit ihren Seitengewehren oder

Bajonnetten sich zu verletzen gesucht. Der alte gegenseitige Nationalhaß der Preußen und Franzosen zeigte sich hier wieder in so recht bemerklicher Weise.

Anfänglich sah ich nur französische Linieninfanterie des Gerardschen Corps in Ligny kämpfen, später erblickte ich aber viele Bärenmützen der Grenadiere der alten Garde; ein sicheres Zeichen, daß Napoleon sich des wichtigen Dorfes um jeden Preis bemächtigen wollte, da er diese auserlesene Truppe nur im äußersten Nothfall zu verwenden liebte. Und gegen diese alten schlachtengewohnten Gardisten, hielten jetzt westfälische Landwehrmänner, von denen über die Hälfte erst vor 4 Wochen zum erstenmal ein Gewehr in die Hand bekommen hatten, auf das muthigste stand. Die Officiere opferten sich aber auch fast alle mit der größten Hingebung auf. Unsere Verluste waren überhaupt furchtbar und ich habe später erfahren, daß die 6 Infanteriebataillone unserer Brigade, die ungefähr 4000 Mann stark sein mochten, in diesem Kampfe allein 24 todte oder verwundete Officiere und 2300 todte oder verwundete Soldaten und Unterofficiere gehabt haben. Ein Verlust, der also über die Hälfte der Streiter beträgt. Das 4te westfälische Landwehrregiment allein verlor 665 Mann an Todten und Verwundeten, darunter 10 Officiere und es standen am anderen Tage von dem ganzen Regiment nur noch etwa 800 Mann unter den Waffen, daher die drei Bataillone in zwei zusammengezogen werden mußten. Als unsere Truppen gewiß zum drittenmal Ligny wieder erobert und die Feinde fast aus allen Häusern desselben vertrieben hatten, beschossen die Franzosen dasselbe

mit Granaten und steckten es dadurch in Brand. Von diesen Granaten flogen manche bis zu uns, tödteten und verwundeten einige Pferde und Leute und brachten dadurch bei den vielen ungerittenen Thieren und jungen Rekruten mitunter eine solche Unordnung hervor, daß ich wiederholt mit kernhaften Flüchen und gut angebrachten flachen Säbelhieben dazwischen fahren mußte, um die nöthige Ordnung in den Zügen stets wiederherzustellen. Für eine Kavallerie ist es stets eine harte Geduldsprobe, wenn sie ruhig halten und sich beschießen lassen muß, ohne selbst thätig zur Offensive übergehen zu können; dies erfuhr ich am heutigen Tage wieder so recht, obgleich sonst unsere Verluste — besonders im Vergleich zu denen der Infanterie — nur sehr unbedeutend waren. Auch unsere Artillerie, welche unaufhörlich feuerte, so daß sie zuletzt sich fast verschossen hatte, verlor nicht sehr viele Leute, doch ward der Hauptmann Anders, der mir zunächst haltenden Batterie, ein sehr tüchtiger Officier, erschossen.

Die Dämmerung des langen Junitages fing schon allmälig an einzubrechen, als unsere so sehr zusammengeschmolzene Infanteriebrigade von der 3ten Infanteriebrigade unter dem General von Jagow, die aus dem 7ten und 29ten Infanterieregiment und dem dritten westfälischen Landwehrregiment bestand, abgelöst wurde und in die Reserve zurückging. Ich ritt einen Augenblick an diese heldenmüthigen Streiter, die heute so viel zur Ehre der preußischen Fahne geleistet hatten, heran um mich mit dem Oberst von der Gröben, Kommandeur des 4ten westfälischen Landwehrregiments, dem alle seine Pferde unter dem Leibe er-

schossen waren, so daß er zuletzt zu Fuß fechten mußte, zu besprechen. „Nicht wahr meine Burschen haben sich heute wie die besten Gardisten geschlagen" schmunzelte der Oberst, der anfänglich nur ungern ein Kommando in der Landwehr übernommen hatte, und aus vollem Herzen mußte ich ihm hierin beipflichten. Die Leute sahen vom Gefecht furchtbar mitgenommen aus. Bei der sehr starken Hitze hatte sich der Schweiß, Pulverdampf und Staub zu einer so dichten Schmutzkruste vermengt, daß die Gesichter fast mulattenartig erschienen und man die grünen Kragen und Aufschläge an den blauen Litewken gar nicht mehr erkennen konnte. Halsbinden hatten Alle fortgeworfen, die schmutzigen Hemden oder die behaarte braune Brust schaute aus den offenen Röcken hervor, manche die wegen leichter Wunden, die Reihen gar nicht hatten verlassen wollen, trugen einen selbstangelegten Verband aus dem häufig das Blut hervorquoll; bei dem mehrstündigen Dorfgefechte und dem häufigen Durchkriechen der Hecken waren Röcke und Hosen zerrissen, daß die Fetzen umherhingen und die bloße Haut hinausschaute; kurz Jemanden der gewöhnt ist die Tüchtigkeit einer Truppe nur nach ihrem blanken Aussehen auf dem Paradeplatz zu beurtheilen, hätte der Anblick dieses, aus dem Gefechte von Ligny zurückkommenden 4ten westfälischen Landwehrinfanterieregiments ein Gräuel sein müssen.

Aber nicht allein bei Ligny tobte an diesem Tage der Kampf, rechts und links von uns brüllte der Kanonendonner, knatterte unaufhörlich das kleine Gewehrfeuer und man konnte aus der stürmischen Heftigkeit der gegen uns

geführten Angriffe, sehr wohl erkennen, daß Napoleon während seines Aufenthaltes auf Elba, sein altes Handwerk nicht vergessen hatte. Bei St. Amand stürmte Vandame, dieser kühne Krieger mit vielem Eifer, während Grouchy gegen Sombref vordrang. Auch Kavallerieattaquen rasselten nicht weit von uns vorüber, ohne daß ich wegen des Staubes und Pulverdampfes das Nähere erkennen konnte, wie denn überhaupt ein Officier, der selbst in der Front beschäftigt ist, äußerst selten einen allgemeinen Ueberblick der Schlacht haben wird. Wie gern hätte ich mit meiner Schwadron dem 6ten Ulanenregiment, welches nicht sehr weit von uns im Trabe vorging, mich angeschlossen und auch meine Landwehrreiter wären lieber mit vorgeritten, als stets den Säbel in der Hand ruhig im feindlichen Kanonenfeuer halten zu müssen. Wir waren aber hier als Reserve unumgänglich nothwendig an unserem Platze.

Gegen Abend brachte ein verwundeter Ulanenofficier, der ich weiß nicht wie, bis zu uns versprengt war, plötzlich die Nachricht, daß der Feldmarschall Blücher, der nach beliebter Weise persönlich an der Spitze der Reiterei attaquirt hatte, mit dem Pferde gestürzt und dann von den Franzosen gefangen genommen sei. Ich ward fast starr vor Schrecken als ich diese schauerliche Nachricht hörte, die als ganz gewiß bezeichnet wurde. Ich sandte sogleich einen zuverlässigen, gewandten Landwehrreiter auf die Höhe von Brye, wo wie ich wußte das Blüchersche Hauptquartier seinen Platz hatte, um mir unter allen Umständen die schleunigste Nachricht zu bringen. Die Zeit,

welche verging, bis der Soldat wieder zurückkommen konnte ist mit die peinlichste meines ganzen Lebens gewesen. Endlich kam er auf schweißbedecktem Pferde zurückgejagt und meldete, daß der Feldmarschall zwar mit dem erschossenen Rosse gestürzt und etwas gequetscht, sonst aber wohlbehalten wieder bei uns sei. Selten habe ich Gott so aus voller Brust gedankt, wie bei dieser Nachricht und auch meine Landwehrreiter, denen ich sie sogleich mittheilte, brachen in lauten Jubelruf aus. Die Folgen welche Blüchers Gefangennehmung nach sich gezogen hätte, wären ganz unermeßlich gewesen. Nach der Niederlage des heutigen Tages, wäre bei des Feldmarschalls Abwesenheit wahrlich unser Heer nicht am 18. wieder völlig kampfbereit bei Belle-Alliance erschienen, Wellington hätte dann auch diese Schlacht entschieden verloren und die Weltgeschichte dadurch sehr leicht eine andere Gestaltung erhalten.

Nun wir unseren alten Feldmarschall wieder hatten, konnte Ligny immerhin verloren gehen, das schadete weiter nicht so viel und war auf ein andermal auszugleichen.

Napoleon, dem Alles daran lag sich des brennenden Dorfes, dieses Centrums unserer Schlachtordnung, zu bemächtigen, hatte von Neuem immer wieder frische Gardetruppen gegen dasselbe vorstürmen lassen. Zwar vertheidigten sich die Bataillone der Jagow'schen Brigade Schritt vor Schritt, allein diesen gewaltigen Stoß, der ihnen an Zahl weit überlegenen feindlichen Garde, vermochten sie nicht auszuhalten, und so ging Ligny, in dessen Straßen

und Höfen allein einige tausend Menschen den Tod gefunden hatten, am Abend ganz für uns verloren.

Die Feinde wollten nun diesen Sieg weiter benutzen und feindliche Kürassiere stürmten vor, erhielten aber von einigen Quarrées unserer Infanterie, so tüchtige Salven, daß sie bald wieder zurückgingen. Auch unsere Artillerie, die theilweise ihre Munition verschossen hatte, fuhr jetzt bis auf die Höhen hinter Brye zurück und ihren Rückzug deckend, ritten wir Schritt vor Schritt hinterher. Wiederholt schien es, als wenn feindliche Tirailleurs und Plänkler uns folgen wollten, allein wir machten dann Front, gingen auch einige hundert Schritte wieder vor und alsbald verschwanden auch die Feinde. So hatten wir zwar unsere Stellungen eingebüßt und dadurch die Schlacht verloren, allein von einer Flucht, ja nur von einem unordentlichem Rückzug war — wenigstens bei dem Theil unserer Truppen, welche ich übersehen konnte — keine Spur zu finden. Wir setzten unseren Rückmarsch in nächtlichem Dunkel noch einige Stunden fort und bivouakirten dann in einem großen Weizenfelde, dessen fast reife Aehren unseren Pferden ganz gute Nahrung lieferten. Da alle unsere Infanteristen übermenschlich ermüdet waren, wir aber den ganzen Tag ziemlich ruhig gehalten hatten, so besetzten wir fast allein die Feldwachen und immer die Hälfte der Pferde blieb gesattelt. Es kam jedoch weiter zu keinem nächtlichen Ueberfall und die Feinde schienen von der entsetzlichen Blutarbeit des Tages selbst so hart mitgenommen zu sein, daß sie an keinen Angriff mehr dachten.

Bei sehr schlechtem Wetter brachen wir am Morgen des 17ten Juni wieder auf um über die Dile zu gehen. Die Stimmung der Truppen war zwar ernst aber nicht im Mindesten entmuthigt und wenn man es uns auch anmerken konnte, daß wir auf einem Rückzug und nicht auf einem Siegesmarsch begriffen waren, so war die feste Haltung bei Allen — ein Paar ganz vereinzelte Truppentheile ausgenommen — doch nicht im Mindesten verloren. „Eenmal verspält, is dat Spill noch nicht ut, Morgen is ok noch een Dag" sagte ein pommerscher Soldat zu seinem neben ihm gehenden Kameraden, der klagen wollte und er hatte Recht hierin. Zu dieser festen Haltung des Heeres trug wesentlich die Munterkeit nnd Frische unseres 74jährigen Feldmarschalls, mit bei. Er hatte sich die geschundenen Glieder mit Brandwein waschen lassen, dann selbst einen tüchtigen Schnapps hinter die Binde gegossen und sich nun — obgleich ihm das Reiten bedeutende Schmerzen machen mußte — zu Pferde gesetzt und war so neben den Truppen geritten, Witze und lustige Reden mit vielen einzelnen Soldaten wechselnd, die sich dann wie ein Lauffeuer schnell fortpflanzten. So etwas hilft schon bei unseren deutschen Soldaten. Ich selbst sah den alten Helden nur flüchtig bei mir vorüberreiten, obgleich ich ihn so gern meine innige Freude über seine glückliche Rettung ausgedrückt hätte. Auch meine westfälischen Landwehrreiter verloren jetzt ihre gute Haltung keine Stunde. Bei dem Regenwetter quollen aber viele neue Sättel und da die Leute, wie häufig junge Reiter, sich während des Marsches rekelten und unruhig saßen,

so hatte ich leider sehr bald eine Unmasse arg gedrückter Pferde. Ich griff energisch durch, und Alle, welche ihre Pferde gedrückt hatten, mußten absitzen, den Mantelsack auf dem Rücken nehmen und nun durch Dick und Dünn zu Fuß neben uns herpatschen, was den etwas bequemen Westfalen, sehr unangenehm vorkam. Im eigentlichen Kampfe, wenn sie recht energische Officiere haben, leisten Rekruten und Landwehrsoldaten oft eben so viel wie altgediente Truppen, aber auf Märschen, bei Strapazen und derartigen Dingen, zeigt sich das große Uebergewicht Letzterer. Eine russische oder österreichische Schwadron hätte in ähnlicher Lage kaum ein gedrücktes Pferd gehabt, während ich bereits einige Dutzend besaß und nur zu sehr besorgen mußte, daß der gefechtstüchtige Zustand meiner kleinen Schaar, dadurch ungemein verringert würde.

Am Abend bivouakirten wir bei strömendem Regen unweit Wavre, doch gelang es uns Feuer anzumachen und da es nicht an Lebensmittel fehlte, auch Brandwein für die Leute herbeigeschafft werden konnte, so war die Stimmung gar nicht so schlecht. Nur die Trauer über die vielen Verluste des gestrigen Tages, trübte die gute Laune unserer Leute, sonst hätten sie wahrscheinlich lustige Lieder angestimmt, so wenig war ihre Zuversicht gebrochen. Von meiner Schwadron hatten viele Soldaten nahe Angehörige im 4. westfälischen Landwehrregiment dienen und nur zu oft erfuhren sie am heutigen Abend, wo sie sich zuerst nach den Schicksalen derselben erkundigen konnten, daß diese getödtet oder doch verwundet wären. So hatte ich einen Reiter, dessen beide Brüder in der gestrigen Schlacht er-

schossen waren. Wir erfuhren jetzt mit Bestimmtheit, daß der Feldmarschall dem Herzoge von Wellington versprochen habe, ihm am anderen Tage mit seinem Heere zur Hülfe zu kommen, wenn er eine Schlacht den Franzosen anbieten wolle und da wir wußten, daß unser Alter gewohnt sei in derartigen Dingen unbedingt sein Wort zu halten, so konnten wir schon auf einen blutigen Strauß gefaßt sein. Unsere Soldaten freuten sich hierauf und meinten, man solle sie nur wieder gegen den Feind führen, sie wollten die Scharte von gestern schon wieder auswetzen.

Ich selbst mußte in der Nacht mit 60 der besten Landwehrreiter abermals eine weite Patrouille machen, was bei den tiefen Wegen, dem steten Regen und der großen Dunkelheit kein angenehmer Auftrag war. Wir stießen auf eine französische Kavalleriepatrouille, die so weit dies in der Finsterniß zu erkennen war, ungefähr eine gleiche Stärke wie wir selbst haben mochte. In dem engen Wege dem strömenden Regen und der dadurch veranlaßten großen Finsterniß, war an kein Gefecht zu denken und so blieben wir denn an 30—40 Schritte entfernt, ruhig vor den Franzosen, die ebenfalls anhielten, stehen. Wohl an 2 Stunden hielten wir so auf dem Platze und meine Leute machten nur mitunter ihren Haß gegen die Feinde durch einzelne Pistolenschüsse, die doch nicht trafen und eine Menge der derbsten westfälischen Schimpfworte, Luft. Das Ganze hatte eigentlich etwas sehr Komisches. Als die Morgendämmerung zu grauen begann, machten die Franzosen ruhig kehrt und gingen zurück und auch ich that ein Gleiches.

Da die Infanterie der 4. Brigade des ersten Corps bei Ligny am Meisten gelitten hatte und fast über die Hälfte zusammengeschmolzen war, so brach sie am 18. Juni erst gegen Mittag aus ihrem Bivouak bei Wavre auf und bildete den Schluß des Corps. Schon tönte ein heftiger Kanonendonner uns von Soignys her entgegen und verkündete, daß das Heer Wellingtons mit Napoleons Heerschaaren bereits im blutigen Kampfe begriffen sei. Rastlos und mit Aufbietung aller Kräfte ward nun vorwärts marschirt, denn selbst jeder gemeine Soldat fühlte, daß es des Feldmarschalls und somit auch des preußischen Heeres Ehre erfordere, dem Herzoge von Wellington, der im Vertrauen auf unsere Hülfe die Schlacht angenommen hatte, nun auch rechtzeitigen Beistand zu leisten. Alle Augenblicke kamen Ordonnanzen und Adjutanten von dem ungeduldigen Feldmarschall angejagt mit dem Befehle den Marsch zu beschleunigen und Alles aufzubieten, um recht zeitig auf dem Schlachtfelde anzulangen. Die vielen engen Waldwege und Defileen, die wir passiren mußten, waren aber so voll Wasser, daß alle Augenblicke Geschütze und Munitionskarren stecken blieben und somit auch unseren Marsch aufhielten, so daß wir trotz alles Vorwärtstreibens, selbst beim besten Willen nur ziemlich langsam marschiren konnten.

Unser 19. Infanterieregiment mußte jetzt bei Bierge zurückbleiben, da der Marschall Grouchy uns bei Wavre in die Flanke zu fallen drohte.

Gegen Abend ward ich zu der Brigade Steinmetz unseres Armeecorps, welche die Avantgarde bildete abgesandt. Immer brüllender ward der Kanonendonner, im-

mer näher rückte uns mit jedem Schritte vorwärts das Toben der Schlacht, in der Napoleon mit verzweifelter Kraft um seine fernere Existenz rang.

Von der Höhe von Planchenoit aus, konnten wir den Riesenkampf, der zu unseren Füßen tobte, ziemlich klar übersehen. Die englisch-deutsche Linie war schon ungemein gelichtet und selbst an einzelnen Stellen durchbrochen, während die Franzosen dichte Sturmkolonnen bildeten, um ihre Gegner zu vernichten bevor die preußische Hülfe sie rettete. Die höchste Eile war geboten, denn eine Stunde Versäumniß konnte hier von unermeßlicher Bedeutung für ganze Geschlechter sein. Wären wir Preußen jetzt nicht noch gerade zur rechten Zeit gekommen und hätte unser alter Feldmarschall somit vollgültig sein geleistetes Versprechen erfüllt, so war der Herzog von Wellington, trotz der Kaltblütigkeit seiner Engländer und der heldenmüthigen Aufopferung der deutschen Legion, von der einzelne Truppentheile wirklich das Aeußerste leisteten, was man von den besten Truppen nur irgend wie erwarten konnte, unrettbar verloren.

Unsere Truppen hatten sich in aller Eile kaum von den unausbleiblichen Unordnungen, die ein eiliger Marsch in engen Waldwegen hervorbringen muß, geordnet und etwas verschnauft, als der rastlose Eifer des Feldmarschalls von Blücher sie in das Feuer führte. Die Brigade Steinmetz war die erste Infanterie von uns, welche hier thätig eingriff. Ich war kaum in die feindliche Schußlinie mit hineingeritten, so traf mich ein Schuß in den

Schulterknochen des rechten Armes und zerschmetterte denselben gänzlich.

Somit war meine militairische Laufbahn für immer beendet. —

Ich sank blutend vom Pferde, wurde fortgetragen, verlor bald das Bewußtsein und als ich zuerst wieder ganz zu mir kam, befand ich mich in einem Lazareth in Brüssel. Die gute Pflege stellte mich zwar wieder her, aber der Arm mußte am Ellbogen abgenommen werden.

War Deutschland jetzt doch von feindlicher Tyrannei gerettet und mein preußisches Heer abermals als Sieger in das so übermüthige und nun so tief gedemüthigte Paris eingezogen — so konnte ich die rechte Hand schon entbehren.

Nachschrift des Herausgebers.

Der würdige Veteran, dessen Lebenslauf ich im vorliegenden Werke nach seinen mir überlieferten Tagebüchern und Aufzeichnungen zu schildern versuchte, hat vor zwei Jahren einen sanften Tod gefunden. Auch in der Zeit des Friedens und der Ruhe, wie 1848 der revolutionairen Aufregung, war der schöne Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland" der stete Leitstern seines Lebens, dem er unverbrüchlich treu folgte.

Möge sein Beispiel gute Nachahmung bei allen jungen Kameraden der verschiedenen deutschen Heerestheile finden, dies ist der Hauptzweck der mich zur Herausgabe dieses Buches bewogen hat. Ich hoffe geneigte Leser können auch gerade in jetziger Zeit, Manches aus demselben lernen was der Beachtung nicht ganz unwerth sein dürfte.

Schwerin, im April 1861.

Julius von Wickede,
Großherzogl. Mecklenb.-Schwer. Rittmeister a. D.,
Ritter u. s. w.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Wickede, Julius <<von>>,

Ein deutsches Reiterleben Erinnerungen eines alten Husaren-Officiers aus den Jahren 1802 bis 1815

Bd.: 3

Berlin 1861